Digitized by Google

Germ. sp. 31 co

Bencke, Otto

Digitized by Google

Digitized by Google

Hamburgische

Geschichten und Denkwürdigkeiten,

zum Theil nach ungedruckten Quellen

erzählt

von

Dr. Otto Beneke.

Hamburg.

Perthes-Besser & Mauke.

1856.

Digitized by Google

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Digitized by Google

Vorwort.

Eine hie und da gewünschte Fortsetzung der vor zwei Jahren erschienenen Hamburgischen Geschichten und Sagen, in völlig gleicher Weise, vermag ich nicht zu bieten. Nach ihrer Auswahl und Anordnung die Hauptmomente der älteren vaterstädtischen Geschichte umfassend, stellen sich dieselben als ein bereits ziemlich gerundetes Bild der Vergangenheit dar, für dessen Seitenstück es an den besten Gegenständen der Erzählung fehlen würde. Daneben ist auch einer der Bestandtheile jenes Buches, der ohnehin nicht sehr reiche Sagenkreis, mindestens so weit meine Kunde reicht, fast gänzlich erschöpft. Die etwa noch vorhandenen (mit einzelnen

Digitized by Google

Gebräuchen, Einrichtungen und Gebäuden verknüpften) sagenhaften Ueberlieferungen sind für die selbstständige Wiedererzählung theils zu unerheblich, theils, aus grobem Mißverständniß der Thatsachen hervorgegangen, ohne allen historischen oder poetischen Werth, theils endlich, als ersichtlich dichterische Schöpfungen neueren Datums, ohne volksthümliche Ursprünglichkeit und Geltung.

In der gegenwärtigen Sammlung ist deshalb das Gebiet der Sage gänzlich verlassen und dafür durchgängig der historische Boden gewählt. Die innere Geschichte unseres Gemeinwesens enthält eine Menge solcher Ereignisse und Zustände, welche nicht nur an sich einen hinlänglichen Grad allgemeiner Bedeutsamkeit besitzen, sondern auch, durch das Gepräge einer gewissen Eigenthümlichkeit, unsere Stadt in bemerkenswerther Weise bezeichnen; Ereignisse und Zustände, welche sehr wohl in den Rahmen eines Zeit- oder Sittenbildes passen, und es daher aus äußeren wie inneren Gründen verdienen als Hamburgische Geschichten und Denkwürdigkeiten erzählt zu werden.

In einer der Beurtheilungen des obengedachten Buches war dessen Verfasser der Rath gegeben, bei einer künftigen ähnlichen Sammlung das topographische, das cultur- und sittengeschichtliche Gebiet noch mehr in's Auge zu fassen. Daß ich diesem gewiß richtigen Finger-

Digitized by Google

zeige gern gefolgt bin, wird der vorliegende Band darthun, dessen Inhalt großentheils diesen Gattungen der geschichtlichen Denkwürdigkeiten oder denkwürdigen Geschichten angehört, wohin auch einige Gaukler-, Malefiz- und Spukgeschichten zu rechnen sein werden.

Daneben habe ich das biographische Element thunlichst berücksichtigt, und manche weniger bekannte oder vergessene Persönlichkeit des alten Hamburg in Characterzügen oder Lebensbildern darzustellen versucht.

Das dem Buche angehängte Inhalts-Verzeichniß giebt zugleich eine gedrängte Uebersicht der vorzüglichsten Quellen, aus welchen ich geschöpft habe. Vielfache Ausbeute gewährten die jetzt in den Hintergrund getretenen gedruckten Werke der älteren Autoren über Hamburgische Topographie, Geschichte, Verfassung und innere Einrichtungen. Dennoch habe ich den größten Theil des Stoffes entweder unmittelbar aus deren Rüstkammern oder aus noch völlig unbenutzten handschriftlichen u. a. Materialien genommen, unter welchen ich mit dankbarer Anerkennung die mir zur Einsicht verstatteten Acten und Sammlungen unseres Stadtarchives hervorhebe. Durch diese ungedruckten Quellen bin ich in den Stand gesetzt worden, den Freunden unserer Geschichte manche Einzelheiten wie Gesammtbilder vorzuführen, welche ihnen vielleicht mehr oder minder neu sein dürften.

Digitized by Google

Möge denn auch diese Sammlung verschollener Kunden der Vorzeit bei den Genossen der Gegenwart eine solche Theilnahme finden, wie sie hervorgeht aus der lebendigen warmen Liebe zu unserer alten ehrenreichen Vaterstadt.

Hamburg, am 28. November 1855.

Dr. **Otto Beneke.**

Digitized by Google

1. Lübeck, Bremen, Hamburg?

(1307.)

Es war im Jahre des Herrn 1307 im Sommer, da trafen ſich zwei gute Bürger, Tylo Bodendorp der Lübecker und Hinrik Berſing der Bremer, allhier zu Hamburg in derſelben Herberge in der Deichſtraße.

Gegen Abend, als ſie am Heerde beiſammen ſitzen und das Hamburger Bier anſchlägt, gerathen ſie in eine warme Unterhaltung. Jeder ſprach, wie's hanſiſchen Bürgern ſo wohl anſteht, von ſeiner Stadt das Beſte. Daheim wird freilich vieles getadelt, und auf Bauweſen, Brodtordnung und Brauwerk wacker geſcholten, aber draußen, und zumal einem Mithanſen gegenüber, da iſt alles herrlich, und was es auf Erden Treffliches giebt, in der Vaterſtadt da iſt's noch viel beſſer, nämlich am allerbeſten. — Da nun Hinrik Berſing der Bremer den Mund etwas voll nahm, ſo verdroß dies mehr als billig den Lübecker, und da er nicht ſo flink mit der Zunge war und ſein vernünftig Gegenwort ſtetig überhört blieb, ſo brach endlich ſein verhaltner Grimm in ein ſchier unvernünftig Schmähen gegen den Rath und die Stadt Bremen aus. Als nun Berſing erwiederte: trinke dein Bier gemächlicher und ſage mir, weſſen du die Bremer bezüchtigſt? da wußte Tylo ſich nicht anders zu helfen, als daß er ſagte: die Bremer Rathsherren ſeien hoffährtig und maaßten ſich Gold und Pelzwerk in der Kleidung

Digitized by Google

an, so ihnen nicht gebühre. Versing aber entgegnete: doch haben sie das Recht dazu, und zwar vom Kaiser, schon hundert Jahre früher, ehe denn es in Lübeck Rathmannen gab. Dabei lachte er gar spöttisch, und das stieg dem ehrlichen Tylo so zu Kopfe, daß er sich nicht entsah, dem Bremer Bürger in's Gesicht zu sagen: das leugst du in deinen Bart hinein, es ist falsch und kein wahres Wort daran. Hiezu lächelte der Bremer wieder und entgegnete: das sollt du mir hernach zu Ehren meiner Stadt entgelten, jetzt vernimm, wie ich's beweise was ich behauptet. Die Bremer sind unter ihren Rathsherren mitgewesen bei der Heerfahrt Herzogs Gottfried von Bouillon, und haben das heilige Land gewinnen helfen, derweil ihr Lübecker still zu Hause geblieben seid. Darum erhielten die Bremer bei ihrer Heimkehr vom Römischen Kaiser drei herrliche Stücke der Hoheit, derer sie sich ewig freuen werden; zum ersten, daß sie frei sind vom heimlichen Gerichte der Vehme; zum andern, daß sie die Weser, des Reiches freie Straße, vertheidigen dürfen gegen jede Unbill bis in die salze See; zum dritten, daß die Bremer Rathsherren an ihrer Kleidung Gold und Pelzwerk tragen dürfen wie Ritter und Semperfreie. Und zum Zeugniß solcher drei Hoheiten dürfen wir unserm Roland auf dem Markte des Kaisers Wappenschild vorhängen, verwahren auch darüber eine Urkunde mit kaiserlichem Insiegel als köstlichstes Arcanum der Stadt.

Als nun Tylo dennoch des Bremers Worten nicht glauben mochte, sondern Zeugen oder Beweise forderte, da sagte Versing: Zeugen wären nicht mehr am Leben, aber Beweise wolle er bringen, nach Erkenntniß des Raths allhie zu Hamburg, bei dem er den Lübecker morgen wegen seiner Schmähung zu verklagen gedenke.

Da verschrak Tylo Bodendorp und saß still und in sich gekehrt da. Aber sein Widerpart ließ nicht ab, erhub mit vielen

Digitized by Google

Worten Bremen weit über Lübeck, und vermaaß ſich zu beweiſen, die Bremiſche Freiheit ſei größer denn die Lübſche. Dem entgegnete Tylo erzürnt: wie iſt das zu vergleichen? Wir ſind kaiſerlich frei, ihr ſeid dem Erzbiſchof unterthan! — Hinrik Verſing war ein kluger feiner Mann, in jure wohlbeſchlagen und konnte reden wie ein Procurator. War auch ſeines Bürgermeiſters Henrich von Hilligendorp's Schreiber geweſen und hatte von dem manches erlernet. Alſo begann er nun mit St. Wilhad und Karl dem Großen, und rechnete an den Fingern ſieben fernere Hauptſtücke Bremiſcher Freiheit her, daraus hervorgehen ſollte, daß Lübeck trotz ſeiner kaiſerlichen Freiheit dennoch minder gefreiet ſei als Bremen, des Erzbiſchofs Stadt. Und weil er die Rede wohl zu fügen verſtand, und alles ins beſte Licht zu ſetzen wußte, ſo kam's auch beinah alſo heraus. Gut nur, daß kein Hamburger dabei war, ſonſt hätt er den auch zu beſchwatzen getrachtet, daß Bremen über Hamburg ſtehe.

Tylo der Lübecker aber, dem es vor Bierdunſt und Wortſchwall ſchier wirr im Kopfe wurde, konnte nichts weiter entgegnen, nur rief er trotzig, Lübeck ſtehe doch über Bremen, Lübeck ſei das Haupt der Hanſe und die beſte Stadt im Reich. Da er nun nicht rück- noch vorwärts konnte, verfiel er wieder auf das leidige Gold und Pelzwerk der Bremer Herren, das ihn zumeiſt verdroß, und ſprach: kannſt du mir deiner Herrn Recht dazu nicht beweiſen, ſo bleibſt du doch ein Lügner. Wohlan, ſagte Verſing, morgen hier vor Gericht, da ſollt du mir's entgelten, daß du mich Lügner geheißen haſt; und der Hamburger Rath ſoll's entſcheiden, je nachdem ich's beweiſe oder nicht, ob Bremen beſſer ſei denn Lübeck oder ob Lübeck über Bremen ſtehe.

Andern Tages im Rathhauſe ließ Jeder ſeine Rede laut werden, und Hinrik Verſing ſprach am lauteſten und klügſten.

Digitized by Google

Als der Rath nun vernahm, daß er ſollte zu Gericht ſitzen über die größere oder geringere Macht ſeiner Mithanſen zu Lübeck und Bremen, da entſatzte er ſich ſehr und mochte gar nicht dran. Denn obſchon Bremen wegen verweigerter Bundeshülfe von der Hanſe auf etliche Zeit excludiret war, ſo wollte man doch keinen ärgerlichen Handel mit der werthen Stadt anſpinnen, um der Thorheit zweier Bürger willen. Zu geſchweigen, daß es immer unziemlich läßt, über zweier Freunde Vorzüglichkeit öffentlich zu erkennen. Alſo redeten die Hamburger Herren den fremden Bürgern liebreich zu, ſie möchten ſich vertragen und des unnützen Haders vergeſſen. Dachten dabei in der Stille: wie ſtreitet ihr euch doch um des Kaiſers Bart, denn weder iſt's Lübeck noch Bremen, ſondern die beſte Stadt im Reich iſt die, wo wir ſitzen und über euch judiciren. Berſing wollte aber von keinem friedlichen Vergleich hören, und da er merkte, daß der Rath die ganze Sache von der Hand zu weiſen trachtete, rief er: in eurer Stadt bin ich geſchmähet und Lügner geſcholten, drum verlange ich mein Recht, und alſo müßt ihr erkennen, anders ſeid ihr Juſtizverweigerer und des Rechtes Feinde. — Hiernach ging der Rath auf den böſen Handel ein, und erkannte zuvörderſt: Hinrik Berſing müſſe binnen 3 Wochen, wie er ſich erboten, den Beweis bringen, daß die Herren zu Bremen in alle Ewigkeit kaiſerlich privilegiret ſeien, Gold und Pelzwerk auf ihren Röcken zu tragen; dann ſolle weiter erkannt werden, wie Rechtens.

Und binnen 3 Wochen ſtanden richtig Tylo Bodendorp aus Lübeck und Hinrik Berſing aus Bremen wiederum vor dem Rath zu Hamburg. Berſing hatte von ſeinem Rathe das berührte Privilegium mit dem kaiſerlichen Inſiegel ſelbſt zwar nicht entlehnen können, wohl aber ein Vidimus, eine beglaubte Abſchrift unterm Stadtpitſchaft, mit der Weiſung, das Original könne Jedweder, den's kümmere, in Curia zu

Digitized by Google

Bremen beſichtigen. Und Berſing forderte Tylo's Buße und das Erkenntniß: daß Bremen's Hoheit größer denn die Lübecks, von wegen des Pelzwerks.

Als dies die Hamburger Rathsherren laſen, wurden ſie unmuthig. Sie beſprachen ſich lange heimlich, während die zwei Gegner abtreten mußten. Es war eine kützliche Sache. Dem Tylo gönnten ſie wohl die Buße für ſein Schmähen, aber damit hätten ſie zugleich die größere Hoheit Bremens anerkannt, was noch nimmermehr in der Wahrheit! Und da Lübeck das Haupt der Hanſe, ſo hätte der Spruch auch angezeigt, daß Bremen über Hamburg ſtehe, was doch noch irriger. Und das ehrwürdige Haupt der Stadt, Herr Theudo Wandſnyder van der Mölenbrügg, forderte Raths, was zu thun in ſolcher Beklemmniß. Wenn der Bremer Unrecht bekäme, ſo hetze er ſeinen Bürgermeiſter, dieſer den Rath, der Rath den Erzbiſchof, der Erzbiſchof aber ſtachle hieſiges Dom-Capitel wieder unſere gute Stadt feindſelig auf, was Gott verhüten möge. Wenn aber Lübeck, ſo in Hanſaſachen das Heft in Händen halte, nachgeſetzet werde, ſo würde unſer Commercium dies gar empfindlich vermerken, — ganz zu geſchweigen der obberührten Verkleinerung dieſer Stadt gegen Bremen. Elard Unververd, der jüngſte Herr, wollte zwar unerſchrocken wie ſein Name, allen Bremern wie hieſiger Cleriſei tapfer zu Leibe, aber Majores beliebten nochmaligen Verſuch gütlicher Beilegung ohne Sentenz. Sandten drum einen ihres Mittels, Johann Franzoiſer, einen luſtigen gewandten Herrn, an die beiden Widerſacher. Und richtig, der verſtand's, ſprach ſo lange auf Beide ein, zupfte ſo ergötzlich den verwirrten Streit auseinander, und fädelte ſo geſchickt die häiklige Verſöhnung ein, daß Tylo Bodendorp ſeine Schmähung widerrief und dann ernſthaft erklärte, er wiſſe vom Rath und der Stadt Bremen nichts als Gutes. Worauf

Digitized by Google

auch Hinrik Berſing bekannte, daß er vom Rathe und der Stadt Lübeck nur Liebes und Gutes vernommen habe. Und damit geleitete Herr Franzoiſer die Beiden freundlich zum Rathhauſe hinaus, und rieth ihnen ſchließlich, die Ausſöhnung durch ein Feiermahl zu beſiegeln.

Solcher Rath gefällt Beiden ſo wohl, daß ſie darnach thun. Während der Zurüſtung des Mahles, treten ſie ſelbander durchs Hinterhaus auf den Altan über'm Waſſer, den man in Hamburg die Laube heißt, beſehen ſich da die mancherlei Bequemlichkeiten, und wundern ſich mächtig ob ſolcher Trefflichkeit. Blicken auch unter ſich auf's Fleth und rings umher, und gewahren an jedem der Häuſer und Speicher rechts links und gegenüber ſolche Lauben. Und es muthet ſie gar ergötzlich an, allhier zu ſitzen, ſich zu lüften und zu ſonnen, der ſchönen Ausſicht zu genieſſen auf's grüngelbe Fleth, auf die Schuten und Kähne, die bei den hohen Speichern die Waarenballen ab- und aufladen; auf Fluth und Ebbe, ſo ihnen auch was Neues, und auf die Flethenkieker bei niedrig Waſſer. Und ſie blicken rechts das Fleth hinunter, wo der große Binnenhafen iſt mit den tauſend Maſten und Segeln aus allen Landen und Meeren. Und Hinrik Berſing, wie er ſo ganz vergnügt auf der Laube ſitzt und beſchaulich das Fleth und den Hafen anblickt, muß an die Beſchreibung der Stadt Venetia denken, ſo man die Meereskönigin heißet, und es wird ihm ganz reſpectvoll zu Muth. Auch Tylo Bodendorp ſeufzet leiſ' und denkt: ſo gut haben wir's an der Trave nicht; und ſpricht dann: wie iſt's, Hinrik, habt ihr in Bremen denn auch ſolche Hoheit wie dieſe? Worauf Berſing ganz kleinlaut antwortet: nein Tylo, ſolcher Hoheit müſſen wir Bremer entbehren.

Damit gingen Beide nachdenklich zu Tiſche. Der Wirth hatte ihnen eine kräftige Suppe vorgeſetzt, darin fünferlei

Digitized by Google

Kraut, viererlei Gemüs', dreierlei Klös', zweierlei Obst und einerlei Fisch nebst Süß und Sauer, so man heut zu Tage Aalsuppe und das Hamburger Nationalgericht nennt; Hamburger Rauchfleisch stand dabei nach Belieben, und vom besten Hamburger Biere waren die Humpen immerdar voll, dess' wurde Beider Gemüth ohn' Maaßen froh. Und obschon Hinrik Versing das Hamburger Bier zeither fast verachtet hatte, weil dazumal, wie bekannt, viel Eifersucht zwischen Bremen und Hamburg war wegen der Bier-Ausfuhr, so trank er doch in seiner Herzenszufriedenheit mehr als ziemlich, dergestalt, daß er sich von Tylo Bodendorp hinreißen ließ, mit einzustimmen, als dieser ehrlich bekannte, daß solch Essen ein schier kaiserlich Mahl und das Bier eine sonderliche Hoheit der Stadt Hamburg, und gänzlich ohne Gleichen sei. Und nach wohlbeschlossener Mahlzeit schieden sie von einander und jeder zog in seine Stadt.

Was von dieser Geschichte zu halten, solches mag dem gewissenhaften Ermessen des Lesers überlassen bleiben. Inzwischen wäre wohl der kluge Hinrik Versing an den alten Spruch seines Stadtthores zu erinnern:

"Bremen, wes' bedächtig,
Lat nich mehr in denn du bist mächtig."

Und den guten Tylo Bodendorp möchte man trösten wegen der Bremischen Herren Gold und Pelzwerk, mit dem Denkvers:

"Was willt du begehren mehr,
Denn die alte Lübsche Ehr'!"

Schließlich aber ist zu merken, daß jedwede der drei Städte gut ist, und für ihren Bürger allemal die beste.

Digitized by Google

2. Spital, Kirche und Vorstadt St. Georg.

1. St. Georgs Spital und Kirche.

(Gegründet um 1195.)

Die fromme Stiftung, welcher unsere große Vorstadt St. Georg Entstehung und Namen verdankt, verdient wohl um so mehr eine Darstellung ihres Ursprungs und Zweckes, als beide in denkwürdigen Zuständen der fernen Vorzeit wurzeln.

Die Sage nennt Adolf IV. von Schauenburg zu Holstein als Gründer des Siechen-Spitals und dessen dem heiligen Georg geweihten Kapelle; jedoch, wenn wir diesen trefflichen, um Hamburg hochverdienten Regenten auch als einen Wohlthäter der Stiftung kennen, so weiset uns doch die urkundliche Geschichte auf die Regierungszeit seines Vaters; und Alles wohl erwogen, können wir mit der größten Wahrscheinlichkeit diesen, den kaum minder trefflichen Adolf III., als den Stifter betrachten. Ihm, dem Hamburg neben wichtigen Privilegien auch seinen ersten Seehafen, die Erbauung ganzer Straßen und die Gründung der Nicolai Kirche verdankt, darf man den Gedanken an eine solche wohlthätige Stiftung wohl zuschreiben.*) Den Antrieb zur Ausführung mag er empfangen haben, nachdem er als Kreuzfahrer und Begleiter Kaisers Friedrich Rothbart im Morgenlande, (1189—1191) die Schrecken des orientalischen Aussatzes, und dort wie im Abendlande die furchtbaren s. g. Leprosenhäuser — diese Kerker der mit jener Seuche heimgekehrten oder hier davon angesteckten Unglücklichen — kennen gelernt hatte. Denn der leiblichen wie geistigen Pflege solcher von aller Welt verstoßenen Kranken waren Siechenhaus wie Kapelle gewidmet.

*) Ueber Adolf III., s. Hamb. Geschichten und Sagen, S. 49.

Digitized by Google

Wir pflegen mit dem Worte Siechthum nur den milden Begriff von Kränklichkeit und Alterschwäche zu verbinden, während doch des Wortes Verwandtschaft mit Seuche auf die schlimmsten Krankheitsarten deutet. Im Mittelalter verstand man unter letzterem Ausdruck allgemeinhin jene entsetzliche Krankheit (Lepra, Aussatz), welche den damit Behafteten den Schreckennamen Leprosen gab.

Sie muß furchtbar gewesen sein, diese rasch ansteckende, unheilbare, aber nur langsam zu Tode marternde Krankheit, welche in Folge der Kreuzzüge auch das Abendland verheerte. Während ihr hölliſches Feuer in den innersten Eingeweiden mit stets wachsenden Qualen entbrannte und eine völlige Erschlaffung und Lähmung aller Glieder veranlaßte, verwandelte sich, zuerst im Antlitz, dann überall, die Haut des Kranken in eine spröde, hornharte Schorfdecke, in deren schmerzhaften Rissen sich Geschwüre und Eiterbeulen festsetzten; langsam zehrte der Kranke dahin, erst wenn, nach jahrelanger Pein, auch die festen Körpertheile zerfressen waren und einzeln abfielen, endete ein schleichendes Fieber das Jammerleben des Siechen durch den heiß ersehnten Tod. Aber dies waren nur die äußern, körperlichen Leiden des Unglücklichen, der wie allen Gesunden, so sich selbst ein Gegenstand des Eckels, des Abscheu's war. Die gerechte Furcht vor der schnellen Verbreitung der unheilbaren Seuche und das Gebot ihr enge Schranken zu setzen, verhärtete damals die Gesunden bis zur vollkommenen Ausstoßung des Angesteckten aus der menschlichen Gesellschaft, — eine Art Nothwehr, die nur in der Größe des Uebels und Unzulänglichkeit der damaligen Heilkunde, ihre Entschuldigung finden kann.

Ein vom Richter und Arzte als aussätzig Erkannter wurde bürgerlich todt, er konnte weder verschenken noch veräußern, weil er fortan keine Art des Verkehrs mit den Ge-

Digitized by Google

ſunden unterhalten durfte, er wurde noch lebendig in feierlich kirchlicher Weiſe für todt erklärt. Nach kurzem — nur aus der Ferne zuläſſigen und gewiß herzzerreißenden Abſchiede von den Seinigen, wurde er auf freiem Felde an einem Altar vom Prieſter ermahnt, die unheilbare Plage mit der Gott ihn geſchlagen, geduldig zu tragen, und den für die Ausſätzigen erlaßenen Geſetzesvorſchriften zu gehorſamen. Dann mußte er ſofort ſeine Kleidung ablegen und ſogleich verbrennen und dafür den für Ausſätzige beſtimmten, leicht erkennbaren Anzug anlegen. Nachdem er nun ſeine eigene Todtenmeſſe angehört, mußte er, vom Prieſter geleitet, entweder in ein benachbartes Leproſenhaus, oder in die für ihn auf freiem Felde, fern von allen menſchlichen Wohnungen, erbaute Hütte einziehen, im einen wie im andern Falle ohne alle Hoffnung die engen Grenzen dieſer Räume jemals wieder zu verlaſſen.

In den Leproſenhäuſern — es ſoll ihrer zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts allein in Frankreich gegen 2000, in der ganzen Chriſtenheit an 19,000 gegeben haben — lebten die von aller Welt Verworfenen, buntgemiſcht, wie ſie hineingeſtoßen waren, Männer, Weiber, Kinder, Gute und Böſe, Unſchuldige und Miſſethäter, alleſammt der troſtloſeſten Verzweiflung Preis gegeben, in entſetzlicher Gemeinſamkeit leiblichen und geiſtigen Elends. Das Brod zur Friſtung ihres verabſcheuten Daſeins wurde ihnen über die Grenze geworfen, die auf das Strengſte ihres Hauſes Gebiet von den Menſchen ſchied, denen ſie für vogelfrei galten wie reißende Thiere, wenn ſie ihren Bann zu überſchreiten wagten. Was da drinnen vorging, das kümmerte die Geſunden nicht mehr. Es war eine Stätte, wie man ſich die Hölle, den Ort der Verdammten denken mag. Entfeſſelte wilde Leidenſchaften der durch Körper- und Seelenqual halb wahnwitzigen Ausgeſtoßenen durften hier ungeſtraft toben. Alle Verbrechen fan-

Digitized by Google

den hier ihren Tummelplaß, Haß und Feindschaft regierte, sonderlich gegen die Gesunden draußen; und wehe dem arglosen Fremdling, der unwissend der Grenze eines Leprosenhauses zu nahe kam, denn die Berührung eines Aussätzigen machte ihn rettungslos zu einem der Ihrigen, er war, wie sie, dem Elende verfallen; nicht ferner geduldet unter den Gesunden, mußte er sich hineinziehen lassen in diese Hölle.

Das etwa waren die Schrecken der morgenländischen und süd-europäischen Leprosorien, wogegen die meisten der in Deutschland entstandenen Siechenhäuser nach und nach viel menschlicher und als christmilde Heil-Anstalten eingerichtet waren. Hier suchte geistliche wie leibliche Pflege den Armen das Leiden zu lindern, Beistand, Theilnahme und frommer Zuspruch tröstete sie, und der Beruf der Geistlichkeit hat sich nie schöner gezeigt, als in der selbstverleugnenden Hingebung, welche die der barmherzigen Krankenpflege gewidmeten geistlichen Orden hier an den Tag gelegt haben.

Immerhin noch besser als im Leprosenhause hatte es der Kranke, dem die Wohnung in einsamer Feldhütte zu Theil wurde. Er hatte doch noch den Genuß der freien Luft, der Waldesnatur, des Anschauens der menschlichen Gesellschaft, welcher er sich freilich niemals bis zum befreundeten Verkehr nahen durfte. In seiner auffallenden Kleidung (einem graulinnenen langen Kittel, das Haupt umwunden mit einem Tuche) von Jedermann, und durch daran befestigte Glöckchen selbst von Blinden sofort als "unrein" erkannt und geflohen, mußte er selbst allen Begegnenden ausweichen, und sich nur so zu ihnen halten und stellen, daß der Wind ihm entgegen wehte. In keinem Brunnen oder Fluß durfte er sich waschen, keine Mühle, keine menschliche Wohnung, keine Kirche betreten. Vor den Crucifixen an den Feldrändern konnte er beten. Ein

Digitized by Google

langer Stab, daran vorne ein Lederſäckchen hing, diente ihm zum Empfangen der nothwendigſten Lebensmittel. Nahte endlich der erſehnte Tod, ſo reichte ihm der Prieſter aus der Ferne die Hoſtie und das geweihte Oel; war er geſtorben, ſo mußten andre Unreine ihn in ſeiner Hütte begraben, und dann dieſe mit allem Inhalte verbrennen.

Ja, die Leiden dieſer Ausſätzigen und Siechen, die man auch Exules, die Verbannten oder die Elenden nannte, müſſen unausſprechlich groß geweſen ſein, bis allmählig durch die gemäßigtere Zone des Abendlandes, durch die Fortſchritte der Heilkunde und beſſere Einrichtung der Pflegehäuſer, die Seuche in ihrer Bösartigkeit abnahm, was wiederum eine Milderung der Abſperrungsmaaßregel zur Folge hatte. Aber noch in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts wurden die Unreinen gemieden und blieben "ausgezählt," wenn ſchon ſie nicht mehr an die Erdſcholle einer Feldhütte gebannt waren. Nicht alle werden den Troſt des Liederhortes in ſich getragen haben, wie der ungenannte Sänger und Dichter (von dem die alte Chronik der Naſſauiſchen Stadt Limpurg erzählt), welcher um 1370 in den ſchönen Landen am Rhein und Main heimathlos auf und ab zog und die Luft mit ſeinen wunderbar lieblichen Geſängen erfüllte. Ein "Baarfüſſer-Münch" wird er genannt, der durch aufopfernde Krankenpflege das Uebel ſich zugezogen hatte, — "er war von den Leuten nicht rein." — Deshalb war er ausgeſtoßen von allen Menſchen, ſelbſt die er vorher gepflegt, geheilt, ſie bewieſen ihm nun Undank Untreue. Darum ſang er in rührender Klage:

"Die Untreu hat mit mir geſpielt,"

und ferner:

"Ach wehe, ich bin ausgezählet,
Man weißt mich Armen vor die Thür.
Zu aller Zeit ich Untreu ſpür',
So mir zumeiſt das Herze quälet."

Digitized by Google

Aber dennoch scheint er hauptsächlich fröhliche liebliche Lieder gedichtet und gesungen zu haben, den undankbaren Menschen zur Lust und Freude. Denn es heißt von ihm: "er machte die besten Lieder und Reihen in der Welt, von Gedicht und auch von Melodei, so daß ihm Niemand am Rhein und in all diesen Landen gleichen mochte. Es war fein lustiglich zu hören; und was er sung, das sungen alle Leute gern, alle Meister und Spiellent', alle Menschen sungen's, spielten's und pfiffen's ihm nach." Und diesen besten Dichter und Sänger seiner Zeit, der alle Herzen erfreute, den duldete man nur von Ferne, dem wieß man die Thür, wo er zu nahe kam, den ließ man auf öder Haide enden, als das geduldige Liederherz endlich gebrochen war.

Andrerseits aber dürfen wir auch wohl annehmen, daß Liebe und Treue zwischen Eltern, Kindern, Gatten, Geschwistern, Freunden sich in jener Zeit vielfach bewährt haben mag. Jenes schöne Bild einer bis in den Tod getreuen Hingebung, welche die junge Meyerstochter dem kranken Ritter bewieß, wie uns der Minnesänger Hartmann von der Aue in dem rührenden Gedicht vom armen Heinrich erzählt, — hat sicherlich manch' Seitenstück unter den edeln deutschen Frauen gehabt.

Ueberhaupt milderten sich die Zustände der Siechen immer mehr. Die Geistlichkeit leistete unendlich viel in dieser Hinsicht. Als vorzüglichstes Heil- wie Vorbeugungsmittel betrachtete man warme Bäder. Die meisten Klöster in Deutschland hatten eigene Badstuben und Krankensääle. Auch in den Städten legte die Obrigkeit solche Badstuben (Staven) an, und das jetzt in solcher Art längst erloschene Gewerbe der Bader entstand damals und blühte rasch auf. Fromme Christen vermachten den Klöstern Geschenke zur Einrichtung solcher Bäder und Pflegeanstalten, die man Seelbäder nannte, da sie zum Seelenheil der Geber beitragen sollten. Endlich ist

Digitized by Google

noch zu erwähnen, daß der allgemeine Gebrauch des Leinwand-Hemdes aus jener unglücklichen Zeit stammt.

Nach dieser kleinen Abschweifung, die aber zur Verdeutlichung der unglücklichen Entstehungsgründe und wohlthätigen Zwecke unseres Siechenhauses dienen wird, kehren wir zu demselben zurück. Schwerlich hat in unserer Gegend jene Krankheit die oben geschilderte Stufe der Schrecklichkeit je erreicht, aber geherrscht muß sie auch hier haben, da das Bedürfniß eines Siechenhauses vorlag, was man auch als einen — freilich etwas unliebsamen — Beweis für die schon gegen Ende des zwölften Jahrhunderts bedeutende Höhe des Hamburgischen Handels und Verkehrs betrachten kann.

Damals war das heutige Jacobi-Kirchspiel noch nicht erbaut. Unfern des Doms zog sich die Ringmauer hin, außerhalb welcher der Pferdemarkt. Die ganze dortige Fläche zwischen der Alster und dem Hammerbrook war Weide, Acker, (ein Rübencamp wird noch viel später hier genannt) und dichter Wald. Als dessen letzten Ueberrest habe ich noch vor 13—15 Jahren einen uralten großmächtigen Eichbaum gekannt und bewundert; er stand gleich hinter der Pforte des Bieberschen Glockengießer-Hofes zu Ende der Spitalerstraße am Schweinemarkte, seine prächtigen Aeste überragten und beschatteten weithin die Gasse. Der Baum mag tausendjährig gewesen sein. Er hatte also die Hammaburg entstehen sehen, ihre vielfachen Zerstörungen und alles was seitdem bis zu unsern Tagen Gutes und Böses der Stadt geschehen ist, überlebt. Weshalb dieser einzige Zeuge von Hamburgs Urzeit fallen mußte, weiß ich nicht.

In ziemlicher Entfernung also von der damaligen Stadt war es, wo Adolf III. das Siechenhaus erbaute, an einem

Digitized by Google

Stege oder Pfade, der vom Schulthor *) am Spersort durch den Wald führte, daher das neue Stift auch das Haus "up dem Stege" hieß. Daß es kein Leproſenhaus der oben beſchriebenen Art war, erſehen wir ſchon aus der gleichzeitigen Hinzufügung der mit einem Prieſter verſehenen Kapelle, welche der fromme Graf, in Erinnerung ſeines eben beſtandenen Zuges gen Jeruſalem, dem Patron aller Kreuzfahrer, dem Ritter St. Georg, (St. Jürgen) widmete. Auch ſcheint es, daß nicht jeder Ausſätzige gezwungen war, ins Siechenhaus zu gehen, welches wohl nur für die armen unter ihnen, die ſonſt jeder Pflege entbehrten, oder für die ſchlimmſten Formen des Uebels beſtimmt war. Denn es lebten ihrer noch manche außer dem Spital, vermuthlich in einer allmählig gemilderten Abſonderung von den Geſunden. Das gemeinſame Unglück führte ſie zu engem Aneinanderſchließen. Es gab noch um 1450 mehrere "Brüderſchaften der Elenden," die ihre kirchlichen Altäre, ihre Begräbnißplätze und gemeinſames Vermögen beſaßen.

Adolf III. hat ſich nicht lange des Gedeihens ſeiner Schöpfung freuen dürfen, da er bald darnach, dem Dänenkönige unterliegend, ſeine Holſteiniſchen Lande meiden mußte. Indeſſen führten ſeine Nachfolger im Regimente das begonnene gute Werk fort. Graf Albrecht von Orlamünde, (deſſen milde, wenn auch unrechtmäßige Herrſchaft nicht lange dauerte) begabte 1220 das Stift, (das hier zuerſt urkundlich als bereits vorhanden auftritt) mit einigen Aeckern an der Alſter. Vielleicht ſind die Namen Papenhude und Papenwärder (letzterer noch vor hundert Jahren eine Halbinſel in der Gegend der Uhlenhorſt bezeichnend) Erinnerungen an dieſen, dem Papen oder Prieſter des Stiftes gewidmeten Grundbeſitz. Daß der

*) Es hieß auch das Lateiniſche, Kathedral- oder Marienthor.

Digitized by Google

edle Graf Adolf IV. (dem ein älterer Geſchichtſchreiber "einen faſt fanatiſchen Hang zum Wohlthun und Gutesſtiften" beimißt) dem frommen Werke ſeines Vaters vielfache Fürſorge geſchenkt hat, iſt gewiß. Nach ſeiner und ſeiner Gemahlin Heilwig Anordnung, (Beide lebten ſchon im geiſtlichen Stande) kamen durch ihre Söhne neue reiche Gaben hinzu, Kornzehnten in Winterhude und einige Morgen Landes in Billwärder; die Söhne, die Grafen Hans und Gerd, fügten noch Fiſchereirechte in der Alſter, und ihr Freund, der Ritter Heinrich von Hamm, eine jährliche Rente hinzu. Bald darnach, 1288, ſchenkte auch der Rath der Stadt Hamburg dem Stifte den angrenzenden Theil des gedachten Rübencampes. Der Schenkungen und Erwerbungen wurden allmählig ſo viele, daß das Stift bereits um 1385 neben vielen Zinſen, Renten und Zehnten, als eignes Landgebiet die Dörfer Langenhorn, Kleinborſtel, Struckholt und den Meierhof Berne beſaß. Rathsherren, nachmals der zweite und dritte Bürgermeiſter, ſtanden als Verwalter und Patrone dem Geſtifte vor und regierten bis zu unſerer Zeit deſſen Land und Leute, als einen kleinen Staat im Staate. In Langenhorn war ein Herrenhaus für ſie (wie in Wohldorf für die Waldherren, in Barmbeck für die Oberalten-Landherren, und in Harveſtehude für Kloſterbürger und -Jungfern.) Als erſter Beamter fungirte der Hofemeiſter, der auch mit ſeiner Frau die Oeconomie des Siechenhauſes verwaltete.

Aus der älteſten uns bekannten Ordnung des Siechenhauſes, vom Rath und Dom-Capitel im Jahre 1296 erlaſſen, wie auch aus vielen ſpätern Nachrichten erkennen wir deutlich die wohlthätige Einrichtung dieſes Spitals. Zwar wurden die armen "Elenden" auf das Strengſte von allem Menſchenverkehr fern gehalten, und das geſetzliche Verbot in die Stadt zu gehen, mit aller Schärfe gehandhabt. — Aber es waren

Digitized by Google

ihnen doch außer dem Prieſter noch eine Anzahl Pfleger und Pflegerinnen gegeben, barmherzige Brüder und Schweſtern (wenn auch vielleicht keinem Mönchsorden angehörig), welche aus chriſtlicher Liebe und Demuth dieſem gewiß unſäglich ſchweren Berufe ſich widmeten, durch deſſen Erwählung ſie ſich freiwillig von allen Banden des Familien- und Menſchen-Umganges losſagten. Dieſe wahrhaft "guden Lüde," wie ſie genannt wurden, beſorgten die Krankenpflege, oder die innere Oeconomie, oder ſie vermittelten nach beſtimmten Regeln der Vorſicht, die nöthige Zufuhr der Lebensmittel. Vermuthlich bezeichnete der Ehrentitel "unſrer lieben Frauen Magd" urſprünglich die Oberpflegerin des Spitals. Später ſehen wir die alſo benannte Schaffnerin auch mit der Sorge für die Reinhaltung und Erleuchtung der Kirche betraut. Die "Korf- oder Kiependräger" ſammelten in der Stadt zweimal wöchentlich die Almoſen ein, meiſtens Lebensmittel, zumal Brod, worüber der Receß von 1410 beſtimmte Vorſchriften enthält zu Gunſten "der armen Seeken up dem Stiege to St. Jürgen." Dieſer, von der Stadt durch den Wald nach dem Siechen-Spital zu St. Georg führende Stieg, erhielt davon den Namen "Spitaler Straße" und das ſpäter an deren Ausgang erbaute Thor: "Spitaler Thor." Das hier belegene verwandten Zwecken dienende Hiobs-Spital iſt erſt 1509 gegründet, als jene Benennungen längſt exiſtirten.*)

*) Als gegen Ende des funfzehnten Jahrhunderts abermals eine bösartige Pocken-Seuche ſich über Europa verbreitete und auch Hamburg heimſuchte, gab es für die Aermſten dieſer Kranken keinen Zufluchtsort, ſo daß ſie von Jedermann gemieden, "up der Strate als de Beeſter verſtarven." Ein frommer Bürger, Hans von Treptow, um 1487 Vorſteher der aus Krämern, Höfern und Fiſchern beſtehenden Brüderſchaft "unſrer lieben Frauen Krönung im Dom," nahm ſich der Verlaſſenen an und ließ ſie auf eigne Koſten pflegen. Vereint mit ihm gründete dann ſeine Brüderſchaft 1505 ein eignes Spital

Digitized by Google

Die St. Georgs Kapelle erwuchs bald zu einem schmucken Kirchlein. Alle anwesenden oder durchziehenden Kriegsleute, Ritter und rittermäßige Männer verfehlten nicht in den Opferblock am Heerwege zu Ehren ihres Schutzpatrons milde Gaben einzulegen. Reichere, wie 1443 der Rathmann Erich von Tzeven,*) stifteten Altäre und dotirten die dazu gehörigen Vicarien und Commenden. Da nun längst die Krankheit viel von ihrer Bösartigkeit verloren und die Strenge der Absonderung aufgehört hatte, so fanden sich die benachbarten Ansiedler zur regelmäßigen Andacht gern hier ein. Deshalb mußte schon 1457 die Kapelle vergrößert werden, wie seitdem häufig. Hierzu half ein päpstlicher Ablaßbrief vom Jahre 1485 die Mittel beisteuern, indem er allen ihren reuigen und gläubigen Besuchern und Wohlthätern ein Geschenk von hundert Pönitenztagen in Aussicht stellte.

In dem Kirchlein hatten die armen Seeken ihr eigen Gestühlte mit besonderem Eingang, — wohinein kein Gesunder treten durfte. Auch ihren eignen Altar hatten sie, der war einfach von gehauenen Steinen, und trug keine andere Zier als ein großes Kreuz. Da durften sie knien und beten, und aus besondern Gefäßen das heilige Abendmahl empfangen. Und noch 1722, als die schreckliche Seuche schon Jahrhunderte

---

an der Ecke der kurzen Mühren und Spitalerstraße, welches man der ähnlichen Krankheit wegen, das Haus der Elenden nannte. In den Statuten dieser Anstalt vom J. 1510 erhielt sie "um der Gleichheit der Krankheit willen, die dem heiligen Hiob begegnet ist" (ein wohlgemeinter Anachronismus canonisirt diesen alttestamentarischen Dulder) den noch jetzt amtlichen Namen "St. Hiobs Hospital." Das Volk aber nannte es von jeher wie noch heutigen Tages: "dat Pockenhuus in de Bistaler Strat."

*) Derselbe, welcher 1424 die fromme Stiftung gemacht, wonach der der Domgeistliche in der Crypte (der s. g. Pfarrherr in der Kluft) alle bei'm Dom zur Hinrichtung vorübergeführten Missethäter geistlich tröstete und zu einem christlichen Ende vorbereitete.

Digitized by Google

lang verſchwunden war, und das Spital nur armen Leuten, die man aber immer noch Sieche nannte, zum Aſyl diente,*) da wurde jederzeit zweien derſelben das Abendmahl aus jenen uralten zinnernen Gefäßen gereicht, "zu einem Angedenken an die vormaligen trübſeligen Zeiten, deren Wiederkehr Gott der Herr in Gnaden abwende!"

Neben dem zur Kirche erwachſenen Gotteshauſe ſtand ein Thurm mit Stundenweiſer und ſchönem Glockengeläute, das die armen Siechen tröſtete, wenn's einem von ihnen zu Grabe klang. Erſt 1661 wurde ein neuer Thurm auf die Kirche geſetzt. Zur Seite lag der Begräbnißplatz mit einem Beinhauſe an deſſen Wand konnte man leſen:

"Hie ward gelohnt na Rechte,
Hie ligt de Herr dym Knechte,
Een Jeder tred' herby,
Seh' welk de Beſte ſy."

Hier an des Beinhauſes Südſeite wurden auch die Körper derjenigen armen Sünder eingeſenkt, welche man nach ihrer Hinrichtung mit der Einſcharrung auf dem Galgenfelde verſchonen und zum ſtillen Begräbniß begnadigen wollte.

Das Innere der "Seeken Kark" zierten viele Altäre mit mancherlei Kirchenſchmuck und ſchönen Bildniſſen, z. B. die der gekrönten Mutter Maria. Vor allen war der Patron St. Georg häufig zu ſehen. Sein Reiterbild mit dem Lindwurm u. ſ. w. war 1463 aus getriebenem Silber angefertigt und von einem Biſchofe geweiht; es ſtand unter einem ſehr künſtlich in Holz geſchnitzten Tabernakel. Noch kurz vor der Reformation 1519 wurden freiwillige Beiſteuern geſammelt für ein lebensgroßes Standbild des Heiligen in Holz, reich

*) Seit Erbauung des Peſthofes auf dem Hamburgerberge im Jahre 1606 kam ſicherlich kein eigentlich Kranker, geſchweige denn ein mit anſteckenden Uebeln Behafteter ins Siechenhaus.

Digitized by Google

vermalt und vergoldet, wozu z. B. der Junkerbrauer Cord Goldener, den wir 1533 als Marx Meyers Freund kennen lernen,*) ein Erkleckliches spendete. 1522 fertig geworden, wurde "St. Jürgen von eynem Snittker (Tischler) torechte gesettet" und sodann vom Bischof feierlich geweiht. Wir kennen dies Kunstwerk aus einer schlechten Abbildung.**) Es stellte den Heiligen geharnischt mit offnem Visier hoch zu Roß dar, wie er dem gräulichen Lindwurm seinen Speer in den offenen Rachen stößt; vor dem Pferde kniet die errettete Königstochter mit dem Scepter. Der sinnreiche Künstler hat ersichtlich dabei den kühnen Gedanken gehabt: durch den Lindwurm selbstredend auf den Höllendrachen hinzuweisen, in der Königstochter, deren Gürtel das Wort Maria trägt, die heilige Jungfrau oder vielmehr die vom Teufel bedrängte Kirche zu versinnbildlichen, und durch das unter dem Rosse des Ritters stehende Lamm, den ehrlichen Jürgen als rettenden Christus darzustellen. Dies jedenfalls interessante Bildwerk kam natürlich bald nach der Reformation auf die Rumpelkammer des Kirchenbodens, wo es auch noch 1720 gesehen worden, seit dem Abbruch der alten Kirche (1748) aber spurlos verschwunden ist. Ein ferneres Bild St. Georgii war am Gestühlte der mannhaften Corporation der reitenden Diener zu sehen, welche zwar auch in St. Johannis Kirche mit einem Begräbniß und in Jacobi Kirche mit einem Fenster possessioniret waren, dennoch hier aber ihren geistlichen Lieblingssitz hatten. Denn obschon sie als gediente Kreuzfahrer nicht bekannt geworden sind, so veranlaßte sie doch ihr ursprünglich kriegerischer Beruf als Reisige, den heiligen Georg zu ihrem Schutzpatron zu erwählen, woneben sie noch die

*) Hamb. Geschichten und Sagen, S. 199.

**) Bei Hempel, vom Ritter St. Georg.

Digitized by Google

heilige Jungfrau Maria als Patroneſſe verehrten. "Wo das Starke mit dem Zarten" ꝛc.

In der katholiſchen Zeit wurde im Anfange des Sommers das Kirchweih-Feſt zu St. Jürgen mit beſonderm Glanz gefeiert. Kirche und Kirchhof waren dazu blitzblank geſcheuert und mit grünen Maien und Blumengewinden geſchmückt. Nachdem in der Kirche unter Orgelklang und beim Schalle von Baſſunen (Poſaunen) und Trompeten das Hochamt gehalten, auch die Proceſſion um Kirche und Stift vollendet war, ſchloß der Gottesdienſt, nach einer Meſſe an einem tragbaren Altar unter blauem Himmel, mit Predigt und Geſang. Die ſchöne Jahreszeit und die damals noch freien ländlichen Umgebungen des Stiftes lockten wohl eben ſo ſehr als die kirchliche Feier, eine Menge Städter aus ihrer dumpfen Mauergruft hinaus ins Grüne. Das gab dann ein buntes, fröhliches Getümmel unter den ſchattigen Bäumen, man luſtwandelte am Alſterufer, ſchmauſete und zechte auf dem Raſen hingelagert, ergötzte ſich an den jeder Kirchweih ſich anſchließenden Marktfreuden, und Abends ſchloß der Feiertag auf dem weiten Plane unter funkelndem Sternenhimmel mit einem ehrbaren Tanzvergnügen, wozu die Rathsmuſikanten aufſpielten. So wars z. B. um 1470. Das Kirchweihfeſt iſt langſt verſchwunden, die Marktfreuden haben ſich aber erhalten, und der am Freitag vor Pfingſten gefeierte, weitbekannte und allbeliebte "Lämmerabend" darf wohl als zeitgemäß modificirte Fortſetzung des alten volksthümlichen Kirchweihfeſtes angeſehen werden.

Draußen unfern der Kirche grünte eine großmächtige Linde der Vorzeit, darunter ſtanden Ruhebänke, durch ein Dach gegen des Wetters Unbill geſchirmt. Hier pflegten ſeit Jahrhunderten die armen Siechen zu ſitzen, ſich zu ſonnen und zu lüften, ſogar Winters, wozu ihnen die Kirche mildiglich er-

Digitized by Google

wärmende Kohlenpfannen gab. Hier saßen noch vor hundert Jahren die derzeitigen Siechen, obschon sie sich überall hätten sonnen können und der winterlichen Lüftung nicht bedurften. Und weiterhin an dem Wege nach dem Strohhause, da stand ebenfalls ein Wetterdach und darunter der "Seekenpfahl," vor alten Zeiten der Posten eines der armen Siechen, der hier in seiner Tracht, im weißgrauen bis auf die Füße herabfallenden Kittel, das Haupt mit dem Sorgentüchlein umwunden, auf milde Gaben wartete. Den altherkömmlichen Siechenstock, den langen Stab mit dem Lederſäckel, hielt er den Vorüberwandelnden demüthig hin und sprach dazu bittlich: "gevet doch den armen Seeken wat."

Fast hundert Jahre nach der Reformation, 1629, als neben dem nicht mehr geflohenen Stift eine kleine Gemeinde sich angesammelt hatte, trennte man dieselbe vom St. Jacobi Kirchspiel und wieß ihr, wie auch Barmbeck, Hamm, Horn ꝛc. das St. Georgs Kirchlein zur Pfarrkirche an, von der letztere zwei Orte später wieder getrennt wurden. Und 1630 erhielt die nunmehrige Kirche einen Taufstein und am 9. Januar desselben Jahres wurde zum erstenmal in St. Georg ein Kindlein getauft, das zu Ehren des Schutzpatrons den Namen Jürgen und als erster (getaufter Mensch) der Gemeinde, den ferneren Namen Adam erhielt. 1743 wurde die gegenwärtige Kirche zu St. Georg, unfern der alten, zu bauen begonnen, und nach ihrer Vollendung 1748 die alte gänzlich abgebrochen, wobei denn mit der leider bei uns gebräuchlichen unverzeihlichen Nachlässigkeit in Betreff der — als alten Plunder oder werthlose Ueberreste des leidigen Papismus mißachteten — Kunstwerke und Denkmäler der Vorzeit verfahren worden ist, so daß dieselben spurlos untergegangen sind. Weshalb auch eigentlich damals die neue Kirche den alten historischen Namen "St. Georgs Kirche" hat verlieren müssen, um dafür den

Digitized by Google

einer "Dreifaltigkeits Kirche" zu empfangen, das ist mir niemals klar geworden. Indeß, der neue Name ist niemals volksthümlich geworden, und alle Welt spricht nach wie vor von der St. Georgs Kirche in der berühmten Vorstadt gleiches Namens.

Zum Schluß noch etwas über ein schönes Kunstwerk des Alterthums, welches sich so zufällig wie glücklich bis auf unsre Tage erhalten hat, und von Jedermann betrachtet werden kann, der einmal den stillen schattigen Platz zwischen der Kirche und dem jetzigen Siechenhause besucht, woselbst er seit 1831 aufgestellt ist, während es vormals vor der Kirche, etwa 20 bis 30 Schritte vom Ende der Kirchenallee gestanden hat.

Es stellt dieses sowohl als eins der letzten Denkmäler unserer katholischen Vorzeit, wie auch wegen seines künstlerischen Werthes merkwürdige Bildwerk die Kreuzigung Christi auf Golgatha vor. Sämmtliche Figuren und Kreuze sind aus Metall, innerlich hohl, etwa 2 bis 3 Fuß hoch, und verrathen eine für damalige Zeit geschickte Künstlerhand. Sie stehen auf steinernen Postamenten, deren mittelstes, erhabenstes, den gekreuzigten Heiland, und auf niedrigeren Seitenarmen auch die Standbilder der Mutter Maria und des Jüngers Johannes trägt. Erstere, eine in lange Gewänder gehüllte Gestalt, blickt trauernd auf das Thränentüchlein in ihrer Hand, der zu seinem Herrn emporschauende Jünger trägt einen Beutel in der Hand, worin wohl ein Gebetbuch, — also das Urbild des noch vor hundertzwanzig Jahren bei unsern Frauen gebräuchlichen Gesangbuchbeutels. Rechts und links erblickt man die armen Schächer, zu Haupte des ersten ist ein Engel, der seine Seele ins verheißene Paradies zu führen bereit erscheint, während vormals eine Teufelskralle auf dem Kopfe des linken Schächers dessen bevorstehendes Loos andeutete; sie ist schon

Digitized by Google

vor 1710 abhanden gekommen. Zwei Wappenschilder mit verschlungenen Zügen darauf, können als Hand- und Wahrzeichen des Schenkers und Meisters dieses Kunstwerks gelten, deren Namen aber so wenig wie das Errichtungsjahr, entziffert und aufgefunden ist.

Kürzlich fragte eine junge Dame, welche auf ihren Wegen der Barmherzigkeit von ungefähr dies schöne heilige Bildwerk entdeckt hatte, ob dasselbe etwa vormals als ein wunderthätiges verehrt gewesen sei? Indessen berechtigt uns keine Andeutung in unserer Kirchengeschichte zu solcher Annahme. Unsere liebe Vaterstadt scheint überall auf keinem dem Wunderglauben günstigen Boden zu stehen. Von jeher den materiellen und practischen Interessen recht sehr ergeben, ist es Hamburg nie leicht geworden, heimathliche Wunder zu erzeugen oder anzuerkennen, oder die von einer gläubigen Vorzeit anerkannten der Nachwelt zu erhalten. Das einzige als wunderthätig bekundete Gnadenbild Hamburgs, "Sunte Maria to'm Schare,"*) von dessen Heilkräften auch nur die ältesten Sagen berichten, ist in der Reformationszeit spurlos untergegangen. Dem einzigen Hamburger, dem die Ehre der Canonisirung zu Theil geworden, dem heiligen Anschar, wurde nur mittelst schreckhaften Gespensterspukes ein etwas längeres Gedächtniß im Volke gefristet, worauf es auch unterging.**) Und die einzige heimathliche Wunderlegende, die uns einigermaaßen beglaubigt überliefert ist, wurzelt, prosaisch genug, in einem Eppendorfer Gemüsegarten unter einem großen Kohlkopf.***) In der Neuzeit vollends haben wir es in der practischen Mystik höchstens soweit gebracht, daß wir des

*) Hamb. Gesch. und Sagen, S. 105.

**) Daselbst S. 219.

***) Daselbst S. 155.

Digitized by Google

Goldes Wunderkraft, St. Mammon und verschiedene Börsen-Heilige gläubig verehren.

Abgesehen aber von dieser Wunderarmuth, besaß die ältere Hamburger Kirche in genügendem Maaße alle im Katholicismus liegenden Hülfsmittel zur Erhaltung unserer ehrenfesten Vorfahren auf der Bahn frommer Gottseligkeit.

Dazu gehörte auch ein Wallfahrts-Weg, welcher dem Andenken an unsres Heilandes Passionsgang von Pilatus Haus bis zur Richtstätte, und an seinen Kreuzestod gewidmet war, und unser Bildwerk auf dem St. Georgs Kirchhof stellt dessen letzte Station, das Golgatha vor. Solche unter Gebeten zu verrichtende Wallfahrten sind überall gebräuchlich gewesen und existiren noch jetzt in katholischen Ländern. Fromme Pilger nahmen in Jerusalem an den heiligen Stätten genau die Fußmaaße der Entfernungen, um hiernach den Betgang ihrer Vaterstadt nachzubilden. Ob der unsrige die richtigen Dimensionen gehabt, erscheint bei seiner Kürze zwar kaum wahrscheinlich, ist jedoch der Hauptsache nach unwesentlich. Der gewöhnlichen und auch bei uns vorhanden gewesenen Stationen waren drei, denn dreimal soll Christus mit dem Kreuze unterwegs gerastet haben.

Der Wallfahrt Anfang war an der Mauer der Domkirche, der Papenwiete gegenüber, woselbst als Denkzeichen die Ausführung Christi in Stein gehauen war, ein von der Erde verschwundenes Bildwerk. Die erste Station soll am Ende des Spersorts, vielleicht auf dem jetzigen Pferdemarkt gewesen sein. Ihr Denkzeichen, ein Kreuz oder Bethäuschen, kennen wir nicht mehr. Der fernere Pfad führte nun in den ältesten Zeiten durch dichten Wald, später zwischen Gärten und einzelnen städtischen Ansiedelungen. Hier in der Nähe war ein wüster Begräbnißplatz, eine Ruhestätte der Elenden oder Verbannten, wohin später die St. Gertrud Kapelle ge-

Digitized by Google

baut wurde. Auch mag derzeit das Hochgericht, mindeſtens die Abdeckerei in dieſer Gegend gelegen haben, an der (mit Erlaubniß zu ſagen) Nackerſtraße, welcher man ſpäter, um ſie in guten Geruch zu bringen, um ſo lieber den ſchönen Namen Lilienſtraße beilegte, als es bereits daneben eine Roſenſtraße gab.*) Die zweite Station ſoll am Spitaler Thor gelegen haben, ihr vormaliges Sinnbild kennen wir nicht. Von hier ging der Weg links über die ſ. g. St. Georgs Weide, (wo jetzt der obere Theil des Glockengießer Walles, der Stadtgraben, die Gärten und Häuſer der Kirchen-Allee wie der St. Georgsſtraße ſich befinden). Dort auf der Weide ſtand ein uraltes Bildwerk, das vielleicht die dritte Station bezeichnet hat. Es war eine vierkantige hohe Steinſäule, auf deren Spitze ein metallnes Kreuz. Auf der Oſtſeite des Steins war die Mutter Maria mit dem Chriſtuskinde, auf der Weſtſeite, der Stadt zugekehrt, der Heiland am Kreuze, eingehauen. Unter beiden Bildern war das von unſern Heraldikern noch unenträthſelte behelmte Wappen des Schenkers, drei Menſchenköpfe neben einander. Dies "Kreuz auf der St. Georgs Weide" hat noch vor etwa 60—70 Jahren daſelbſt geſtanden, kein Menſch weiß jetzt, wo es geblieben iſt.

Unweit davon, Angeſichts der Kirche, unter hohen alten Linden und einem hölzernen Wetterdach traten die Wallfahrer dann vor unſre Kreuzigungsgruppe auf Golgatha.

Obſchon die Entſtehung derſelben wie des Kreuzes auf der Weide unbekannt geblieben iſt, ſo nennt doch die Sage,

---

*) Hier, wo in den älteſten Zeiten ein noch 1274 genanntes "Roſenthal" geweſen iſt, in deſſen blühendem Haag der Drache des einmal vorkommenden "Drakenhagen" gelauert haben mag, wäre wohl eine herrliche Sage zu vermuthen, welche aber bis auf dieſe Spur völlig verſchollen iſt.

Digitized by Google

gewohnt einen der älteren Schauenburger als Gründer frommer oder milder Stiftungen zu betrachten, den Grafen Adolf IV. als den Schenker. Nach andren Ueberlieferungen soll er, — oder ein Graf Heinrich aus demselben Hause, zur Unterhaltung des großen Kreuzigungsbildes 700 ℔ und für das kleinere Kreuz 300 ℔ dem Hospital legirt haben. Aber welcher Heinrich? Heinrich I., gestorben 1304, oder der zweite Heinrich, der starke Isern Hinrik?

II. Die Vorstadt St. Georg vor 200 Jahren.

Wie hat sich doch der Raum, den die jetzige Vorstadt St. Georg einnimmt, im Laufe der Zeiten verändert! Als um 1200 die Kapelle mit dem Stift dort unfern der Alster am einsamen Waldpfade entstanden war, wie still lag sie da, fern von der Stadt, umrauscht von den hohen Eichen des Forstes, der den ganzen Raum bedeckte und die hindurchgeführte Heerstraße einfaßte.

Wie lange diese Waldesstille gedauert, wann die Eichen gefällt, um Acker- und Gartenboden zu gewinnen, wann die ersten Ansiedelungen begonnen, das ist nicht zu sagen. Noch zur Reformationszeit war eigentlich nur die Stifts-Gegend einigermaaßen bebaut.

Und wie sah es denn noch vor zweihundert Jahren hier aus, — etwa um 1650?

Trat man damals durch das Steinthor und dessen Außenwerke ins Freie, so ging's auch gleich in die weite Welt, denn der ganze jetzt vorstädtische District war offen, keine Befestigungen, Gräben und Thore schlossen ihn ein. Nur die nächsten Umgebungen der Kirche, sowie die äußersten Ränder und einzelne Punkte im Innern hatten Wohnplätze aufzuweisen, — sonst war alles noch Garten- oder Weideland.

Digitized by Google

Jene, auf Hospital's Grund und Boden stehenden Häuser, standen unter der bürgermeisterlichen Jurisdiction des Patronats der Stiftung und bildeten mit dieser das eigentliche St. Georg. Alles übrige lag im Gebiete der Landschaft Hamm und Horn.

Gleich etwas rechts vor'm Thore stieß man (bis 1625) auf den Elisabethen-Kirchhof mit seiner kleinen hochthürmigen Kapelle, der dann etwas näher dem Zimmerborgesch zurückgelegt wurde, wo man ihn auch den Armen-Kirchhof nannte. Das helle Glöcklein im Thurme der Kapelle (die auch St. Pauls Kapelle hieß) diente sowohl, um die Beerdigungen der armen Leute nicht ganz sonder Sang und Klang zu lassen, sondern auch zum Läuten vor Thorschluß, nachdem die alte Sitte, dies Signal durch die Kirchenglocken zu St. Nicolai und St. Jacobi zu geben, aufgehört hatte. Noch später legte man den Armen-Kirchhof auf die St. Georgs-Weide, wo jetzt der alte Jacobi-Begräbnißplatz seine Ruhejahre hält.

Weiter rechts, am Rande des Hammerbrocks, am Hühnerposten bis zum Besenbinder-Hofe, gab es schon eine Reihe stattlicher Gartenhäuser reicher Städter, welche allhier zur Sommerlust ihre "Wesen auf dem Lande" hatten. Der Hühnerposten war einst ein isolirter, ein s. g. verlorener Wachtposten der alten Landsknechte, woraus man schließen kann, daß schon in alter Zeit die Redensart: "vor die Hühner gehen," im Schwange gewesen ist. Ob der Besenbinder-Hof ursprünglich eine Herberge vacirender Besenbinder war, weiß ich nicht. Damals aber muß es ein keineswegs als sonderlich ehrbar berufenes Wirthshaus gewesen sein, gegen welches Herr Pastor Corfinius zu St. Catharinen 1659 von der Kanzel herab äußerst stark eiferte, zum empfindlichen Verdruß Hinrich Freytag's, des Wirths. Das Gehöfte sammt dem benachbarten Hopfenführer Hause war grade in Folge einer Unvor-

Digitized by Google

ſichtigkeit beim "leidigen Tobaksſchmauchen" niedergebrannt, und der Herr Paſtor ſagte, das ſei die Strafe des gerechten Gottes, der mit dem Beſen des Zorns die ganze ſündhafte Beſenbinder-Wirthſchaft weggefegt hätte.

Da, wo jetzt das Backhaus an der Ecke der Straße beim Strohhauſe liegt, mag der alte Fuhrmanns-Ausſpann "die Hopfenkarre" mit ſeinen Ställen und Scheuern, geweſen ſein. Vielleicht noch einige Häuſer, eines Hufſchmidts, eines Stellmachers oder ſolcher Leute, die ſich gern bei Roß und Wagen anſiedeln, — aber nicht mehr waren derzeit dort vorhanden. Hernach kam das Heu- und Stroh-Magazin unſerer Reuterei (deren Ställe am Schweinemarkt in der Stadt) hierher, und davon bekam die ſpätere Häuſerreihe links den Namen beim Strohhauſe. Seitwärts von der Hopfenkarre lag eine Ziegelei, zu ihrem Andenken giebt es noch jetzt in der Lindenſtraße einen Tegel- oder Ziegelhof. Dahinter war die Vogelſtange dortiger ländlicher Liebhaber des Büchſenſchießens.

Wandte man ſich nun links, ſo ging man über eine große Acker- oder Weideſläche, und gewahrte dann (noch 1663) auf der Stelle des jetzigen Krankenhauſes die große Vogelſtange der ſtädtiſchen Schützengilde, die ihre eigentliche Reſidenz, Schützenhaus, Schießgraben und Scheibenſtand, am Schweinemarkt hatte. Mit großem Pomp hatte man dieſe "Papagoyen-Stange" (die einſt im Eichholz, dann beim Hornwerk ſtand) hier aufgepflanzt, wo ſie auch bis zum Krankenhausbau — zuletzt unbenutzt — geblieben iſt.

Von dort zur Alſter gehend, paſſirte man die 1642 angelegte Lohmühle des ſtädtiſchen Schuhmacher-Amtes, auf derſelben Stelle, wo wir ſie vor zwei Jahren haben verſchwinden ſehen.

Wieder links umbiegend, wandelte der ſinnige Beſchauer auf dem einſamen von hohen Ulmen und Linden beſchatteten

Digitized by Google

Wege längs der Alster, wo drei bis vier städtische Landhäuser in großen stillen Gärten lagen. Die Herrschaften wohnten dort nach der Ueblichkeit, nur vom Sonnabend bis Montag. Sonntags früh fuhr die ganze liebe Familie in ihrer schwerfälligen Carosse zur Hauptpredigt in die Stadt. Wenn die Kirche aus war und es wieder durchs Steinthor "aufs Land" ging, nach St. Jürgen an der Alster, so reichte die Madame dem Kutscher (der des Gottesdienstes hatte entbehren müssen) den gedruckten Predigttext hinaus, damit er von Gottes Wort doch auch sein bescheiden Theil nehme. War nun der Kerl überall Lesens kundig, so konnte er beim Schrittfahren in den nun folgenden tiefen Sandwegen mit seinem bischen Andacht ganz commode fertig werden, ehe die Kutsche ihr Ziel erreicht hatte. Diesen Beitrag zur Bezeichnung der alten Zeiten und Sitten hat mir ein sehr würdiger Mann erzählt, der als kleines Enkelkind in der Carosse seines Urgroßvaters diesen damals noch nicht ganz erloschenen Gebrauch erlebt hat.

Der Stadt gegenüber, aber von hier durch den breiten Stadtgraben brückenlos getrennt, endete dieser Alsterweg, man mußte links über die St. Georgs Weide zum Stadtthor zurück, oder bei'm alten, immerhin noch einmal sehenswerthen Stifte vorüber. Kirche und Siechenhaus lagen ein klein wenig der Stadt näher als jetzt, nämlich etwa hinter dem Backhause, rechts von der Hofemeisterei und den Oeconomie-Gebäuden, die auch ein freies Plätzchen, Rehhof genannt, einschlossen, von dem es damals hieß: daß vor Jahren die Herren Patroni hier einen kleinen Thiergarten gehegt haben sollten. Auch die Wohnung des Stifts-Jägers war hier, der freilich etwas fern von seinen Revieren Langenhorn und Berne hausete.

Auf dem großen Platze vor der Kirche schwammen Gänse und Enten im (kürzlich zugeworfenen) Spadenteich, an

Digitized by Google

dessen Seite einige Häuser standen, deren Fortsetzung hernach die ältere linke Seite der Langenreihe bildete. Nahe der Kirche lag ein anständiges Wirthshaus mit Gartenvergnügen und Boßelbahn, welches den sanften Namen "die Flöte" führte. Es war das Eckhaus der damals schon theilweise bebauten Koppel, deren Name ihre ursprüngliche ländliche Bestimmung bezeugt.

Gegenüber, nämlich neben der Hofmeisterei, etwa da wo jetzt die St. Georgsstraße beginnt, lag das s. g. Wittwenhaus, ein von den Gotteskasten der vier altstädtischen Kirchspiele unterhaltenes Institut für 40—50 arme Wittwen aus der damals ihnen obliegenden Armenpflege. Ein Theil der Erträge des Chorknaben-Gesanges war diesem Hause gewidmet, weshalb auch der Büchsenträger der Currende hier wohnte und als Hausvater fungirte. Seitdem nach Errichtung unsrer allgemeinen Armen-Anstalt (1788) den Kirchen die öffentliche Armenpflege abgenommen ist, hat man dies Wittwen-Haus eingehen lassen. Es wurde 1813 zerstört, worauf man den parcellirten Platz zum Bebauen verkaufte.

Das Innere des von unserm nun vollendeten Rundgange eingeschlossenen Raumes war, wie gesagt, hauptsächlich Garten- und Weideland, mit vereinzelten Ansiedelungen darin, unweit der beiden hindurchgehenden Heerstraßen nach Lübeck über Wandsbeck, und nach Berlin ꝛc. über Hamm, Horn und Bergedorf.

An ersterer, dem jetzigen Steindamm, lag der schon früh vorkommende Borgesch, der Zimmerplatz mit Holzlägern, Sägereien und Wohnungen. Jetzt werden seine Tage auch wohl gezählt sein. Dahinter stieß man auf einige Brennereien und sehr viele Schweineställe. Diese und der (beinahe zugeworfene) Schweineteich beweisen eine bedeutende Zucht dieser so nützlichen wie unsaubern Hausthiere, was um so

Digitized by Google

erklärlicher, als dieſelben (wie noch jetzt) in der zwar freien aber doch noch reinlicheren Stadt nicht gehalten werden durften. Die Brennerſtraße und die Gaſſe bei den Schweineköven erwuchſen in dieſem Revier. Letztere erhielt erſt 1736 ihren Platz im Eigenthums- und Hypothekenbuch der Landherrſchaft Hamm und Horn. Dies wichtige Ereigniß begeiſterte den Landactuar Lic. Münchking zu einem, ſehr ſplendid in groß Folio gedruckten Feſtgedichte, deſſen poetiſcher Erguß alſo beginnt:

"Willkommen Eigener von Hamburgs Schweinekaven!
Erſchienen iſt der Tag, an dem zum freien Haven
Geöffnet wird das Buch des Landes Hamm und Horn,
Darob ich freudig ſchöpf' die Reim' aus meinem Born."

Wenn Hans Sachs ſeine Schuſterei mit Erfolg beſang, weshalb ſollte nicht auch ein tüchtiger Hypotheken-Beamter durch ſeine Beſchwerungs- und Verlaſſungs-Protocolle zur Dichtkunſt entflammt werden dürfen? — Die Cultur "die alle Welt beleckt," hat dermalen den ungewaſchenen Namen der Gaſſe in eine faſt gegentheilige Brunnenſtraße verwandelt.

Am Ende der jetzigen Brenner- und Brunnenſtraße lag ſeit 1609 das Hochgericht, der ſ. g. Köppelberg nebſt ſeiner faſt noch fataleren Pertinenz, der Abdeckerei. Man ſieht, in dieſem Winkel häufte ſich das Odioſe in erſchreckender Weiſe. Aber auch hier brach die Cultur ſich Bahn. Im Jahre 1805 ſtieß die mündig werdende Vorſtadt dieſe ärgerlichen Anſtößigkeiten zum Thore hinaus auf das zum Borgfelde gehörige Galgenfeld, woſelbſt der in Ruheſtand verſetzte Köppelberg nunmehr bald irgend einem romantiſchen Sagenkreiſe anheimfallen wird.

In dortiger Gegend, vermuthlich da wo noch heutigen Tages unfern der Neuſtraße eine kleine vereinſamte Weide von vergangener Größe ſpricht, mag der Schäfercamp gelegen haben, den wir aus alten Karten kennen. Eine Chronik

Digitized by Google

erzählt, daß im Jahre 1662 zwei erſchreckliche Wölfe zu nachtſchlafender Zeit räuberiſcher Weiſe in die Schäferei eingebrochen ſind und drei Paar Lämmer aufgefreſſen haben; in der folgenden Nacht haben dieſe Beſtien einem Fuhrmann daſelbſt vierzehn Gänſe, und deſſen Einwohner acht Enten weggeholt. Und dieſe Raubmordzüge paſſirten nicht im Winter, wo der Hunger die wilden Thiere noch grauſamer und unverſchämter macht, ſondern zur Sommerszeit im Auguſt. Solchen Frevel zu rächen, paßten dann die Beraubten nebſt nachbarlichem Landſturm, ſechszehn Mann hoch, mit geladenen Musqueten den Wölfen auf. Während nun der größere, über das hölliſche Gepraſſel der Donnerbüchſen ſehr erſchrocken, eiligſt das Weite ſuchte um ſich hierorts nicht wieder betreten zu laſſen, wurde der kleinere glücklich mauſetodt geſchoſſen, und dann einige Tage lang in der Stadt zum Beſehen ausgeſtellt. Es war in der That ein richtiger Wolf, kein zweideutiger, wie das im Jahre 1826 bei Harveſtehude geſchoſſene Thier, das damals die ganze Stadt in Verwirrung brachte, da die Sachverſtändigen nicht einig über ſeine Natur waren, und es bis heute unentſchieden gelaſſen haben, ob es ein Wolf oder ein Firköter geweſen iſt.

Wann der alte ziemlich zu Ende des heutigen Steindamms liegende Gaſthof und Ausſpann entſtanden iſt, weiß ich nicht. Seinen etwas ſtreng muſikaliſchen Namen "in die Trompete" hatte er ſich zweifelsohne als Seiten- und Gegenſtück zu der obgedachten ſanften Flöte bei der Kirche gewählt.

Zwiſchen beiden Heerſtraßen, da wo jetzt die Straße "beim Pulverteich," lag im quellenreichen Wieſengrunde ein artiger Weiher, der in den Schweineteich abfloß, von wo das Gewäſſer durch die Gräben der Bleichplätze in die Alſter ſich ergoß, wie an dieſen Orten noch jetzt erſichtlich. An jenem Teich lag in alter Zeit eine Ziegelei, dann eine Pulver-

Digitized by Google

mühle, die der Gegend den Namen gab, trotzdem daß sie selbst eines schönen Abends mit großem Krachen in die Luft flog. Am Wiesenrande, unfern der großen Allee, lag später der reformirte Begräbnißplatz, der erst vor wenigen Jahren nach Verlauf seiner Ruhejahre mit Häusern bebauet ist. Einen Rest des Teiches und des zur Winterszeit überschwemmten Wiesenlandes, haben Viele von uns noch gekannt und in den Knabenjahren als treffliche Eisbahn benutzt, die sich bis an die großen Böckmann'schen Baumschulen erstreckte.

Es bleibt, um die Skizze St. Georgs vor zweihundert Jahren zu vollenden, nur noch ein Gang übrig durch die Baumreihen vom Steinthor bis zum Strohhause, welche bei uns vorzugsweise den Namen große Allee führen. Im Jahre 1652 entstanden diese schönen schattigen Spaziergänge zu beiden Seiten der verbreiterten Fahrstraße in recht großartiger Weise, eine damals ganz neue, außerordentliche Anlage, die lange Zeit ein Stolz der Hamburger und eine Sehenswürdigkeit für Fremde geblieben ist. Als Schöpfer derselben ist der Bauhofsbürger Hieronymus Petersen zu verehren, ein ungemein thätiger und ebenso einsichtsvoller Mann, der sich um unser öffentliches Bauwesen, z. B. um Renovirung des Rathhauses, sehr verdient gemacht hat, der das Neue geschmackvoll und tüchtig baute, noch lieber aber das Alte erhielt und schonend besserte, — kurzum, von dem es heißen kann: Hieronymus Petersen, der Baubürger wie er sein soll. Den von ihn gepflanzten Ipern (wie man bei uns die Rüstern oder Ulmen nennt) deren jede einen Dukaten gekostet hatte, ließ er nicht alsobald des jungen Stammes Wipfel nehmen, — solch kronenräuberisch Verfahren kannte damals noch kein Mensch, — sondern er ließ sie nach Gottes und der Natur Gebot, frei grade in die Höhe wachsen, zu edlen schlanken hochstämmigen Säulen, welche er nur ihrer

Digitized by Google

niedrigen Seitenäſte ſchonſam entledigte. Dadurch erwuchſen ſie wie die Bäume draußen im Walde, zu einem prächtigen grünen Dom, zu einem luftigen und ebenſo ſchattigen Hochgewölbe, darunter "luſtwandeln zu gehen vor die annehmlichſte Ergötzung" von unſern Vorfahren geachtet wurde. Dieſe Promenade wurde ſo beliebt, daß auch das Spatzierenfahren daſelbſt zum faſt täglichen Gebrauch wurde, was man die Tour à la mode nannte, weshalb man auch die Allee alſo benannte. Sonderlich fand hier am Charfreitag-Nachmittag, wo wir noch immer eine große Wall-Fahrt haben, ein ſo unermeßliches Gedränge und Gepränge der Hamburger ſchönen und vornehmen Welt zu Fuß, zu Roß und zu Wagen ſtatt, daß man es füglich mit dem römiſchen Corſo vergleichen konnte. Zum erſten Male der erſtaunten Menge etwas Funkelnagelneues zu zeigen, Reifrock, Toupé-Friſur, Sammetfrack mit Stickerei, vergoldete Caroſſen, Vollblut-Hengſte, — ſolche Genugthuung fand ihren Schauplatz allemal auf der Tour à la mode in der großen Allee vor'm Steinthore.

Dieſe brillanten Zeiten ſind verſchwunden, — noch bevor die einſt ſo ſchönen Bäume zu kränkeln begannen, bei welchen man ganz unnöthiger Weiſe ein neues Bekappungs-Syſtem zu exerciren beliebte, trotz vielfachen Einſpruchs erfahrener Sachverſtändiger. Schon um 1790 veranlaßte der dadurch hervorgerufene bedenkliche Zuſtand der Allee wie aller öffentlichen Baum-Anlagen unſere patriotiſche Geſellſchaft zum Kampfe wider dieſe Unſitte. Die von ihr eingeholten Gutachten bekannter Forſtmänner, welche das Gefährliche, ja Verderbliche des Baumkappens wie es in Hamburg getrieben werde, überzeugend darthun, ſind im 2ten Bande der geſammelten Schriften dieſer Geſellſchaft zu finden. Aber obſchon ſie einen günſtigen Beſchluß der Behörde erlangte, veranlaßt durch das einſichtsvollſte Mitglied derſelben, Georg Heinrich

Digitized by Google

Sieveking, — dennoch lebte nach deſſen Ausſcheiden das Uebel gleich wieder auf. Und zehn Jahre ſpäter kämpfte auch der Domherr Meyer, der in ſeinen Skizzen zu einem Gemälde von Hamburg 1801 über den Vandalismus des Baumkappens wehklagte, völlig vergebens, — wie noch zu unſern Tagen treue Freunde des naturwüchſigen Baumlebens gegen ſolche Propaganda der Verkrüppelung vergebens kämpfen. — Die noch im Kränkeln ſchöne Allee, welche ſelbſt vom Beil der franzöſiſchen Demolirungsſucht reſpectirt geblieben war, endete zu unſern Zeiten. Die linke Seite fiel zuerſt, — die rechte, auf Andringen vieler Bürger damals noch gerettet, folgte vor einigen Jahren.

Die neue Allee links, nach der widerſinnigen Kunſtregel behandelt, iſt und bleibt eine halbwüchſige dürftige Pflanzung ohne geſunde Lebensfähigkeit, wie die häufigen Erſatzſtämme beweiſen. Die neueſte Allee rechts, nach modernſter Theorie in zarter Jugend der triebkräftigen Kronen vollſtändigſt beraubt, und planmäßig zu einem zwerghaft-niedrigen hüttenmäßigen Laubdach erzogen, — im ſchnurgraden Widerſpruch mit der himmelanſtrebenden Natur des Baumes — wird uns zur Sommerszeit einen dumpfen Trampgang voll Stickſtoffgas bieten, wie die meiſten übrigen, gelegentlich zu einer ſchönen Doppelreihe von Laternenpfählen verarbeiteten Alleen. Sie werden ſämmtlich nicht zweihundert Jahre erreichen, wie des ſeligen Hieronymus Peterſen große Allee, welche ohne das Kappen wohl ein doppeltes Alter erreicht hätte.

In ſolcher Geſtalt präſentirte ſich alſo um 1650 die damalige offene Vorſtadt. Bald darnach aber, 1679, veränderte ſich ihr Anſehen. Durch die Anlage des ſ. g. neuen Werks, welches Hamburgs Befeſtigung weſentlich verſtärkte, wurde

Digitized by Google

der ganze District kunstmäßig mit Wällen, Bastionen, Thoren und Gräben umgeben, und dadurch die geschlossene Vorstadt gebildet. Diese Sicherheits-Maaßregel, durch Dänemarks drohende Stellung geboten, hat sich in der bald folgenden Belagerungszeit vollkommen bewährt. Seitdem vermehrten sich auch die Ansiedelungen friedlicher Bewohner zusehends, welchen der befestigte und wohlbewachte Zustand der Vorstadt obendrein auch genügende Beruhigung verlieh, gegen etwanige Wiederholungen des obgedachten wölfischen Einbruchs in unschuldige Schaaf- und Gänseställe.

Den ferneren Wachsthum der Vorstadt zu schildern, liegt nicht im Plan. Wenn Herr von Heß in seiner Topographie den Zustand derselben vor funfzig Jahren als ein buntscheckiges Mancherlei schildert, "worin Gärten, Baumschulen, Misthaufen, Prachthäuser, Hütten, Sommerwohnungen, Schweinekoben, Weiden, Todtenäcker, Bleichen, Sägerplätze, Alleen, Entenpfühle, Schweinepfützen, Vogelstangen und Crucifixe mit einander abwechseln," so wird jeder alte St. Georger, im Bewußtsein des Werthes seiner Geburtsstätte, wider solche Uebertreibung sich auflehnen. — Die Schönheit und den Umfang der neuesten und durchgreifendsten Veränderungen, — seit 1814 — kann ohnehin Jedermann aus eigner Wahrnehmung würdigen.

Also ist aus der von christlicher Liebe gegründeten, mit demüthiger Liebe gepflegten Stiftung, nach und nach ein großes, mit Land und Leuten begabtes Hospital, und in dessen Umgebung eine volkreiche Vorstadt entstanden, welche wir vermuthlich bald als den neuesten Theil und sechstes Kirchspiel unserer Stadt Hamburg begrüßen werden.

Digitized by Google

4. Ein Raths-Secretarius der Vorzeit.

(1376.)

Im Jahre 1376 empfanden Bürgermeiſter und Rathmannen dieſer Stadt das dringende Bedürfniß, wegen bedenklicher Zunahme der Staatsgeſchäfte abermals einen Stadt- oder Rathsſchreiber, einen Secretarium Reipublicae wie man ſpäter ſagte, anzunehmen; ob einen ordentlichen oder einen extraordinairen, iſt nicht bekannt. Da wurde denn fleißig ausgeſpäht und geforſcht nach einem tauglichen Subjecte unter den ſtudierten Geiſtlichen, welche vor Allen zum Secretariate beliebt waren. Nicht grade, daß man einige Theologie und mehrere Gottesfurcht in die Stadtſchreibereien zu bringen gewillt war, ſondern ſelbige Herren waren die einzigen geeigneten Capacitäten. Denn damals, wo ſchon Leſen, Schreiben und Rechnen als feine Kunſtſtücke galten, des Lateinſprechens zu geſchweigen, gab's noch keine weltliche Doctoren und Licentiaten des Rechts, welche dato ähnliche Wahlen ſo weſentlich erleichtern. Darum hat es bis zur Reformation unter den Stadtſchreibern und Secretarien faſt lauter Magiſter u. a. ſtudierte Cleriker gegeben, worauf aber 1529 die Bürger verlangten: von nun an dürften ferner keine Papen ſolche Aemter verwalten, vielmehr eitel Weltkinder und bequeme Bürgersſöhne, wie noch jetzt Rechtens.

Endlich war der rechte Mann gefunden in Herrn Magiſter Bruno Bekendorp, des Bürgers Herbert Sohn, ein Bruder des ſeligen Senators Hinrich, aus deſſen zahlreicher Nachkommenſchaft acht Sproſſen im Rathsſtuhle geſeſſen haben mit großer Würdigkeit. Am 5. November 1376 einigte ſich Senatus mit Magiſter Bruno über deſſen Pflichten und Rechte, mittelſt ſchriftlichen Contracts, aus dem wir die folgenden Einzelheiten lernen.

Digitized by Google

Zu thun bekam der gute Stadtſchreiber allerdings recht viel und vielerlei. Denn als williger und treuer Diener des Raths war er in Bauſch und Bogen zu allen Verrichtungen verpflichtet, wozu Wohlderſelbe ſich ſeiner zu gebrauchen für gut erachtete. Insbeſondere mußte er als des Raths fleißiger Schreiber allezeit für mit der Feder ſein, und daneben auch nach beſtem Vermögen alle ſonſtigen geiſtlichen wie weltlichen inneren wie auswärtigen Angelegenheiten der Stadt beſorgen und vollführen, je nach Auftrag des Raths. Man ſieht, Magiſter Bruno verſah auch die Functionen der erſt ſechszig Jahre ſpäter auftauchenden "Doctoren" oder Syndiker.

Indeſſen brauchte er deshalb die aus ſitzender Lebensweiſe häufig entſpringenden Geſundheitsgefahren, welche nach den Münchener fliegenden Blättern eine eigene Claſſe von Staats-Dienern geſchaffen haben, gar nicht zu fürchten. Denn der Secretair Bruno Bekendorp leiſtete unſerer Stadt nicht bloß ſitzend am Schreibtiſche, ſondern auch nach ausdrücklicher Verpflichtung *gehend*, *fahrend* und *reitend* ſeine erſprießlichen Dienſte. Bewegung hatte er alſo genug. Und ſolche Miſſionszüge des berittenen Secretarii erſtreckten ſich ſogar bis über's Meer, da er ſich anheiſchig gemacht hatte, "zu Waſſer wie zu Lande, bei Tage wie bei Nacht" des Raths Aufträge zu beſorgen.

Noch belaſtete den geplagten Mann eine Thätigkeit, die den jetzigen Herren Secretarien nicht nur nicht obliegt, ſondern gar nicht geſtattet wäre. Er war nämlich gehalten, den Bürgern, die in ihren geiſtlichen oder weltlichen Sachen ſeiner berathenden oder ſchreibenden Hülfe begehren würden, darin fleißigſt und freundlichſt zu dienen, natürlich auf deren Koſten, welche ſtrittigenfalls zu beſtimmen, der Senat ſich vorbehielt.

Für ſo viele Geſchäftsplage aber konnte Magiſter Bruno auch mit den verheißenen Entſchädigungen und Genüſſen

Digitized by Google

wohlzufrieden sein. Eigentlich unterschied er sich (abgesehen vom Arbeiten) nur wenig von der Lilie des Feldes, denn die Befolgung der evangelischen Vorschrift, weder für's Essen und Trinken noch für die Kleidung zu sorgen, war ihm durch E. H. Raths Pflege äußerst leicht gemacht. Eine schöne warme Wohnung hatte man ihm eingeräumt in einem Hause mit seinem würdigen Collegen Johannes Tunderstede, aus Rücksicht mehrerer Geselligkeit der beiden, leider im geistlichen Cölibate gar einsam lebenden Herren, neben dem Schaffer- oder Gildehause am Neß. Wurde dort banquettirt, so hatte er die Pauken und Trompeten gratis. Das war in puncto des Losaments, folgt das Tractement. Hier konnte Magister Bruno sich nach Belieben einrichten. Scheute er als alter Junggesell die Unruhe eigener Menage, so vergütete der Rath ihm die sonst gewährten Naturallieferungen eßbarer Lebensmittel mit 6 ℔ Pfennigen jährlich, wofür er sich einem Garbrader in gute Verköstigung verdingen konnte. Hielt er aber mehr vom eignen Heerd, Tisch und Haushalt (den ihm ja leichtlich eine junge Nichte oder eine alte Magd führen konnte), wohlan, so schickte der Rath ihm gute Lebensmittel in natura, wie er seinen Secretarien zu schicken pflegte, in derselben Art und Maaße, wie sie Herrn Bruno's Vorweser, den Magister Joh. Unstorp, reichlich gesättigt und vergnügt hatten. Für Trank brauchte er gar nicht zu sorgen. Wenn er etwa kein Wassertrinker war, so stand ihm Bier nach Belieben zu Gebote, hiesiges Gebräu oder Eimbeck'sches, das "hoge Huus" lag ihm ganz nahe, da konnt er's ohne Bezahlung holen lassen. Folgt Bekleidung. Besser gekleidet einher zu gehen denn sein gedachter Vorweser, Magister Unstorp, das konnte Herr Bruno nicht verlangen, aber ihn grade ebenso zu halten, das versprach der Rath. Jährlich wurde ihm also auf Senats-Befehl von einem tüchtigen Scroder

Digitized by Google

oder Schröder (wie man damals ſtatt Schneider ſagte), eine ſehr anſtändige Bewammſung nebſt Mantel, ſ. v. Hoſen und Zubehör zu Theil. Hut, Schuhe und Reitſtiefel werden wohl nicht vergeſſen ſein. Daß aber auch Leibwäſche dahin zu rechnen, ſcheint kaum glaublich.

Somit wäre Herr Bruno Bekendorp auf Lebenszeit ſchon völlig verſorgt geweſen und hätte wohl lachen können, auch wenn er nichts ferner zu genießen gehabt hätte. Aber er genoß noch obendrein gar mancherlei. Zuerſt eines baaren Honorars von 30 ℔ Pfennigen; "ein Heidengeld!" ſagten damals naſerümpfend die redlichen Bürger, als ſie davon hörten. Ferner ſeinen gewiſſen Antheil an allen erwachſenden Schreib- und Canzlei-Gebühren, die ſämmtlichen Secretarien zu gleichem Genuße zugewieſen waren; dabei war's aus Rückſichten der Collegialität ganz einerlei, ob einer geſund oder krank, an- oder abweſend, er bezog dennoch ſeinen Antheil vom Strandſegen. Daß Herrn Magiſter Bruno die Miſſions- und Reiſekoſten vergütet wurden, iſt Selbſtverſtand; doch war der Punkt wegen der Reiſekleider noch näher erörtert. Verſchickte ihn die Stadt zu einer Jahreszeit, da ſein zierlich Gewand nicht mehr ganz hochzeitlich war, ſo durfte er ſich ein neues ſchönes Kleid anfertigen laſſen auf Koſten und zu Ehren der Stadt, die er darin deſto würdiger vertrat. Dann aber ſollte er heimkehrend das Staatskleid verkaufen und den Erlös der Stadt-Caſſe auskehren, übrigens aber ſein gewöhnlich ordentlich Gewand unverkümmert erhalten, — eine Beſtimmung, die höchſt glücklich eine anſtändige Freigebigkeit mit weiſer Oeconomie vereinigt.

Man weiß in der That nicht, ob Magiſter Bruno Bekendorp mehr Arbeit oder mehr Genuß von ſeinem Secretariate gehabt hat; jedenfalls that dem fleißigen Mann die Anerkennung des Raths äußerſt wohl, wenn derſelbe ihm eine Portion

Digitized by Google

"Crude," d. i. Gewürz und würzhafte Süßigkeiten, auf's Rathhaus holen ließ, um in heißen langen Sessionen den armen Protocollführer zu erquicken.

Sicherlich hätte derselbe unserer Stadt die denkwürdigsten Dienste geleistet, wenn er nicht schon im achten Jahre seiner Amtsführung zu einem noch besseren Dasein abberufen wäre.

---

4. Heino Brand, die bürgerlichen Unruhen und der Receß vom Jahre 1410.

Am Sonntage Cantate des Jahres 1410 waren allhier zu Hamburg die Gesandten der Städte zum Hansatage zusammen gekommen, weil derselbe an seinem eigentlichen Orte zu Lübeck nicht gehalten werden konnte, wo in Folge bürgerlicher Unruhen der alte Rath durch den neuen Rath der Aufrührer verdrängt wurde. Die Hansen verhandelten nun wegen verschiedener Puncte, und beschlossen zuletzt feierlich: daß, so lange die Lübschen Streitigkeiten ungeschlichtet blieben, Hamburg das leitende Haupt der Hansa sein solle. Aber dies schöne Vorrecht unsrer Stadt, das ihr gewiß erhalten blieben wäre für alle Zeit, ist gar nicht zu Kraft und Würden gekommen, da in demselben Jahre auch bei uns der Teufel das Feuer des Aufruhrs anschürte. Diesen unseligen Zustand der Dinge machte sich geschwind der neue Lübsche Rath bestens zu Nutze, benahm sich fortwährend als Vorort der Hansa, schrieb auch einen neuen Hansatag aus (den freilich viele der Städte nicht beschickten), und wußte die Sache so zu leiten, daß Lübeck das Haupt blieb, was um so leichter gelang, da unser Rath, vor eitel Unruhe zu Hause, nichts thun konnte, um das eben erhaltene Vorrecht zur Geltung zu bringen.

Digitized by Google

Die Sache wegen dieſer bürgerlichen Unruhe, — welcher im Laufe der nächſten dreihundert Jahre noch ſehr viele von derſelben Farbe und Richtung folgten, — verhält ſich alſo.

Die Magiſtrate hatten allgemach durch die Hanſa, an deren auswärtiger Politik die Bürger natürlich nicht theilnahmen, auch in innern Angelegenheiten ihre Macht conſequenter ausgebildet, was wohl mit dem Wachſen der ſtaatlichen Entwickelung überhaupt zuſammenhing. Die hierüber mißtrauiſchen Bürger ſuchten nun ihr hergebrachtes Mitregiment in den wichtigſten Stadt-Angelegenheiten, ebenfalls zu erweitern und bündig zu regeln, ein Streben, welches an ſich gewiß nicht zu tadeln, welches aber leider bald, in einſeitiger Befangenheit zu argwöhniſcher Feindſeligkeit, und unter Führung ehrgeiziger Selbſtſucht, zu blindem Partheikampf entartet, jedes billige Ziel und Maaß überſprang, und das größere Recht auf Seiten der Magiſtrate erſcheinen ließ. Das war mehr oder minder bei den vielen um dieſe Zeit auftauchenden Städte-Unruhen der Kern der Sache.

In Hamburg waren die Sachen ebenſo geſtaltet. Die Bürgerſchaft (die "öffentliche Meinung," wenn man auf damalige Zuſtände dieſen modernen Begriff anwenden darf) hatte Parthei genommen für die Aufrührer in Lübeck und für den aus denſelben hervorgegangenen neuen Rath, deſſen Widerſacher, die ariſtocratiſchen Anhänger des alten, ihr verhaßt waren. Als nun viele der letzteren vor den neuen Gewalthabern flohen und in Hamburg Zuflucht ſuchten, fanden ſie bei unſerem Rath eine gaſtrechtliche gute Aufnahme, was aber die Unzufriedenheit unſerer Bürger ſehr ſteigerte, die den Emigranten kein Aſyl gönnten. Noch war äußerlich alles ruhig geblieben, aber im Innern gährte es immer bedenklicher und nur eines Anſtoßes, eines Vorwandes bedurfte es bei den Häuptern der Unzufriedenen, um offen loszubrechen. Dieſen

Digitized by Google

Anlaß verschaffte ihnen ein an sich unbedeutender Bürger, Heino Brand, der sich somit, er wußte gewiß selbst kaum wie, zur Brandfackel des Aufruhrs hergeben mußte.

Heino Brand, ein wohlhabender, sonst unbekannt gebliebener Mann, hatte dem Herzog Johann von Sachsen, eine Summe Geldes geliehen, wie es denn überhaupt keine neue Sache ist, daß Fürsten für's eigene oder Landes Wohl bei Kaufleuten Anleihen machen, die dann auch nicht gerade pro patria dabei handeln, sondern neben guten Zinsen auch sonst ihren Vortheil zu wahren wissen, wie bekannt. Ob Heino Brand sein Capital noch besser anlegen wollte und es deshalb gekündigt, der Herzog aber zur Rückzahlung noch keine Anstalt gemacht hatte, steht dahin, genug der Gläubiger wurde ungeduldig. Als nun der hohe Schuldner aus irgend einer Ursache nach Hamburg kam, wozu er der unruhigen Zeiten wegen von unserm Rathe die Zusage sichern Geleites erbeten hatte, da traf er auf offner Straße mit Heino Brand zusammen. Dieser hielt ihn sogleich an, mahnte und drohte immer zudringlicher; ja, obgleich ihm seines Gegners Geleitsbrief bewußt war, so ließ sich doch der Hitzkopf dazu hinreißen, den Herzog auf das gröblichste zu schmähen, schimpflich zu behandeln, sogar, wie es heißt, thätlich zu beleidigen. Wegen solcher Frevel schrieb der Herzog nach seiner Heimkehr klagend an den Rath und verlangte wegen gebrochenen Friedens gebührende Genugthuung. Da nun der vorgeforderte Heino Brand die Thatsache nicht leugnete, so wurde er vom Rathe zu einiger Haft im Bürger-Gewahrsam auf dem Winserthurme verurtheilt, und, vermuthlich wegen allbereits befürchteten Tumults, durch acht Herren des Raths dahin begleitet, was zwar grade keine Ehren-Guardia vorstellen sollte, sich aber immerhin recht ehrbar für einen arrestirten Bürger ausnahm.

Digitized by Google

Nun loderte aber gleich der Aufstand empor. Die unruhigen Köpfe in der Bürgerschaft benutzten mit Vergnügen des hitzigen Heino Brand's unerheblichen Handel, um das Feuer der Empörung zu entzünden. Es ist kein Zweifel, daß dieselbe, wie in Lübeck, mit der Vertreibung des Rathes und Erhebung ihrer werthen Personen an dessen Stelle, enden sollte. Denn auch diese Triebkraft des Aufruhrs ist nicht neu.

Heino's Haft verstieße wider das Privilegium von 1405, sagten die Unruhstifter, in welchem es versprochen sei, keinen Bürger ohne vorherigen Proceß gefangen zu setzen. Daß hier von dem Rathe, dem kraft heiligen Rechtes die Justizübung zustand, bereits der Proceß geführt war, der beim Bekenntniß des Friedensbrechers unmöglich länger hatte ausgesponnen werden können, — das wollten die Rädelsführer nicht einsehen, (eben, weil ihr Zweck weit über den Strohmann Heino hinausging,) das übersahen die besseren unter ihren Anhängern in der Aufregung des Augenblicks, das war dem großen Troß des blind nachbetenden und nachtobenden Pöbels ohnehin unverständlich. — Nach einigen stürmischen Aufläufen zwangen die Aufrührer dann den Bürgermeister Christian Ritter (oder Militis, wie er sich lateinisch schrieb) daß er den Rath beriefe. Inzwischen hatten sie, um ihren Plan besser geordnet auszuführen, sich in eine Bürger-Versammlung zusammengethan, welche im Reventer oder Speisesaal des Marien Magdalenen Klosters tagte;*) von da aus unterhandelten sie durch Abgeordnete mit dem Rathe.

---

*) Nach Anderem Bericht: im Schafferhause; dies war ein weitläuftiges Gebäude, eine Art Gildehalle, vielleicht vormals auch zu Banquetten benutzt. Der Vordergiebel lag am Neß, der Hintergiebel der Waage bei der alten Börse gegenüber. 1560 wurde das Schafferhaus an Hans Wichtenbeck für 3000 ℔ Lübisch und 100 Joachimsthaler verkauft.

Digitized by Google

Ihr erstes Begehren mußte der Rath gleich bewilligen, und den Heino Brand, der für sein nicht allzu großes Vergehen auch bereits etwas gebüßt hatte, freigeben. Und zwar mußten die acht Rathsherren, die ihn in den Thurm gebracht hatten, ihn auch wieder heraus holen, im feierlichen Zuge geleiten, als wenn er ein großer Märtyrer, und als frei der Bürger-Gemeine vorstellen. Uebrigens behielt der Rath sich deswegen ein nochmaliges Rechtsverfahren vor.

Sodann wählten die Bürger im Reventer 60 Männer aus den vier Kirchspielen; in deren Gegenwart wurde der Brand'sche Casus nochmals verhandelt, auch durch Zeugen das Vergehen gegen den Herzog dargethan; aber vergebens war der Versuch, den Bürgern die Gerechtigkeit seiner Bestrafung begreiflich zu machen. Die Sache wurde daher ad acta gelegt, wo sie auch liegen geblieben ist.

Die 60 Bürger forderten dann vom Rathe die Annahme einiger von ihnen in Artikel formulirter Forderungen. Darunter waren einige billige und nützliche, die der Rath auch sogleich bewilligte. Zu den beschwerlichen, ungerechten und gemeinschädlichen wollte er sich nicht verstehen, und derer war die Mehrzahl. Darunter stand oben an: daß unser Rath offenbar zur Parthei des neuen Raths in Lübeck übertreten, — was gegen das öffentliche Recht des Reichs wie der Hansa gewesen wäre, — und ferner, daß die aus Lübeck mit ihren Familien hieher geflüchteten Rathsherren und ihre Anhänger in Stadt und Gebiet nicht sollten geduldet, sondern ausgewiesen werden, — was doch gegen heiliges Gastrecht, Menschen- und Christenpflicht verstoßen hätte. Auch verlangten sie des Herrn Gerd Quickborn's Entfernung aus dem Rathstuhle, — er hat aber noch viele Jahre später drin gesessen.

Es war damals eine schwere Zeit für den Rath zu Hamburg. Hätte er den Aufrührern unbedingt nachgegeben, so

Digitized by Google

würden ſie, natürlich immer weiter gehend, das ganze Regiment verändert und den Lübſchen Aufſtand thatſächlich unterſtützt haben. Dadurch würde die Stadt unfehlbar aus der Hanſa geſtoßen und vom Kaiſer mit Acht und Aberacht belegt worden ſein, wie bald darauf Lübeck ſelbſt, — und zwar beides unter großer Gefährdung ihrer Freiheit und Unabhängigkeit. Hätte der Rath aber den Aufrührern entſchiedenen Widerſtand geleiſtet, (wozu er vielleicht kaum die Macht beſaß) ſo hätte er ihnen damit den Vorwand zu noch ſchlimmerer Empörung, das Signal zu Mord und Todtſchlag und allen Schreckniſſen des Bürgerkrieges gegeben, der wiederum ein Einſchreiten abſeiten Kaiſers und Reiches zum Schaden der Stadtfreiheit hervorgerufen hätte.

Es müſſen dazumal kluge Männer im Senate geſeſſen haben, die das was die Zeit forderte, mehr Rath denn That, glücklich zu finden wußten, im Unabänderlichen nachgaben, zur Beruhigung der Gemüther den Receß abſchloſſen, deſſen gefährlichſten Artikeln vermuthlich durch beſſere Faſſung die Spitze genommen war, — ſonſt aber wegen der Ausführung derſelben die Sache hinhielten bis ander Wetter kam, und ſo das Gemeinwohl bei Klippen und Untiefen glücklich vorüberſteuerten. Den Vertriebenen aus Lübeck wurde das Gaſtrecht *nicht* gekündigt, und für den unrechtmäßigen Rath hat unſer Rath ſich *nicht* erklärt; er erkannte ihn nur ſoweit an, als er es der hanſiſchen Angelegenheiten wegen mußte. Im Uebrigen behielt er das Heft in der Hand, und ließ die 60 Bürger nicht warm werden auf dem Reventer.

Einen derſelben, Johann Beckerholt, (vermuthlich doch der hervorragendſte unter dieſen volksfreundlichen Patrioten) hatte man 1411 zu Rathe gewählt, was ſicher ſehr verſöhnlich gemeint geweſen war. Dieſer Bürgerfreund aber mißbrauchte ſtracks ſeine Amtsgewalt, indem er ſich mit böſen Worten

Digitized by Google

und Werken an den ehrlichen Mitbürger Erich von Tzeven gröblich vergriff, weshalb er nach Verhör und Richterspruch des eben beſeſſenen Rathsſtuhls wieder entſetzt werden mußte. Da er deshalb ſich unterfing auf E. E. Rath zu ſchmähen, ſo wurde er auch der Stadt verwieſen, ohne Widerrede der Bürger oder ſeiner vormaligen Geſinnungsgenoſſen. Das iſt das Loos eines politiſchen Partheihäuptlings.

Es wurde nun überhaupt in Hamburg wieder ruhiger. Seit über Lübeck die Reichsacht verhängt, und zumal ſeit daſelbſt der alte Rath wieder eingeſetzt war, erlebte man auch in Hamburg die Rückkehr der alten friedlichen Tage. Die Rädelsführer ſchwiegen ſtille, gaben auch wohl ihre ehrgeizigen Projecte auf, denen es an Boden gebrach. Was rechtſchaffene gute Bürger waren, die kamen gemach zur Beſinnung. Johann Beckerholts Benehmen hatte ſie ſtutzig gemacht, wogegen des Raths eben ſo weiſes als fortdauernd gemäßigtes Verfahren endlich allgemein Verſtändniß und Anerkennung fand. Jedenfalls konnte die Bürgerſchaft ſich füglich begnügen mit Heino Brand's Triumphzug und mit dem errungenen Receß. Darin hatte ſie es ſich auch ausbedungen, daß künftig keinem fremden Schuldner eines hieſigen Bürgers das freie Geleite ſollte verſprochen, — und daß ein hieſiger Bürger nur in Criminalfällen durfte zur Haft gebracht werden, — Artikel die erſichtlich zu Ehren der Brand'ſchen Händel beliebt, übrigens aber natürlich unausführbar waren. Andre dagegen, die das Brauweſen, das Gerichtsverfahren und manche ſonſtige innere Verbeſſerungen bezweckten, vorzüglich aber diejenigen, welche das Steuerverwilligungs-Recht und den Conſens der Bürger bei Kriegserklärungen und Friedensſchlüſſen umfaßten, ſind treulich gehalten worden und haben weſentlich zur ſpäteren Entwicklung unſrer Verfaſſung beigetragen.

Digitized by Google

Der hitzige Heino Brand selbst, der zwar all die Unruhe veranlaßt, aber doch nicht angeschürt hatte, fuhr jedenfalls nicht übel bei dem Verlauf der Dinge. Von fernerer Haft war nicht die Rede, der Rath trug es ihm auch keineswegs nach, daß man ihn als Fahnenstange für das Banner des Aufruhrs gebraucht hatte. Sein Geld hat er vom Herzog auch richtig erhalten. Und obendrein war er ohne sein Verschulden ein berühmter Mann geworden, der auf unsterbliches Gedächtniß bei allen Nachkommen rechnen durfte. Zweimal von acht Senatoren öffentlich begleitet zu sein, solcher unerhörter Ehren hat sich vor und nach ihm kein Bürger berühmen können! Und weil er nun ein großer Mann war, so nannte man die kleine Gasse in der er wohnte, nach seinem feurigen Namen und Character: die Brandstwiete, nämlich die erste, wie hernach deren Fortsetzung: die zweite, — und also heißen diese berühmten Gassen noch heute.

---

5. Des Domdechanten Bann.

(1465 und 1482.)

Zur katholischen Zeit besaß der Dechant oder Decan des Hamburgischen Dom-Capitels die Machtvollkommenheit: schlechte Christen, Kirchenfeinde und andre böse Menschen nicht nur zu excommuniciren, sondern förmlich in den Bann zu thun. Aber obgleich der Dechant hierin wie ein kleiner Papst und als dessen Commissarius handelte, und auch den kirchlichen Folgen seines Bannstrahls gehörigen Nachdruck zu geben wußte, so hatte derselbe doch zuweilen gar unerquickliche Rückwirkungen für die Dorfschaften des Capitels oder der Stadt Hamburg, die doch bei solchen geistlichen Händeln völlig unbetheiligt waren.

Digitized by Google

So hatte um's Jahr 1465 der Dombechant, Herr Hinricus Pommert, den Albert Brömbſe, einen Mecklenburger vom Adel, aus was für Urſach, weiß ich nicht, in den Bann der Kirche gethan. Vielleicht gehörte er zu der Familie der Brömbſer, zu deren hieb- und ſtichfertigem Ahnherrn der Kaiſer bei Ertheilung des Ritterſchlages geſagt hatte, "Keerl, du ſtickſt as'n Brömbs, Brömbs ſchalſt du heten;" welche Familie am Rhein z. B. zu Rüdesheim angeſeſſen war und auch bis kürzlich in Lübeck zu den Patriziern zählte. Kurzum, jener Albert wird auch wohl wie eine Bremſe geſtochen haben, ein gewaltthätiger Mann, Friedensbrecher oder gar ein Stegreifreiter geweſen ſein. Zwar hatte er geſagt, als ihm der Bann angekündigt wurde, er ſchere ſich den Teufel drum, — doch als er ſich nun etliche Jahre von der Kirche und ihren Spenden völlig ausgeſtoßen ſah, und auch jeder ehrliche Chriſtenmenſch ſich aller Orten von ihm zurückzog, da fiel der Bann ihm doch läſtig. Bat drum ſeinen Herrn, den Herzog von Mecklenburg, daß er ihn löſen helfe. Dieſer ſchrieb auch etliche Male dem Capitel und ſuchte des Bannes Aufhebung nach für ſeinen Mann. Aber der Dechant forderte zuvor Kirchenbuße und Sühne, davon der Brömbſer nichts wiſſen wollte, und ſo blieb er im Bann. Solches verdroß den Fürſten; ließ es alſo geſchehen, daß der Albert Brömbſe als Feind der Hamburger ſich erklärte und mit gewappneten Leuten herbeizog, ſich zu rächen. Wenn er nun auch der feſten Stadt und den Capitelsherren darinnen nichts anhaben konnte, ſo kühlte er doch ſeine Wuth an den unſchuldigen Dörfern Hamm und Horn, die er urplötzlich überfiel und mit Sengen und Brennen, Rauben und Morden ganz grauſam heimſuchte, — aber ſchleunigſt davon floh, ſobald ein tüchtiges Geſchwader Reiſiger aus der Stadt zog, ihn zu bekriegen. Ebenſo unvermuthet kam er folgenden Jahres wieder nach Horn, brannte vier

Digitized by Google

Scheunen und acht Häuſer ab, darunter den alten Fährkrug (Andere ſagen den Kuhkrug), hauete eigenhändig einen Mann halb kopfab, und zwei Leute ganz lahm, worauf er mit ſeiner Bande und Beute eilends entwich vor dem gar ernſthaft heranziehenden Hammer Landſturm, der eine ſo grimmige Miene machte, daß der feldflüchtige Mordbrenner ſich hierorts nicht wieder hat blicken laſſen. Wegen ſolcher Unthaten iſt Albert Brömbſe natürlich nicht aus ſeinem Banne gekommen, ſondern drin geblieben und geſtorben, und ſonder chriſtlich Begräbniß, Sang und Klang begraben worden; aber die armen Hamburger Bauern hatten doch großen Schaden dabei gelitten, und daß das Capitel ſie entſchädigt hätte, davon ſteht nirgend was geſchrieben.

Aehnlich gings 1482, da Herr Albrecht Geverdes Dechant zu Hamburg war. Das Capitel hatte wiederum einen frevelhaften Mecklenburgiſchen Edelmann in den Bann thun müſſen, und ihn trotz Herzog Albrechts VIII., ſeines Gebieters, Fürſprache, platterdings nicht löſen wollen. Der Herzog, dem es ſchon an ſich ſehr empfindlich war, daß ſeinen Vaſallen ſo häufig der Hamburgiſche Bannſtrahl auf den Pelz brannte, — nahm ſolche Weigerung ſo übel, daß er im September jenes Jahres ein kleines Heer ſammelte in ſeinen Landen und aus der Priegnitz, und damit dem Hamburgiſchen Dom-Capitel in deſſen Dörfer fiel, vornämlich Poppenbüttel, woſelbſt er mit Brennen und Plündern ganz übel hauſete, um nur dem Dechanten recht wehe zu thun. Schade nur, daß wieder die armen ſchuldloſen Bauern es waren, die beim Zauſen der Herren die Haare laſſen mußten. Indeſſen war der Herzog doch ſo gerecht und gewiſſenhaft pünktlich, daß er nur die Capitelseingeſeſſenen ſchädigte, den benachbarten Dörfern, welche der Stadt Hamburg gehören, dagegen nichts that. Durch ſolch Verfahren wurde nun zwar der Edelmann ſeines

Digitized by Google

Bannes nicht quitt, aber sein Herr hatte ihm doch (wie er es ansah) Genugthuung verschafft. Daneben hatte der Herzog für die Kosten der Heerfahrt sich an den Poppenbüttelern erholt, denen er noch sechshundert treffliche Kühe wegtrieb, als er mit übriger waidlicher Beute (zu mehrerer Ergötzlichkeit hinterdrein) endlich ab- und heimzog gen Güstrow, wo er Hof hielt.

Der Holsteinische Amtmann zu Trittau, Herr Benedict von Alefeld, durch dessen Gebiet der Herzog gezogen kam, hätte eigentlich ganz füglich den feindlichen Durchzug verwehren können und müssen. Aber gelegentlich ist es wohl passirt, daß die guten Holsteiner in ihrer freundnachbarlichen Gesinnung für die Hamburger, nicht grade scheel sehen, wenn deren Widersacher kommen, sie zu drangsalen. Der Trittauer Amtmann sah aber wohl auch deshalb durch die Finger, weil er ein Gegner des Hamburger Dechanten, und gleichfalls von diesem in den Bann gethan war.

Obschon hohen Herren wie vielen andern Menschen, gar Manches hienieden ungestraft hingehet, so ist dennoch dem Herzog Albrecht sein trotziger Frevelmuth gegen das Hamburger Capitel sehr übel bekommen. Denn erstlich schleuderte dasselbe natürlicherweise auch auf ihn den Kirchenbann, und zweitens brachten ihn die geraubten Poppenbütteler Kühe elend um's Leben. Er that sich einstmals zu Anfang des folgenden Jahres mit selbigem trefflichen Kuhfleisch, wie täglich, eine Güte, und da der Braten ihm zu wohl mundete, schlang er gierig allzu große Bissen hinunter, deren einer ihm dann, wie man zu sagen pflegt, in den unrechten Hals kam, also, daß er trotz alles Hustens und Auskratzens ganz jammerhaft daran versticken mußte, zum Schrecken seiner Leute, die ihm gleichwohl nicht zu Hülfe zu kommen gewagt hatten, um ihrerseits keine Excommunication zu befahren.

Digitized by Google

Also rächte sich der fürstliche Frevel gegen das Hamburger Dom-Capitel durch sich selbst. Aber das Capitel forderte, billigerweise, außerdem noch Schadenersatz von des Herzogs beiden Brüdern, seinen Nachfolgern im Regimente und Erben seiner Rechte wie seiner Verpflichtungen. Und da sie sich dess' weigerten, überkam auch sie erbrechtlicherweise, der Kirchenbann, von dem erst 1485 Papst Innocenz VIII. sie losgezählt hat.

---

6. Die Pfingsthöge der Familie von Spreckelsen.

(1505.)

Die alte noch heutigen Tages ausgebreitete Familie von Spreckelsen gehörte vormals zu den angesehensten Geschlechtern der Stadt Hamburg, seitdem, etwa um 1400, ihr Ahnherr Hartig aus dem Bremischen hieher gezogen war. Wir kennen z. B. drei Bürgermeister, sieben Senatoren (darunter einige gewesene Oberalten und drei Kammerbürger) einen Rathssecretair, ferner noch vier Oberalten und drei Kammerbürger allesammt aus dieser verdienstvollen Familie, welcher auch ein Calandsdechant, ein Domherr, eine ehrwürdige Jungfer Domina, so wie viele Gelehrte und eine große Zahl braver, tüchtiger Bürger angehört haben. Zwei Glieder wurden vom Kaiser geadelt: Johann von Spreckelsen, ein in tumultuarischer Zeit removirter Rathsherr (1676) dessen Nachkommen sich aber des Adels nicht bedient haben, und Lic. Hermann von Spreckelsen, welcher 1683 unverheirathet gestorben ist.

Gedachten Hartigs Enkel war der Bürgermeister Johann von Spreckelsen, welcher 1518 starb. Dieser Herr stiftete (1505) für seine sieben Kinder und deren Nachkommen ein Familienfest, zur Erhaltung guter Freundschaft und Einigkeit,

Digitized by Google

welches jährlich am zweiten und dritten Pfingſtfeiertage bei ſolennen Mahlzeiten begangen werden ſollte, und bald unter dem Namen: von Spreckelſens Pingſt-Hög' bekannt wurde. Es war ohne Zweifel ein guter Gedanke des alten Herrn, der hierdurch das Zerfahren der Familie verhüten und ein feſtes inniges Zuſammenhalten in Freud und Leid unter ſeinen fernſten Nachkommen herbeiführen wollte. Er dachte dabei freilich nicht an die Möglichkeit einer ſo großen Vervielfältigung derſelben, wie ſie ſpäter ſtatthatte. Freilich hat keiner ſo viele Erben hinterlaſſen wie der gleichzeitige Bürgermeiſter Johann Huge, der mit drei Frauen nach und nach 36 liebe Kinder auf die Welt geſetzt hat, 7 mit der erſten, 17 mit der zweiten (Becke von Bergen hieß dieſe glückliche Mutter) und ſchließlich 12 mit der dritten! Denn des Stifters Sohn Peter, der auch Bürgermeiſter wurde, hatte mit 5 Frauen doch nur 12 Kinder, und unter ſeinen Enkeln beſaß der Senator Peter auch nur ein Dutzend weniger eins; aber es fleckte doch, und da durchſchnittlich jedes Glied ſeine 3—4 Kinder hatte, ſo ging's bald gar ſehr in's Breite. Das Geſchlecht derer von Spreckelſen wuchs mit Schwert- und Spillmagen ſo mächtig heran, daß es unmöglich wurde, die zur Pfingſt-Höge erforderlichen Räume groß genug aufzutreiben, und dies Feſt an der Menge ſeiner Theilnehmer erſticken mußte.

Schade! Es iſt anfangs ein ſehr ſchönes Feſt geweſen, und in den erſten 120 Jahren ſtreng nach der Vorſchrift gefeiert worden. Einer der Vettern fungirte dabei als Ordner oder Schaffer; er mußte alle Mitglieder der Sippſchaft nach dem Stammbaum einladen, die Hallen ſchmücken, die Mahlzeiten beſorgen, und ſich dabei genau nach des Stifters Satzungen richten. Wehe ihm, wenn er eine Neuerung verſuchen, ein veraltetes Gericht weglaſſen, einen neuen Brauch einführen

Digitized by Google

wollte, — dann wurde es nach dem Statut gerügt, und zur Strafe mußte er eine Tonne Bier bezahlen. Am Pfingst-Mondtag, Nachmittags 4 Uhr, kamen dann die von Spreckelsen's insgesammt zu Hauf, aus der Alt- und Neustadt, Männer, Frauen und Kinder; die in andre Familien verheiratheten Töchter waren nicht ausgeschlossen, sie durften mit den Ihrigen ebenfalls zur Pfingst-Höge gehen, wenn sie mochten. — Wer zu spät erschien mußte Strafe zahlen, ein Mann 8 ß, ein Frauenzimmer nur 5 ß; solche Gelder wurden "zu Wein angelegt." Kamen aber zufällig Alle rechtzeitig, so mußten auch Alle zahlen, jeder 2 ß zu Wein. Am ersten Tage wurde um 5 Uhr nach der Verordnung zu Abend gespeiset: Ochsenfleisch in Senf, gesottener Lachs, Gebratenes, Eierkäse mit Milch, Butter, Käse und "Trundelkuchen." Am zweiten Tage kam man schon zur Vesperzeit, 3 Uhr zusammen, dann gab's: süße Milch und Kuchen (für die Frauen und Kinder) Kalbfleisch, Brodt, Butter und Käse. Abends 6 Uhr aß man wieder warmen Ochsenbraten, allerlei kalte Fleischspeisen, das Leibessen der Meisten: Reis in Milch gekocht mit Canel und Zucker darauf, auch Brodt, Butter, Käse nebst Trundelkuchen. Das war denn eine einfache, mäßige Familienkost, die Keinem böse Träume machen konnte. Alles Schlemmen und Prassen, sogar jede Art von Wildpret, war von dem statutarischen Speisezettel streng ausgeschlossen.

So kamen alljährlich alle des Namens von Spreckelsen und ihre Nächst-Verschwägerten zum festlichen Mahle und fröhlichen Verkehr zusammen; sie gedachten in Treuem der heimgegangenen Eltern, Vorfahren, oder der sonst in letzter Jahresfrist geschiedenen Lieben; sie schlossen sich einträchtiglich an einander, theilten Lust und Weh, freueten sich ihres Wohlergehens, und trösteten einander in betrübten Zeitläuften; stifteten und erhielten vertrauliche Freundschaft, beredeten auch

Digitized by Google

wohl manch' künftig Ehebündniß; und, wo's Noth that, da halfen sie sich aus, in herzlicher Liebe oder um der Familie willen. Die Kinder spielten und tummelten sich auf dem etwas düstern Steinhof oder in den Speicherräumen dahinter, — lauter Winterspiele, weshalb sie sich eigentlich sehr hinaussehnten vor's Thor oder auf den grünen Wall. Die Großen aber saßen ehrbar oben in den Prunkgemächern, da sprachen die Frauen von Hausstand und Erziehung; die Männer redeten, wenn das Familien-Capitel abgehandelt war, de re publica, vom Wohle der Vaterstadt, und wie dasselbe nützlich zu fördern sei.

Diese Art Festlichkeit fand in Hamburg Beifall und Nachahmung. Im Jahre 1580 gründete der ehrbare Oberalte Hinrich Tamm, nach Art der von Spreckelsenschen, eine mit Statuten versehene Familien-Höge. Darnach gedachte er am Sonntage Trinitatis jeden Jahres auf seinem Steinhofe die Höge anzurichten, um mit seiner lieben Hausfrau, seinen Döchtern und Dochtermannen, auch andern Kindern und Freunden alljährlich bestimmt zusammen zu kommen, und in Gottesfurcht und christlicher Frohheit das Fest zu feiern. Der festgesetzte Speisezettel ist schon etwas reicher als der oben mitgetheilte, da Fischwerk, Lammbraten, Schinken und Salat neben dem Ochsen- und Kalbsbraten vorkommen. Daß der Nachtisch (Obst, allerlei Gebäck und Zuckerwaaren) hier auch "Unrath" genannt wird, ist eine sprachliche Wunderlichkeit. Ueber Tisch war alles Fluchen, Schwören und Zanken bei hoher Strafe verboten, und nach dem Gratias die umhergehende Armenbüchse empfohlen. Lange hat diese Höge nicht gedauert, ihre wenigen Capitalien wurden einer milden Stiftung, die den Tammschen Namen trägt, zugewiesen.

Dagegen florirte von Spreckelsens Pfingst-Höge noch manche Jahre fort. Schon 1552 hatten die Renten der

Digitized by Google

Stiftung nicht mehr zur Bewirthung so vieler Gäste gereicht. Diese schossen also jährliche Beiträge hinzu, einige Reichere vermachten kleine Capitalien, woraus 1574 ein s. g. Hauptstuhl gemacht wurde. Im Jahre 1625 ist der berühmte Gelehrte Dr. Friedrich Lindenbrog (später Calands-Dechant am hiesigen Dom und Hamburgischer Gesandter in England) Jahrschaffer gewesen, und zwar als Ultimus. Denn diese Pfingst-Höge ist Gottleider die allerletzte gewesen. Es war schon so voll, daß es an Raum vielfach gebrach, die alte feine Ordnung ließ sich nicht mehr handhaben. Da war kein recht einmüthiges Zusammenhalten mehr, die Leute standen sich zu fern, um herzlich zu sein. Die Vornehmeren wurden "exclusiv," die nähern Bekannten sonderten sich von den entfernten Vettern und Basen, saßen und zischelten für sich, überall wurde "geklickt," wie man bei uns sagt, welches Wort von Clique abstammen soll. Man sah also wohl, die alte gute Zeit ging aus den Fugen, und sonach unterblieb von da an das Fest. Die Verwalter schlugen Renten und Zinsen zum Capital, welches im Jahre 1688 auf 50,464 ℔ 1 ß 6 ₰ angeschwollen war.

In diesem Jahre wurden nun auf Ansuchen der Verwalter durch Proclam alle Interessenten der Pfingst-Höge einberufen, zur Versammlung in St. Marien-Magdalenen Klostersaal, um ihr Recht darzuthun und gemeinsame Beschlüsse wegen Aufhebung der Stiftung und Vertheilung der Gelder zu fassen. Unter Vorsitz eines Rathsherrn kam dann die Sache zu einem Schluße, der dem patriotischen Sinn der Betheiligten zum wahren Ruhme gereicht. Wer hätte es ihnen verargen können, wenn sie das von ihren Vorfahren gesammelte Fest-Capital auch für nützliche oder wohlthätige Familien-Zwecke bestimmt hätten? Für die Bedürftigen unter ihnen, die eine Unterstützung ansprechen würden, war aber nur etwa der

Digitized by Google

eilfte Theil des Ganzen (4253 ℔ 12 ß) ausgesetzt. Alles Uebrige wurde zu öffentlichen und gemeinnützigen Zwecken bestimmt, z. B. 860 ℔ für arme bekehrte Juden; 7090 ℔ 6 ß dem Waisen- sowie dem Zuchthause; von 10,000 ℔ sollten die Zinsen dem Pastor Dr. Mayer für seine Gymnasial-Lectionen zufließen, nach seinem Abgange aber zwischen dem Waisen- und Zuchthause getheilt werden. Endlich wurden 24,000 ℔ der Stadt geschenkt zur Erbauung eines neuen Zeughauses. Diese großmüthige Disposition ist vom Senate bestätigt und darnach ins Werk gerichtet worden. *)

Hiermit schließt dies denkwürdige Capitel aus einer Hamburgischen Familien-Geschichte.

Vom Doctor Veit.

(1521.)

Es war einmal zur katholischen Zeit in irgend einem Kloster hiesiger Gegend ein Mönch, dem wurde Zeit und Weile lang bei seinem Brevier in einsamer Zelle; und als eines Tages der alte Adam in ihm recht kräftig erwacht war, da brach er aus des Klosters Zwinger und Bann und ging fort in die weite Welt. Er war ein schlechter Kerl von Haus aus, dieser Mönch, und der Orden hatte nur Gewinn davon,

---

*) In der vormaligen Bastion Constantin am Neuenwall, jetzt Bohns Platz. Als der Bau noch 1703 unvollendet war, wollte der Pastor Morgenweg ihn lieber zu einem neuen Waisenhause bestimmen. Er meinte, die von Spreckelsen's würden das der Pfingstfreude gewidmete Geld am besten dem h. Geist schenken, dem sie in dem Waisenhause eine neue Werkstätte errichten würden, darin der Kinder Gebete die besten Kanonen wären. Indeß blieb es beim Zeughause, welches dann vollendet, später aber nach dem Zeughausmarkte verlegt wurde.

Digitized by Google

als er entlaufen war, und in weltlicher Kleidung mit wiedergewachsenem Haupthaar unter dem Namen Hans Völsch durch die Lande strich, bald allein, bald mit Zigeunern, oder mit Buschkleppern und sonstigem Gesindel. So ist er immer weiter verdorben und zuletzt als räudiges Schaaf von aller Welt ausgestoßen hinter einer Hecke gestorben, man weiß nicht wo und wann. Für ein dergestalt völlig verfehltes Leben (möchte man glauben) giebts vielleicht eine Art Seelenwanderung, eine Wiederholung des irdischen Daseins, zum Gut- und Bessermachen, was wir aber hier auf sich beruhen lassen wollen.

Dieses verdorbnen Pfaffen Sohn war Veit oder Vitus Völsch, der sich später Doctor Vit oder Veit genannt hat. Er war schon als Kind ein durchtriebener Bube, und ist in seines Vaters Schule zu Ränken und Schwänken groß gezogen, so daß die Leute schon von dem halbwüchsigen Burschen sagten, er werde einmal dem berüchtigten Till Eulenspiegel gleich werden. In den Schwänken hat er diesen wohl nicht erreicht, aber weit übertroffen hat er den ehrlichen Till in Ränken, die er mit Trug und Arglist zur Profession seines Daseins machte. Die damalige Zeit war dem jetzt von Polizeiwegen so gefährdeten Abentheurerberuf gar günstig. Landdragoner gabs keine, leichtgläubige einfältige Menschen aber aller Orten genug. Die waren seine Schaafe, die er waidlich schor, wenn er heute als Possenreißer und Gaukler, morgen als Schatzgräber mit der Wünschelruthe durch's Land zog, hier öffentlich als Zahnbrecher und Wunderdoctor auftrat, dort heimlich als Wettermacher, Hexenmeister und Zauberer sein Wesen trieb. Daß er wirklich auch ein Pfaffe gewesen sei, wie Einige sagen, scheint nicht glaubhaft und eine Verwechslung mit seinem Vater gewesen zu sein, von dessen Stamm der wurmstichige Apfel gar nicht weit gefallen war.

Digitized by Google

Aber wenn es ihm Vortheil brachte, so verstand er's auch meisterlich, die Rolle eines Pfaffen zu spielen, Messe zu lesen, Beichte zu hören, zu taufen und zu copuliren, also, daß er sich auch als Sacramentsschänder auf das Gröblichste versündigte.

Die Zauberei war seine Hauptprofession. Ob er wirklich im Besitz übernatürlicher Geheimnisse, der Sympathia oder des Magnetismus kundig gewesen sei, — ingleichen, ob er wirklich ein Pactum mit dem Teufel gemacht und auf dessen Patent als concessionirter Hexenmeister sich genährt habe, daß wollen wir dahin gestellt sein lassen. Aber entweder glaubte er wirklich zaubern zu können und verrichtete in diesem Glauben und in der bösen Absicht, zu schaden, allerlei Werke der Finsterniß, — und dann war er natürlich ein sehr strafbarer Verbrecher, — oder aber er glaubte selber nicht an seine Weisheit, wenn er sie vor den einfältigen Menschen ausübte, und dann täuschte und betrog er diese durch Teufelsspuck und Höllenkünste, und war, nach dem Maaße des Schadens, den er ihnen an Leib und Seele zufügte, nicht minder strafbar. Und durch alle diese Missethaten hatte er schon vieler Leute Hab und Gut, Leben und Gesundheit auf dem Gewissen, und vielfach den Tod am Galgen verdient, ehe er sich anschickte in Hamburg sein Heil zu versuchen, welche gute Stadt er sich zum Schauplatz einer neuen ganz unerhörten Ruchlosigkeit erkoren hatte, da das platte Land rings umher bereits gänzlich von ihm ausgebeutet war.

Es war im Jahre 1521, als eine s. g. weise Frau, eine Hebamme oder Bademutter, wie man damals sagte, hier in Hamburg bei dem betheiligten weiblichen Publikum einiges Aufsehen erregte. Sie kam, wie sie sagte, aus England, war großer Statur, hatte etwas Fremdartiges in ihrer wohlgewählten Kleidung, ein sicheres festes Auftreten und entschiedene Ma-

Digitized by Google

nieren. Was aus England kommt und fest auftritt, das ist Gottleider immerdar bei uns wohl aufgenommen gewesen, drum bekam auch diese fremde Frau, zum Schaden der wehmütterlichen Nahrung hiesigen Ortes, gar bald eine Kundschaft in guten Häusern, wo man just solcher Dienstleistung benöthigte. Sie war auf bestem Wege, eine Löwin des Tages zu werden, und nach dem Tode der alten Raths-Wehmutter diesen ansehnlichen Posten zu erhalten. Aber es kam doch anders. Ein sehr anständiger Schleier des Geheimnisses verhüllt noch heutigen Tages die näheren Umstände desjenigen Ereignisses, welches die Entdeckung eines erschrecklichen Betruges herbeiführte, — aber entdeckt wurde es zum Entsetzen aller Frauen und Ehemänner: daß die fremde neumodische Bademutter kein Weibsbild, sondern ein Kerl sei! Hurtig griff der Gerichtsherr zu und fing den saubern Vogel ein, und richtig es war ein glattbarbiertes Mannsbild in weiblicher Kleidung, und, bei Lichte besehen, Niemand anders als der übelberüchtigte s. g. Doctor Veit in eigenster Person.

Es gab damals wohl kaum einige Spottvögel, denen diese Geschichte mehr ergötzlich als ruchlos däuchte, so allgemein war die sittliche Entrüstung über diese Abscheulichkeit. Denn dazumal waren Sitten und Ansichten andere als jetzt. Es war, trotz vieler gelegentlicher Rohheit, des Kindes der ungezügelten Kraft, doch in gewisser Hinsicht eine Zeit der Sittenreinheit. Vergehen gegen dieselbe kamen natürlicherweise oft genug vor, aber man erkannte sie auch als solche und deckte nicht, wie jetzt, entschuldigende Namen darüber, und wo das kirchliche und richterliche Strafamt nicht reichte, da strafte die allgemeine Verachtung.

Hat's doch noch achtzig Jahre später der Diaconus Niclas Stackeleff äußerst empfindlich erfahren, was es auf sich hatte, die Schranken der Ehrbarkeit im äußern Wandel ungescheut

Digitized by Google

zu übersteigen. Er wurde abgesetzt um des Aergernisses willen, das er seiner Gemeinde und hiesiger Christenheit gegeben, indem er sich häufig auf seinem Garten in St. Georg "mit lockern Gesellen lustig und unmäßig erzeiget, in Schenken und auf Kegelbahnen sich öfters finden lassen, in der Alster stundenlang gefischet, ja sogar sich daselbst nackigt gebadet, und sich allerwege einem Weltkinde gleichgestellt." Das war 1610 im Juni, und bald darauf that er das Richtigste, was er noch thun konnte; er legte sich hin und starb, den 26. Juli. Bei einer so großen Sittenstrenge kann's um so weniger verwundern, wenn über Veit Völschens im Jahre 1521 begangene unerhörte Ruchlosigkeit die ganze Stadt Zeter schrie, da das Verbrechen die zarteste und heiligste Seite der edlen Weiblichkeit allzu gröblich verletzt hatte. Ein männlicher Beistand in solchen Fällen wäre den damaligen Frauen (und noch viel später unsern Urgroßmüttern) als ein Scheuel und Gräuel erschienen, und sich seiner wissentlich zu bedienen, — solche verdammliche Zucht- und Sittenlosigkeit wäre gradezu undenkbar, unmöglich gewesen. Ob sie deshalb von der aufgeklärten Jetztzeit zu belächeln sind? Es ist dies ein sehr delicates Thema, das mindestens hier keine nähere Besprechung verträgt.

Die Gerichtsherren also nahmen den saubern Patron beim Kopfe, forschten seiner Lebens- und Verbrecher-Laufbahn fleißig nach, und fanden bald mehr als genug Grund zur Erkennung der Todesstrafe. Daß sie dabei nicht sowohl eine Vergeltung für das verletzte Frauengefühl beabsichtigt, als vielmehr auf das dem Rechte nach größte seiner Verbrechen gesehen haben, geht klärlich aus der Todesart hervor, zu der sie ihn verurtheilten: der gesetzlichen Strafe für Zauberei. Sonach wurde denn von Rechtswegen der angebliche Doctor Veit nach dreiwöchentlicher Untersuchung durch Hinrik Penningk,

Digitized by Google

den Büttel, zu Pulver und Asche verbrannt. — Als ein Zeugniß der damaligen strengen Zucht und Ehrbarkeit ist es anzusehen, daß die meisten der gleichzeitigen Chronisten bei ihrem kurzen Bericht über dies Ereigniß die übrigen, oft vorkommenden Verbrechen des Maleficanten übergehen, und nur seine letzte, bisher unerhört gewesene Schandthat hervorheben, weil diese ihnen gar zu abscheulich erschien, sonderlich im Hinblick auf die armen Frauen, die der wüste Kerl so schaamlos betrogen hatte.

Dies ist die Geschichte von dem s. g. Doctor Viet oder Veit, welchen viele unserer neueren Historiker, verführt durch den lakonischen Bericht der Chronisten, voll philanthropischen Feuereifers, als einen Wohlthäter der leidenden Menschheit, als einen edlen Märtyrer der Wissenschaft, als das beklagenswerthe Opfer fanatischen Vorurtheils des barbarischen Mittelalters darzustellen sich beflissen haben.

---

8. Bernd Beseke's Glück und Unglück.

(Um 1525—1536.)

1. Wer Bernd Beseke gewesen ist.

Des Lebens Glück und Unglück hat wohl jedes Menschenkind auf Erden in vielfacher Weise zu erfahren. Aber nicht Jeder stürzt von einer verhältnißmäßig hohen Stufe irdischer Wohlfahrt hinab in den tiefsten Abgrund des Elends, das ihm die eigne Schuld bereitet. Das hast du erfahren, du armer Bernd Beseke, der du doch von Haus aus ein guter unschuldiger Thor warest und gewißlich in keiner bösen Haut steckteſt. Als in deiner Jugend das Leben sich gar freundlich dir gestaltete und eine heitere Glückssonne dir aufgegangen

Digitized by Google

war, da hätteſt du's bedenken ſollen, was man ſagt: "Jeder iſt ſeines Glückes und Unglückes Schmidt." Du armer Bernd Beſeke, da hätteſt du's beherzigen müſſen, was die Schrift ſagt: "Eitelkeit und Hoffahrt treibet zur Sünde, — "aber die Sünde iſt der Leute Verderben, — und der Tod "iſt der Sünden Sold."

Bernd Beſeke war zu Braunſchweig geboren und eines Nadlers Sohn. Seiner Mutter Bruder lebte hier zu Hamburg und hieß Hein Schröder, der nahm den jungen halbwüchſigen Buben zu ſich, erzog ihn und ließ ihn was Rechtſchaffenes lernen. Und weil er ein gar freundliches roſiges Geſicht, einen offnen Kopf und aufgeweckten Sinn hatte, auch von Herzen ein gutmüthiger Burſche war, ſo mochten ihn die Leute gern leiden, und wurden ihm freund als er größer geworden war.

Darnach, etwa um 1525, ſetzte ſich Bernd Beſeke als Bürger, und fing ſein eigenes Geſchäft an als Wandſchneider oder Tuchhändler. Zu derſelben Zeit heirathete er ſeines Ohm's Hein Schröder's Stieftochter, die ihm ein anſehnliches Vermögen in die Ehe brachte. Da meinten alle Leute, Bernd ſei ein rechtes Glückskind, und ſo gut wie's dem armen Nadlersſohne aus Braunſchweig hier bei uns ergangen ſei, ſo gut gehe es manchem ehrlichen Stadtkinde nicht.

Nun wäre auch alles gut geweſen, und Bernd hätte können mit Gottes Hülfe zeitlebens ein wohlbehaltener Mann bleiben; er hätt es auch noch weiter bringen können; denn mancher Mann, der aus der Fremde nach Hamburg kam und noch viel kleiner anfing, als Bernd, hat durch Fleiß und Ordnung, Ehrlichkeit und Sparſamkeit hier ſein Glück gemacht; und ſahen die Mitbürger des Mannes Thätigkeit, ſo

Digitized by Google

würdigten sie ihn gern der Ehre, dem Gemeinwesen mit vorstehen zu helfen, und zollten ihm Achtung und Ansehen. Und so hätt' es Bernd auch wohl noch bis zum ehrbaren Oberalten bringen können, ja auf diesem Wege vielleicht noch weiter, — wenn er nur fleißig und arbeitsam, bescheiden und gesetzt geblieben, und nicht so ein großer Windbeutel geworden wäre!

Er war ein stattlicher junger Mann, von gar schönem Aussehen, und das war zunächst sein Unglück, denn es machte ihn unbändig eitel und prunksüchtig. Und da er mit dem Gelde seiner Frau auch zugleich eine große Meinung von seinem Verstande und Wissen überkommen hatte, und der leidige Hochmuth ihn trieb, sein ehrliches Gewerbe zu mißachten und den Vornehmsten der Stadt in allen Stücken gleich zu werden, so stand sein eitler Sinn nach gewaltig hohen Dingen, und darüber verfiel er in allerhand Thorheit und Narretheiung. Er kleidete sich über die Maaßen köstlich; zu seinen Röcken, Wämmsern und Mänteln nahm er aus seinem Laden das allerfeinste Brüsseler Tuch; der Schneider durfte ihm keinen Rock ohne großen, weit auf den Rücken herabfallenden Kragen machen, was man damals "Sladal" (Niederschlag) nannte, und kein Wamms ohne weite Vorärmel und Puffen, nach Art der Frauen, wie's derzeit bei den jungen Stutzern Gebrauch war. Auch erstand er sich, als 1530 und 1531 das Marien-Magdalenen Kloster von den Mönchen verlassen war, die prächtigen Meßgewänder und sonstigen Feierkleider der Priester. Da ging erst recht sein Prunken an, so daß es gar nicht zu sagen ist, wie reich er sich alle Wämmser und Röcke mit den Gold- und Silber-Kanten besetzen ließ, daß er ordentlich gleißte, wenn die Sonne auf ihn schien.

Also ausstaffirt, recht wie ein eitler Thor, ließ Bernd sich vielfältig auf den Straßen und Märkten sehen; in der

Digitized by Google

Kirche blickte er ſich fleißig rechts und links darnach um, ob die Leute ihn auch bewunderten; überall war er zu finden, nur nicht in ſeinem Geſchäfte mit der Elle in der Hand; aber ſchön geputzt und mit dem Schwert an der Seite zeigte er ſich aller Orten, und am häufigſten mit gar wichtigen Mienen in der Rathhausgegend, als wenn er dort viel zu ſchaffen habe, und die wohlweiſen Herren etwa ſeines klugen Rathes begehrten. Alſo ſtolzirte er überall umher, wo er den Leuten recht in die Augen fiel, daß ſie vermeinen ſollten, er ſei der großen vornehmen Hanſen einer und bedeute viel in der Stadt.

II. Wie Bernd Beſeke platterdings nicht zum Rathſtuhle gelangen kann.

Das Alles aber that Bernd in der Meinung: daß man ihn deſto geſchwinder zum Rathsherrn wählen möchte, denn dahin ſtand nun einmal ſein Tichten und Trachten. Es wollte aber nichts draus werden, obſchon er in mancherlei Weiſe ſeinem Ziele näher zu kommen ſuchte.

Er machte ſich nämlich gar eifrig an die Herren und Väter der Stadt und vollführte viel Redens über ſeine patriotiſchen Geſinnungen; nicht minder auch über E. E. Raths Weisheit und Regententugend, und pries die Herren und all ihr Thun und Laſſen über die Maaßen. Dazwiſchen verfehlte er nicht oftmals darauf anzuſpielen, daß er manch Räthſel zu rathen verſtünde und deshalb viel Beruf zu einem ganz billigen Rathmann habe, wie er es ſich auch ſicher zur Ehre und zum beſondern Vergnügen rechnen würde, wenn der Herren Wahl ihn etwa treffen ſollte. Es hat aber damit doch nicht flecken wollen; denn bei allen vorkommenden Rathswahlen wurde Bernd nicht gekoren, was ihm ganz befremdlich erſcheinen mußte, — ja, man ſprach nicht einmal von ihm,

Digitized by Google

als von einem würdigen, vermuthlich in's Loos kommenden Mann. Und ob er ſchon allemal an einem Wahltage ſein Haus von unten bis oben blitzblank ſcheuern, und einen Imbiß mit Rheinwein parat halten ließ zum Empfang der glückwünſchenden Gäſte; auch mit kleiner Münze ſich verſah, zum Austheilen unter das Volk; nicht minder ſich anſchickte, dem Herrenſchenken ſtracks zu folgen, wenn er käme zu ſagen: "Herr, Ihr ſeid's," und eine wohlgeſetzte Dankſagungs-Rede an ſeine neuen Collegen ſchon auf den Lippen hatte, — dennoch war Alles umſonſt und vergebens, kein Herrenſchenk kam zu ihm, der Gratulanten Menge und die ganze Herrlichkeit ging immer zu glücklicheren Nachbarn. Dann war dem armen Bernd übel zu Muthe, des Rathes Verblendung kam ihm immer befremdlicher und unbegreiflicher vor, — ja er begann zuletzt an E. E. Raths Weisheit ſtark zu zweifeln. Und wenn nun etwa ein Schalk zu ihm ſagte: "gelt Bernd, ihr freut euch wohl, nicht gewählt zu ſein? da doch die ganze Stadt gewünſcht hätte, juſt euch im krauſen Kragen auf's Rathhaus gehen zu ſehen," — dann lächelte er wohl ſo ſüß wie bitter, und meinte, "freilich, wenn ihr mit eurer Einſicht drin ſäßet!"

Darüber wurde Bernd, wie leicht zu denken, etwas ſchwarzgallig und ſauertöpfiſch. Er barg nicht länger ſeinen innern Unmuth über die ſtetigen Fehlwahlen des Raths, geſellte ſich immer mehr zu deſſen Tadlern, ſetzte ſich fortan da, wo die Spötter ſaßen, — und wurde ein bitterer Widerſacher des Rathes. Vielleicht meinte er auch: wenn er's einmal bei dieſem Ende anfaßte, ſo möcht's gelingen. Denn es iſt kein neues Kunſtſtück, das Mitregiment eines Gemeinweſens durch klugeſ Tadeln und Spotten zu erjagen; und manchmal haben ſchon die Machthaber grade einen ihrer unermüdlichſten Gegner zu ſich berufen, damit nur ſein ewiges Raiſonniren

Digitized by Google

verſtumme, womit denn beiden Theilen wirkſam geholfen wird. Billigen aber mag ich's nimmermehr, weder das Tadeln noch das Wählen aus ſolchen Gründen.

Bernd gefiel ſich nun in dieſer Rolle, und vollführte grauſam viel Geſchwätz aller Orten über die Gebrechen der Stadt, über die Untüchtigkeit und Unvorſichtigkeit des Raths, über die Trägheit, den Hochmuth und die übrigen Untugenden der einzelnen Herren, — grade ſo wie's der große Haufe zu thun pflegt. Viel Worte machte er auch über die böſen Zeiten, über die Mittel, der bürgerlichen Nahrung aufzuhelfen und Schoß und Abgabe zu vermindern. Und er gab's unverblümt zu verſtehen, wenn er nur im Rathe ſäße, dann wäre dies und das nicht paſſirt, dann würde Alles beſſer werden in der Stadt; und ſtaunen werde man, wie er durchgreifen würde; und die Verfaſſung ſei alt und verjährt, die habe ſich längſt überlebt und müſſe geändert, und eine neue Rathswahl-Art müſſe eingeführt werden. Und wenn er im Rathe ſäße, ſo ſollte auch gewißlich die Acciſe abgeſchafft werden, er werde es beantragen und durchſetzen, denn er hätte die ganze Kaufmannſchaft hinter ſich.

Aber es iſt doch nichts daraus geworden. Denn dem armen Bernd wollte auch dies Mittel ſowenig verfangen, wie das Prunken und das Lobpreiſen, er konnte nicht zum Rathsſtuhl gelangen. Das einzige, was er erreichte, war, daß man ihn zum Mitverwalter des Gotteskaſten erwählte, ſo daß er doch wenigſtens etwas vorſtellte in der guten Stadt Hamburg Gemeinweſen, und als einer der Wohlverordneten auftreten konnte.

III. Wie Bernd Beſeke auch nicht Amtmann werden kann.

Nun begab es ſich im Jahre 1530, daß der Rathsherr Diederich Lange, der dazumal als Amtmann auf dem Hauſe

Digitized by Google

Ritzebüttel saß, zu seinen Vätern versammelt wurde. Da das Amt ihm noch auf einige Jahre kraft Capitulation zustand, so geschah es nach Inhalt derselben und altem Herkommen, daß seine Wittwe, unter Beirath ihres Sohnes Jochim als Amts-Verwesers, die Verwaltung fortsetzte.

Damit war nun Bernd sehr unzufrieden, nicht nur, weil er alles mißachtete, was Rath und Rathsverwandte betraf, sondern weil er selber ein gutes Auge auf das Ritzebütteler Amtsregiment geworfen hatte, was nach seiner Ansicht gar kein Herr des Raths zu führen brauche, sondern ein kluger Bürger eben so gut verwalten könne.

Darum äußerte sich Bernd überall in diesem Sinne, und wo er bei Kindelbieren, auf Hochzeitsgelagen oder Gastgeboten mit Herren des Raths zusammentraf, da sprach er zu ihnen etwa also: "sollte nicht E. E. Rath einsehen, wie verkehrt es ist, daß so ein unmündig Weib auf sothanem Hause sitzt und regiert das Land, daran der ganzen Stadt so mächtig viel gelegen ist? Sollte E. E. Rath nicht darauf denken, Wandel zu schaffen? Es sollte E. E. Rath einen vernünftigen, weisen, ehrsamen Mann dahin senden, der der Welt erfahren wäre und mit den Leuten wüßte umzugehen, als wie ich oder meines Gleichen! Und welch ein Nutzen für die Stadt-Casse könnte damit verbunden werden! Denn des Ackergutes so zum Schlosse gehört, ist viel, und der Gefälle und Hebungen, Zehnten und Winnungen im ganzen Amte sind gar manche; sicherlich gäbe solch ein Mann gern ein gutes Stück Geld dafür und pachtete also das ganze Amt, der Stadt zum Besten, — anstatt daß es demnächst wiederum einem Rathmann verliehen wird, der die Schloßländereien nutzt, alle Hebungen und Winnungen genießt, keinen Schilling der Stadt abgiebt und annoch als Rathmann ein großes Honorar dazu bezieht. Das solltet ihr Hoch- und Wohlweisen bedenken!

Digitized by Google

Und wahrlich, wenn ich das Amt sollte bekommen, so möchte ich wohl 100 Gulden jährlich dafür geben! Nun, sprecht selber, 100 Gulden von mir zu nehmen, oder einem Andern noch 100 Gulden dazu zu geben, das ist doch ein großer Unterschied!"

Mit solchen Reden hat er oftmals die einzelnen Herren überlaufen und gelangweiligt und geplagt, ist auch auf's Rathhaus gegangen vor den ganzen Rath, um sein Angebot, das Amt zu pachten, förmlich anzubringen, — er hat es aber nicht erlangen können. Denn ist es an dem, und so richtig als gerecht, daß die Rathsherren von jeher verfassungsgemäß das Recht haben, wenn die Reihe sie trifft, als Amtleute nach Ritzebüttel zu gehen, und daselbst, für gehabte Mühseligkeit der städtischen Regimentssorgen, bei guten Einnahmen sich sattsam zu erholen und die billige Gemüths-Ergötzung zu genießen, nach Art derer Fürsten, auf einem Schlosse zu wohnen und über Land und Leute zu regieren. Und ferner ist's eben so sehr an dem und völlig richtig, daß des Ritzebüttelschen Amtes hohe Wichtigkeit für Hamburgs Handel und Schiffahrt es erfordert, daß grade ein des Regierungswesens kundiger Mann von höherer Einsicht und Klugheit in Staatssachen, als einem gewöhnlichen Bürger innewohnen kann, allda sitzt und regiert, damit der Stadt kein Schade geschieht. Darum hat auch E. E. Rath (mit einer einzigen Ausnahme 1564) allemal der Bürger hie und da unbedachtsam gestelltes Ansinnen, das Amt zu verpachten, von sich gewiesen. Wobei auch zu merken, daß solch ein eitler hoffährtiger Mann, wie Bernd Beseke, überdies wohl der letzte gewesen wäre, dem man es hätte anvertrauen mögen.

Als nun Bernd schlechterdings auch nicht Amtmann zu Ritzebüttel werden konnte, und verdroßen und grämlich darüber mit unserm Rathe grollte, da gedachte er sein Heil bei

Digitized by Google

Lübeck zu versuchen, in Betreff des Amtes Bergedorf. Denn seitdem (1420) die Hamburger und Lübecker diese Veste sammt den Vierlanden kraft Kriegsrechtes erworben hatten,*) saß wechselsweise ein Rathsherr aus einer der Städte als Amtmann dort, und erst seit 1620 wählte man lebenslängliche Amtsverwalter, die keinem der beiden Rathsstühle angehörten. Nun saß dazumal Herr Gerd von Hutlem der Hamburger auf Bergedorf im vierten Jahre seines Amtes. Darum zog Bernd nach Lübeck und offenbarte dem Rath daselbst seinen Vorschlag das Amt zu pachten, mit denselben Gründen, die er hier versucht hatte. Aber, die Lübecker Herren dachten wohl ähnlich wie die zu Hamburg. Sie wollten weder ihr Recht vergeben, noch in Bernd einen wünschenswerthen Amtsverwalter erblicken, darum wiesen sie ihn ab, und auch dadraus wurde wieder einmal nichts.

Unverrichteter Sache heimgekehrt, gab Bernd dennoch sein Vorhaben, irgendwo Amtmann zu werden, noch nicht auf. Er warf also sein lüstern Auge auf Trittau, das dazumal die Lübecker besaßen. Wiederum zog er demnach gen Lübeck vor den Rath, und erbot sich, dies Amt zu pachten; aber Bernd stand den Lübeckern nun einmal nicht an, sie belehnten ihn nicht mit Trittau, und so wurde denn wiederum aus Bernds Anschlägen nichts, was ihn gar sehr verdroß.

IV. Wie Bernd Beseke die Braunschweiger nicht schädigen und in Hamburg keinen Rathsherrn zum Turnieren finden kann.

Als Bernd darnach wieder heimgereist kam, war ihm vor eitel Aerger und Uebelkeit sein nahrhaft Tuchhändler-

*) Siehe Hamb. Geschichten und Sagen, S. 124, 125.

Digitized by Google

Weſen noch verhaßter denn je zuvor geworden; und da er ſich auch nicht viel ſehen laſſen mochte vor den Leuten, die ihn verlachten wegen ſeiner ins Waſſer gefallenen Amtmannſchaften, ſo litt es ihn nicht daheim bei ſeiner ſittſamen Hausfrau, die ihm immer wieder die fromme Elle in die Hand ſpielen wollte. Er rüſtete ſich alſobald aufs Neue zu einem Zuge ins Braunſchweigiſche, wohin er ſich Geleitsbriefe geben ließ. Was es eigentlich mit dieſer loſen Sache für eine Bewandtniß gehabt hat, weiß man nicht recht, noch wie ſie verlaufen iſt. Er berühmte ſich zwar bevor er von dannen zog, daß er den Braunſchweigern einen merklichen Schaden thun wolle. Aber Leib und Gut wird er ihnen wohl gelaſſen haben.

So iſt er denn in der Faſtenzeit 1534 in aller Stille wieder heimgekehrt, man wußte nicht wie, denn urplötzlich war Bernd wieder da, noch thörichter und prahlhänſiger als zuvor. Es waren dazumal grade viele vornehme Fremde anweſend, denn die Ehrbaren von Lübeck hielten allhier eine Tagfahrt mit den Hochmögenden von Holland. Da däuchte es Bernd an der Zeit, ſein Licht einmal wieder hell leuchten zu laſſen, und überall, wo Menſchen zu Hauf kamen, auf dem Markte, vor'm Rathhauſe, im Rathskeller, da war Bernd mitten drin, ein koſtbar Schwert an der Seite, in voller Herrlichkeit, im prächtigen Marder-Pelzrock mit gewaltig langem Sladal, dazu im frauenmäßigen Wammſe mit ſcharlachrothen Strümpfen, ſo köſtlich gekleidet, wie ſelbſt unſere Bürgermeiſter es ſich nicht zähmten.

Ja, ſeine Hoffahrt machte ihn ganz närriſch. Gott weiß, wer es dem eiteln Ellenreuter in den Kopf geſetzt hatte, genug, er ging darauf aus, nunmehr auch in den ritterlichen Künſten zu glänzen, und das Turnieren und Ringelrennen bei den Bürgern der Stadt heimiſch zu machen. Denn alſo

Digitized by Google

iſt's zu verſtehen, wenn er dem Ehrbaren und Wohlweiſen Rathe eine Herausforderung zuſchickte, mit dem Begehr, derſelbe möge einen aus ſeiner Mitte ihm ſtellen, der mit ihm auf öffentlichem Markte ein Stechen hielte, der Stadt zu Ehren. Er hatte auch ſchon gegen hundert loſe Geſellen auf dem Regiſter, Bürger und Bürgerkinder, denen hatte er beim Becherklang auf dem Rathskeller, wo er ſie frei hielt, das Jawort abgenommen, daß ſie ihm bei ſolcher Gelegenheit wollten als ſtattliches Gefolge dienen, mit dem er dann einen herrlichen Einzug in die Stadt zum Markte und zur Stechbahn zu halten gedachte, wie gleichermaaßen er es ſich von dem Rathsmann verſah, den er ſich zum Gegner erbeten hatte. Aber E. E. Rath, dem ſolch ein Anſinnen ganz befremdlich vorkam, achtete die Zeit zu ſolchem Kampfſpiel all zu ernſt; ihm lagen auch wichtigere Dinge ob zu vollführen, als ein müſſig Schaugepränge, dabei des eiteln Bernd Beſeke's Widerpart zu ſein, auch wenig ehrenvoll; weigerte ſich darum jenes Begehrens, wie leicht zu ermeſſen, gänzlich, — alſo, daß Bernd kein Turnieren geben konnte, weil ſich kein Gegner zum ritterlichen Kampfesſpiel finden wollte, den er ſich ebenbürtig ſchätzte.

V. Wie Bernd Beſeke Caſtellan zu Neuwerk wird, und wie's alldort ausſah.

Darnach begab es ſich, daß Cord Koning, der Caſtellan oder Hauptmann auf der Inſel Neuwerk vor Ritzebüttel, Todes verfuhr. Da Bernd deſſen kund wurde, gedachte er bei ſich, Neuwerk ſei zwar kein Amt wie Ritzebüttel oder Bergedorf, nicht einmal ſo gut denn Trittau, aber eine Art Regiment ließe ſich doch auch dort führen, der Caſtellan daſelbſt ſäße auf einem anſehnlichen feſten Thurm und führe ein wichtiges

Digitized by Google

Commando, da mitunter auch Rathsherren als Caſtellane hier befehligt hätten. Ein reichlicher Strandſegen würde der Inſel auch nicht fehlen, und der erſchien ihm grade wünſchenswerth, da, wie leicht zu ermeſſen, bei dem müſſigen, prunkenden Leben, das er führte, ſein Wohlſtand ſehr abgenommen hatte; kurzum er bequemte ſich und bewarb ſich um dieſen Poſten. Wiewohl nun noch mehrere Bürger deſſelben begehrten, ſo drang doch Bernd mit ſeinem Anliegen durch, und kurz vor Weihnachten 1534 war's, da ſagte der Rath ihm Neuwerk zu. Man meinte aber, dies ſei nicht um der Verdienſte Bernd's, oder um ſeiner ſonderlichen Klugheit und Tüchtigkeit willen geſchehen, ſondern eines Theils, weil Bernd's Hausfrau und deren Freundſchaft für ihn gebeten hatte, hauptſächlich aber, um den unbequemen, überläſtigen Mann los zu werden, der faſt täglich dem Rath Moleſt und Verdruß machte, überall die Hände mit im Spiele haben wollte, und vermeinte, wenn nicht ſein Auge den Rath überwachte, ſo müßte alles in Hamburg zu Grunde gehen.

Darauf leiſtete Bernd Beſeke vor dem Rathe den Eid als Caſtellan auf Neuwerk, darin hieß es auch, daß er den Seefahrern wollte zu Hülfe kommen und ſie ſchirmen, wie er nur könnte, und daß er die Inſel vertheidigen und ſich allezeit auf dem Thurm finden laſſen wollte, lebendig oder todt.

So iſt er denn im Vorjahr 1535 mit Frau und Kindern nach Neuwerk gezogen, und hat daſelbſt Haus gehalten. Ach du armer Bernd, du hätteſt lieber hier bleiben ſollen! Da ſaß er alſo nun auf dem alten Neuwerker Thurme und regierte ſein kleines Inſelland, und ſeine Handvoll Leute; — die ſchöne Ausſicht in die weite Waſſerwüſte des Meeres, zur Ebbezeit über's Watt weg, mochte ihm Anfangs gefallen haben, aber darnach ward ihm das Leben allzu einſam und verlaſſen. Zu thun hatte er auch gar nichts, und Niemand

Digitized by Google

war da, vor dem er sein Licht leuchten und seinen Kleiderprunk sehen lassen konnte. Denn die paar Neuwerker Fischer, die's noch neben seinen Kriegsleuten und Knechten dort gab, achtete er zu gering. Müssiggang aber ist des Bösen Thor und Thür; und aus purer Langerweile sind schon manchem besseren Mann, als Bernd, sündliche Gedanken gekommen, die dann in der trägen Einsamkeit gereift, zu Thaten und zwar zu Missethaten wurden. Bis jetzt war Bernd eigentlich nur ein eitler, übermüthiger Thor gewesen, dessen Abneigung gegen rechtschaffene Arbeit und bürgerlichen Erwerb ihn zu der Sucht nach dem vornehmeren Stande getrieben hatte; die Geschichte aber zeigt's, wie's zu seinem Verderben gewesen ist.

"Fürwahr, schier ein verwunschenes Leben" dachte und sagte Bernd tagsüber wohl hundertmal im stillen oder lauten Unmuth, nachdem die erste Lust an neuer Umgebung und ungewohnter Lebensweise gar bald gebüßt war. Und in der That, wenn er sich zuvor eitel Kurzweil, rühmlich Wirken und reichen leichten Erwerb von seiner Hauptmannschaft versprochen hatte, so mußte er sich nun arg gethört, bitter getäuscht finden.

Wenn er so Morgens in der Früh aus der hohen Herrenstube des alten Thurmgemäuers nach Wind und Wetter ausschauete: wie schnell war sein Eiland überblickt. Alles war wie gestern: eng, klein, dürftig, armselig, und nur die Sicht auf die Wasserwüste blieb unermeßlich weit. Die baumlose eingedeichte Inselfläche, kaum 70 Morgen groß, mit den 3 Bauerhäusern und den 8 Fischerhütten, mit den paar Aeckern und Weideplätzen, lag wie leblos unter ihm. Wenn's hell' und still' Wetter war, so gleißte das Meer rings herum im Sonnenschein, daß es seinen Augen weh that. Dann, wenn's grade Fluthzeit war, mogte er immerhin die kleinen

Digitized by Google

Wattenkruper zählen, Küstenfahrer, die zwischen der Insel und dem Festlande über's Watt dahinglitten, — oder fern auf hoher See die mächtigen Kauffahrtei-Schiffe, die ein- oder ausliefen, ihrem Glück entgegen, mit lustig schwellenden Segeln. Dann kam Bernd sich selber wohl vor wie ein altes Wrack, das vergessen in einem Winkel des Hafens liegt. Zur Ebbezeit aber umgürteten weite fahle Sand- und Wattflächen das Eiland. Dann kamen wohl zu Fuß oder zu Wagen etliche Leute von Duhnen oder sonst vom Festlande aus, auf's Watt, suchten Krabben, Muscheln und Schalthiere, und jagten dabei große Schaaren von Möwen und andern Wasservögeln auf, die in den Prielen und Rinnen zu Tausenden umherschwimmen und mit ihrem schwermüthig eintönigen Geschrei unabläßig die sonst lautlose Stille unterbrechen. Etliche kamen auch wohl einmal zur Insel gegangen, die mußten dann hurtig eilen, daß sie vor Ablauf der Ebbezeit wieder bei den Hünengräbern am Heidenwall zu Duhnen anlangten, denn wenn die Fluth dahergebraußt kommt, dann ist der Wattgänger verloren, wie weiland König Pharao und seine Aegypter im rothen Meere. War's aber Nebel- und Regenwetter, dann lag Alles grau in grau vor seinen Augen; und grau in grau färbte sich immermehr des armen Mannes Gemüth.

Wenn Bernd ein Stündchen also verdämmert hatte, dann litt es ihn nicht länger daheim, dann schritt er um die Insel und vertrat die eingefangenen Grillen; er besichtigte die Feuerblüse, die nachtsüber den Schiffen zum Merkzeichen brannte, und die Deiche und Uferwerke und sah nach dem Vieh, das in den Außendeichs-Weiden eine treffliche Grasung fand, weshalb er stetig eine Menge Ochsen und Hammel vom Festlande in der Kost hatte bei seiner eigenen großen Heerde. Aber wie bald war auch dies Geschäft abgethan, dann kam er wieder heim so griesgrämlich als er gegangen war, und besah

Digitized by Google

als guter Caſtellan ſeinen alten Thurm, ob der ſchadhaft geworden ſei über Nacht, und er ärgerte ſich, wenn Alles heil war wie geſtern, und verzürnte ſich erſt recht, wenn er einen brüchigen Stein oder abgefallnen Mörtel entdeckte.

Der Thurm hätte nun wohl allerlei aus der Vorzeit erzählen können. Aber der mißgelaunte Bernd hatte keinen Sinn dafür. Freilich von jener Zeit wußte auch der Thurm nichts, da das Eiland wie ein neues Auge des Meeres aus der Tiefe aufgetaucht war und davon den Namen "dat nige Oog" oder "O" empfangen hatte von den Schiffern, die es ſeitdem als Merkzeichen benutzten, und von den räuberiſchen Strandfrieſen des Feſtlandes, die dort erbeuteten, was das ſtürmiſche Meer von ſchiffbrüchigen Menſchen und Gütern dahin an den Strand warf. Aber, als der Sachſenherzog Albert Anno 1246 dem Bremiſchen Erzbiſchof Gerhard "dat nige O" überließ, da waren ſchon die Hamburger allda, denen die Errichtung des Leuchtfeuers zum Nutzen der Schifffahrt gern geſtattet wurde. Lagen doch ringsumher viele gefährliche Sandbänke und Riffe, Vogelſand, Scharhörn u. ſ. w., wo jährlich eine Menge Schiffe ſtrandeten und oft mit Mann und Maus zu Grunde gingen, was löblichem Commercio empfindlichen Abbruch that. Deshalb rührten die Hamburger ſich wacker; gewannen ſich den Beſitz des Eilandes, unterhielten außer dem Leuchtfeuer noch Baaken, Tonnen und andre Seezeichen, und baueten auch einen feſten Thurm, in den ſie eine genugſame Beſatzung legten, um den beuteluſtigen Strandfrieſen das Handwerk zu wehren. Darum hat auch Papſt Bonifacius VIII., als er gegen ſolch unchriſtlich Räuberunweſen kräftig einſchritt, die Hamburger hoch belobt, ihnen auch allerhand geiſtliche Privilegia für die Inſel gegeben. Und ſeit 1299 die Sachſenherzoge Johann und Albert den Hamburgern ihren Beſitz des Eilandes urkundlich beſtätigten,

Digitized by Google

befehligten Hamburger Rathsherren als Caſtellane auf dem Thurm, die waren nicht ſo verdroſſen als Bernd Beſeke. Im Jahre 1372 ſoll dieſer alte Thurm abgebrannt, aber ſofort ein noch feſterer gebaut ſein, welchen man das "novum opus," das neue Werk nannte, davon denn auch die ganze Inſel alſo genannt wurde.

Damals, in jenen alten Zeiten, mag's wohl lebendiger auf der einſamen Inſel zugegangen ſein, als zu Bernd's Zeit. Denn die Hamburger, welche wegen all der koſtbaren Schifffahrts-Anſtalten billig einen mäßigen Zoll erhoben, ließen denſelben vormals am Neuwerker Thurm entrichten, weshalb alle Schiffe dort anlegen mußten. Und Bernd war's ſehr leid, daß ſpäter die Zollſtätte, des oft gefährlichen Landens wegen, von der Inſel weg und nach Hamburg*) verlegt war, wodurch ihm ſo mancher Zeitvertreib und Erwerb entging. Aus jener alten Zeit ſtammte aber noch mancherlei Gutes auf der Inſel her, z. B. der kleine Hafen, darin Bernd's Ever und die Fahrzeuge der Fiſcher lagen. Auch der geweihte Altar in des Thurmes unterer Halle, vor dem, wenn kein Prieſter vom Feſtlande herüber kommen konnte, die Caſtellane ihren Kriegsleuten und den Einwohnern das Evangelium vorzuleſen und ein Gebet zu ſprechen pflegten. Der Papſt ſelbſt hatte dieſen Altar bewilligt, um den armen Inſelleuten, die ſo ſelten zu ihrer Pfarrkirche auf's Feſtland hinüber kommen konnten, doch einen kleinen Erſatz für den entbehrten Gottesdienſt zu verſchaffen. Auch ein Kirchhof oder

*) Bis zur franzöſiſchen Zeit wurde dieſer (auch vom Kaiſer beſtätigte) Neuwerker- oder Werk-Zoll hier in der Stadt erhoben, dann aber 1814 mit den übrigen Zöllen in einen einzigen verſchmolzen. Wäre die Zollſtätte in Neuwerk geblieben, ſo würden die nach Glückſtadt, Stade, Altona und Harburg gehenden Schiffe ihm unterworfen geblieben ſein.

Digitized by Google

Begräbnißplatz war schon seit 1319 eingerichtet und von einem Bischofe geweiht worden, damit die Leichen der armen Seefahrer, welche in diesen Revieren verunglückten und an den Strand getrieben kamen, eine letzte Ruhestätte finden möchten.

Ja, dem alten Thurm war schon mancher Orkan um die Zinnen gebraust, und manchen Strauß hatte er ausfechten gesehen. Weder die Stürme und Wogen, noch die feindlichen Strandfriesen, Piraten und Vitalienbrüder, hatten ihn bezwungen. Selbst die wilden Dithmarscher, die Anno 1431 ihn beschossen, seine Vorpforten abbrannten, und viel Räuberei auf der Insel verübten,*) — den festen Thurm konnten sie doch nicht nehmen, und mußten ihn stehen lassen als sie abzogen.

Bernd aber hatte so wenig Freude an der Vergangenheit wie an der Gegenwart, und die Tage schlichen ihm so zunehmend langweilig hin, daß er nicht einmal hoffend in die Zukunft blicken mochte. Mißmuthig und widerwillig that er seine Schuldigkeit als Castellan, aber innerlich sehnte er sich weit weg, oder nach Thaten, Erlebnissen, Begegnissen, — und wenn's böse gewesen wären, er hätte sie willkommen geheißen.

VI. Bernd Beseke's Händel auf Neuwerk.

Wenn man den Teufel an die Wand malt, so ist er da! Noch in demselben Jahre kamen fünftausend Landsknechte ins Hadeler Land, unter dem Abentheurer Uebelacker, ihrem obersten Hauptmann. Derselbige, welcher schon früher dem Grafen Christoph von Oldenburg gegen Dänemark gedient hatte, sollte nun von dem abgesetzten Lübischen Bürgermeister Jürgen Wullenweber ebenfalls gegen Dänemark in Sold

*) Siehe Hamb. Geschichten und Sagen, S. 133.

Digitized by Google

genommen sein.*) Es begab sich nun, daß einem Mann im Hadelnschen dreißig bis vierzig Stück Ochsen diebischerweise genommen wurden. Der Räuber kam mit seiner Beute über's Watt zu Bernd nach Neuwerk und sprach ihn um Schutz an. Ob er ihm offen gesagt, daß es gestohlenes Vieh sei, weiß man nicht, aber Bernd hat's gewißlich gemerkt. Da er nun von Natur sich gar gern in fremde Händel mengte, sich auch längst nach dergleichen gesehnt hatte, so kam ihn der Casus erwünscht; er besann sich also nicht lange, sondern sagte Jenem freies Geleite, Schutz und Schirm zu. Vorerst nahm er von ihm einen schwarzen Pelzrock dafür an, der ihm für den nächsten Winter gut däuchte, und ließ die Ochsen in der Außenweide grasen bei seinem Vieh. Der Beraubte aber, der die Spur erkundschaftet hatte, begiebt sich in den Schutz der Landsknechte, die ihm sein Vieh wieder zu schaffen versprechen; sie senden also Botschafter zu Bernd und bitten ihn freundlich, daß er die Ochsen mit Güte herausgeben möchte, wo nicht, so müßten sie auf andere Wege denken. Diese Botschaft verachtete Bernd nicht allein, sondern mit ganz schmählichen Worten antwortete er den ausgesandten Soldaten.

---

*) Wullenweber, zwar abgesetzt als Bürgermeister, hatte dennoch als eine Art Entschädigung das Amt Bergedorf erhalten. Ehe er dasselbe antrat, empfing er jedoch Kunde von des Grafen Christophs, seines Verbündeten, Bedrängniß in Kopenhagen. Da die Stadt Lübeck bei jetzigen veränderten Umständen nicht ferner gegen Dänemark Krieg führen wollte, so entschloß sich Wullenweber, dem von ihm ins Unglück geführten Grafen zu Hülfe zu kommen. Er begann trotz aller Abmahnungen von einem so abentheuerlichen Zuge, in Hamburg und im Stift Bremischen ein Heer zu werben, wo er den obengenannten Uebelacker und seine Landsknechte bereits gewonnen haben soll, als er von dem ihm feindlichen Landesherrn, dem Erzbischof von Bremen, gefangen, und dessen Bruder, dem Herzog Heinrich v. Braunschweig überliefert wurde. Am 24. Sept. 1537 endete er daselbst unter des Nachrichters Schwert.

Digitized by Google

Noch einmal beſchickten ihn die Landsknechte um gütliche Herausgabe der Ochſen, und wiederum hieß er mit Hohn und Spott ſie abziehen. Darauf kamen ſie denn im hellen Haufen, um das geraubte Vieh mit Gewalt zu holen. Bernd gedachte wohl ein Probeſtück ſeiner Tapferkeit abzulegen, er ſtellte einige Geſchütze am Strande auf, und meinte, den Haufen bald in die Flucht zu ſchlagen. Aber der kriegsunkundige Mann hatte ſeine Maaßregeln ungeſchickt getroffen, auch war der Haufe ihm überlegen, ſo daß er eilends nach ſeinem feſten Thurm floh, die Landsknechte ihm nach, vor denen er nur mit genauer Noth ſich ſalvirte. Aus den Fenſtern und Schießſcharten ſchoß und warf er mit ſeinen Leuten, ſo gut ſie's verſtanden, auf die Landsknechte, die aber zielten beſſer, ſchoſſen ihm auch eine arme Magd mauſetodt, nahmen dann die geraubten Ochſen, und nicht allein dieſe, ſondern auch alles andere Vieh, ſein eigenes, und das was fremde Leute bei ihm in der Sommerweide gehen hatten, und alles was ſie ſonſt mitzunehmen gut genug fanden. Und wenn Bernd bis dahin noch etwas von ſeinem vorigen Wohlſtande beſaß, ſo iſt er durch dieſe Geſchichte ein ganz armer Mann geworden. Wie ein Verzweifelnder iſt er darnach oftmalen am Strande auf und ab gegangen, und hat geſonnen, wie er das Verlorene wiedergewänne, denn im Hintergrunde ſah er das Verderben lauern. Anſtatt nun in ſich zu ſchlagen und zu beherzigen: Wie man ſich bettet, ſo ſchläft man, — und Jeder ſchmiedet ſich ſelbſt ſein Geſchick, ſo gebehrdete ſich Bernd Beſeke ganz verkehrt. Sein Verluſt war ihm allzu empfindlich, und da er an den Landsknechten keine Rache nehmen, noch von ihnen Schadloshaltung fordern konnte, gleichwohl aber Jemanden haben mußte, dem er die Schuld zuſchieben möchte, ſo konnte dies Niemand anders ſein, als Herr Jürgen Plate, Rathmann, damals Amtmann zu Ritze-

Digitized by Google

büttel, von dem er gehofft, daß er den Zug nach Neuwerk verhindern würde. Und Bernd ſchrieb an den Rath, berichtete ſein Unglück, ohne ſein Verſchulden zu melden, und verklagte Herrn Jürgen mit harten Worten. Und der Rath ſchrieb ihm wieder, unterm 8. September 1535, einen Brief, den wir noch beſitzen, worin er ihm Unterſuchung und gerecht Urtheil verheißt, zur Zeit, da er ſich mit der Sache befaßen könne, unter Vermahnung, ſo lange ſtille zu ſitzen und gegen Herrn Jürgen friedfertig zu bleiben.

Bernd aber ſaß nicht ſtill und blieb nicht friedfertig, denn er kam heraufgereiſt nach Hamburg und erklärte öffentlich Herrn Jürgen Plate für einen Verräther, Schelm, Böſewicht und Dieb, und ſprengte aus, Herr Jürgen Plate, welcher ihm von jeher ein boshafter Neider und Mißgünſtiger geweſen, habe den Landsknechten die Wege nach Neuwerk und zu ſeinem Unglück gebahnt. Ja, als er dieſe falſche Anklage vor E. E. Rath wiederholte, behauptete er noch dazu, Herr Jürgen habe die Kriegsknechte erkauft, um ihn, Bernd, zu verderben; denn er habe Briefe geſehen, worin der Landsknechte Hauptmann bekenne: alles was er gegen Bernd unternommen, das habe er aus Herrn Jürgen Plate's Beutel bezahlt. Solches Spiel trieb Bernd, worauf E. E. Rath Herrn Jürgen ſchrieb, er möge zu ſeiner Verantwortung heraufkommen. Während deſſen war Bernd wieder nach Neuwerk gezogen, und um Petri-Stuhlfeier abermals anhero gereiſt. Hätte ſich alſo um dieſe Zeit manchmal, ſeinem Eide zuwider, auf dem Thurme nicht finden laſſen können, weder lebendig noch todt.

Herr Jürgen hatte inmittelſt geſchrieben, er wolle gern hier zu Recht ſtehen, könne aber nicht früher denn eine Woche nach Oſtern kommen, und Bernd möge dann auch vorgefordert werden. Und der Rath ſchrieb an Bernd einen Brief

Digitized by Google

vom 26. Januar 1536, den wir auch noch haben, darin bestimmte er ihm dieselbe Zeit zu erscheinen, und vermahnte ihn nachdrücklichst, mittlerweile gegen Herrn Jürgen sich jeder Feindseligkeit in Worten oder Werken gänzlich zu enthalten, dieweil es bei den schweren Zeitläuften zwiefach gefährlich sei für die Wohlfahrt der Stadt, wenn die Befehlshaber auf Ritzebüttel und Neuwerk uneins wären und einer den andern befehdete. Als aber in der Woche nach Ostern Herr Jürgen erschien, da war von Bernd nichts zu hören und zu sehen, der fürchtete nun, daß der Handel ernst würde, wenn Herr Jürgen wirklich vor ihm stünde, und alles aussagte, wie sich die Dinge eigentlich verhielten. E. E. Rath sandte Herrn Joh. Rodenborg zu ihm, und forderte ihn auf, herbei zu kommen, aber Bernd, da er wußte, daß Herr Jürgen hier war, wollte nicht kommen, sondern antwortete trotzig: er sei schon zweimal um eines Schelmen willen nach Hamburg gekommen und hätte genug Geldes seinetwegen verzehrt, und begehrte von E. E. Rath, daß er ihm seinen Schaden ersetzen möge. So war also in der Sache nichts zu thun, und Herr Jürgen zog wieder nach Ritzebüttel.

VII. Bernd's Verbrechen.

Wer dem Teufel auch nur ein Haar überläßt, der ist bald ganz in des Bösen Gewalt. — Es begab sich darnach, daß ein bejahrter Mann aus Stade mit Geld und Wand (Tuch) in einem Ever mit vier Leuten nach Dänemark segeln wollte, um dort Waitzen und Roggen zu kaufen. Dieser Mann lag mit seinem Fahrzeug einige Tage bei Neuwerk vor Anker, um guten Wind zu erwarten, was Bernd durch seinen Hirten erfuhr. Des Tages ging Bernd grade in verzweifelter Gemüthsstimmung umher, daß er sein Vermögen verloren,

Digitized by Google

ſchmerzte ihn gar zu tief; daß er noch dazu den Schaden des geraubten Vieh's erſetzen ſollte, wozu er keine Mittel mehr beſaß, däuchte ihm ein unerträglicher Schimpf; Haß und Feindſchaft gegen alle Menſchen nagten an ſeinem Herzen. So fand er ſich zufällig auf dem Begräbnißplatz der armen Ertrunkenen, und kam ſich ſelbſt wie ein Schiffbrüchiger vor, der auf ſchwankem Brett von den Wellen dahin getrieben wird. Indem hub er die Augen auf, und ſah den Stader Ever vor Anker liegen. Ein ſchwarzer Gedanke durchfuhr ihn. "Ein ſchiffbrüchiger Mann darf alles, der darf den Genoſſen, der mit ihm auf demſelben Brett ſitzt, hinabſtoßen in den Tod, um ſich zu retten, — das Schiff da kann dich retten, wenn du dir's erbeuten magſt," — das wird dem armen Bernd wohl der Teufel zugeflüſtert haben, der ihn nun gepackt hielt.

Nachdem er ganz verwilderten Geſichts heimgekommen, ging er Nachmittags zu dreien ſeiner Knechte, die grade mäheten, und gebot ihnen, ſie ſollten das laſſen und ſeinen Ever rüſten, denn er müßte nach Hamburg und mit dem Böſewicht Jürgen Plate zu Rechte ſtehn. Als die Knechte den Ever fertig hatten, kam grade der Hirt auch heim, der das Jungvieh hütete, dem befahl Bernd, daß er mit nach Hamburg führe. Der Hirt hatte wenig Luſt zu der Fahrt bei Nacht und Nebel und ſprach, er müſſe ja des Jungviehs hüten, aber Bernd ſagte, dazu hätte er ſchon einen Stellvertreter gedungen.

Abends nach Sonnenuntergang ſind ſie denn zuſammen von Neuwerk ausgelaufen, Bernd und ſeine vier Knechte. Einer derſelben ſprach zu Bernd: "Herr Wirth, es wäre beſſer, wir warteten bis der Tag anbricht, es ſieht ſo duſter im Weſten, das kann einen Sturm geben und uns allen die Hälſe koſten." Bernd aber antwortete wild: Wir wollen

Digitized by Google

ſegeln und das Schiff laufen laſſen, wo nicht in Gottes, ſo denn in aller Teufel Namen. Da ſie nun bei dem Ankerplatz des Stader Schiffes kamen, da ſprach Bernd zu ſeinem Steuermann, er ſolle hart an dies Fahrzeug ſteuern, es wäre Volk drinnen, mit dem hätte er von wegen Jürgen Wullenwebers zu thun, er müſſe ſie fangen und herüberholen, — und Jeder ſolle mit anfaſſen oder es würde ihm ſelbſt gelten.

Als ſie nun an das Schiff kamen, da lagen die guten Stader im tiefen Schlaf. Bernd und ſeine Leute ſprangen auf's Deck und riefen: "Herüber, herüber." Bernd ſchrie überlaut: "herüber in tauſend Teufel Namen!" Da erwachten ſie und wußten in der Dunkelheit gar nicht, was da werden ſollte, und wer ſie ſo gewaltthätig anrief, aber da half nichts, ſie wurden ohne Kleider, Wehr und Waffen, wie ſie aus dem Schlaf gekommen waren, herüber geriſſen in Bernd's Ever.

Darauf ließ Bernd ſein Segel aufhiſſen und nach der Werkbalje zuſteuern, wo die Strömung in's Meer ſtark geht. Da ſprach Bernd zu den gefangenen Leuten "was dünket Euch, Geſellen, wenn Ihr Geld bei Euch habt, ſo müßt Ihr's herausgeben. Habt Ihr auch Geld bei Euch?" Ach nein, ſprachen ſie, die nun wohl merkten, worauf es gemünzt war, wir haben nichts und ſind nur arme Stallbrüder. Wohlan, ſprach Bernd, wir wollen's euch wohl abfragen. Damit gab er das Zeichen, daß ſeine Leute zuerſt den jüngſten der Stader Schiffer verwundeten, um's Leben brachten und über Bord in's Meer warfen; dann kamen die andern dran, und zuletzt gingen ſie dem alten Mann zu Leibe. Der war beherzt und ſagte, nein, ſo darf es nicht gehen, und faßte den großen Bootshaken und wollte Bernd damit über den Kopf hauen. Aber Bernd ſprang unter dem Bootshaken durch, und hieb ihm mit dem Kolben ſeines Zündrohrs (Schießgewehrs) ſo

Digitized by Google

mächtig über den Kopf, daß er hinstürzte und um Gottes Barmherzigkeit willen bat, ihm das Leben zu gönnen. Bernd aber sprach: Nein, denk an Gott und bitt ihn um Vergebung deiner Sünden, du mußt doch sterben, und besser jetzt als später. Darnach warfen sie ihn auch über Bord in's Meer, dessen Strömung die Leichen der gemordeten Männer schnell in's Weite führte.

Hierauf ließ Bernd heimfahren und sich an's Land setzen; dann befahl er den Knechten, sie sollten wieder zurückfahren, um das noch vor Anker liegende Schiff zu holen, aus dem sie die Leute genommen hatten. Als die Knechte dies thaten, da fanden sie noch ein junges Mädchen in dem Raume, das wollten sie anfangs auch tödten, aber einer von ihnen schützte das unschuldige junge Blut, so daß die Knechte unter sich uneins wurden, weshalb denn jener Barmherzige in einer Jolle eilig an's Land fuhr, und nach dem Hause Ritzebüttel lief, wo er Herrn Jürgen Plate alle diese Missethaten entdeckte. Das Mädchen aber, dem die andern drei Knechte kein Leid zuzufügen wagten, setzten sie auch an's Land und ließen es laufen, worauf sie mit ihrem Ever und dem geraubten Stader Schiff nach Neuwerk heim zu segeln gedachten, was aber langsam ging, da sie contrairen Wind hatten.

VIII. Bernd wird verhaftet.

Sobald aber Herr Jürgen Plate, der Amtmann, dies böse Spiel zu wissen bekam, schickte er eilends eins seiner Schiffe wohlbemannt hinaus, um vor allen Dingen auf Bernd's drei Knechte und ihre Beute zu fahnden, die dann auch richtig noch auf der See angetroffen, bald überwältigt, nach Ritzebüttel aufgebracht und alldort in sichern Gewahrsam genommen wurden. Dann ließ Herr Jürgen die Insel Neuwerk

Digitized by Google

mit aufgebotenen Leuten aus den dreien Kirchſpielen Döſe, Groden und Altenwalde beſetzen, damit Bernd Beſeke nicht weichhaft werde und entfliehe. Zugleich ſchickte er einen Boten an den Rath zu Hamburg mit ſeinem Bericht über all dieſe ſchlimmen Dinge. Als E. E. Rath dies erfuhr, ſandte er ſogleich nebſt gehöriger Mannſchaft, den jüngſten Rathmann, Herrn Johann Rentzel, mit Vollmacht und Inſtruction auf einem der Tonnenſchiffe nach Neuwerk; am 30. Juni 1536 ſegelten ſie von hier ab, und Bernd's Unthat war geſchehen am 24. Juni. Und in der Stadt-Rechnung ſteht geſchrieben, daß dieſe Expedition, um den Hauptmann auf Neuwerk, Bernd Beſeke, herauf zu holen, 19 ℔ 16 ß gekoſtet hat.

Herr Johann Rentzel kam alſo auf Neuwerk an, begab ſich mit ſeinen bewaffneten Leuten vor den feſten Thurm, und heiſchte von Bernd auf ſeinen Eid, Einlaß im Namen des Raths. Darauf befahl Bernd ſeinen Leuten, Herrn Johann und ſeine Diener einzulaſſen; zwei derſelben ließ Herr Johann vor ſich hergehen, dann folgte er. Und Bernd trat ihm entgegen, zwar etwas erblaßt, doch in guter Haltung. Er bot ihm die rechte Hand, hielt aber in ſeiner linken das Zündrohr. Herr Johann ergriff ſeine Rechte, und hieß ernſten Tones ihn das Gewehr alſogleich ablegen; dann ſprach Bernd gütlich zu Herrn Johann: tretet näher und ſeid willkommen auf meinem alten Thurm, ruhet aus von der Fahrt, und denkt heut an kein Geſchäfte; ich laſſe junge Hühner und Tauben zurichten, daran wollen wir zu Abend uns gütlich thun und fröhlich ſein bei'm vollen Becher. Dann möget Ihr morgen mir kund thun, weshalben Ihr gekommen ſeid. Aber Herr Johann antwortete nicht darauf, ſondern trachtete vorerſt wie ein treuer Geſandter, ſich ſeines Auftrags zu erledigen, drum ſprach er zu ſeinen Dienern: "auf Geſellen thut, was Euch befohlen iſt," und ſogleich faßten ſie Bernd, der jeden Wider-

Digitized by Google

ſtand vergeblich achtete, und banden ihm die Hände. Als dies Bernd's Hausfrau ſah, die von nichts wußte, ſagte ſie erſchrocken: "ach, du armes Herz, was ſoll das bedeuten?" Aber Bernd antwortete: "Laß ſie thun, was ihnen befohlen iſt."

Alsbald, nachdem Bernd alſo verhaftet und gebunden war, zogen Herr Johann und ſeine Leute mit ihm nach Ritzebüttel, um die gefangenen drei Knechte mitzunehmen, und von da nach Hamburg, wo ſie am 3. Juli beim alten Bauhof landeten, und ihre Gefangenen in die Hechte der Büttelei ſetzten, in den Keller der Diebe und Räuber; am 8. Juli wurde Bernd aus der Hechte auf den Winſerthurm geſetzt, wo eilf Jahre vor ihm Claus Kniphoff geſeſſen hatte. Inzwiſchen wurden die Umſtände der Sache näher erkundet, und alles zum peinlichen Proceß vorbereitet. Und Bernd, vorerſt in der Güte, aber mit Hindeutung auf die Schärfe befragt, geſtand ſein Verbrechen ein, deſſen ihn auch das Geſtändniß ſeiner Knechte überführt hätte, die freiwillig und ohne Rückhalt den ganzen Verlauf der Miſſethat bekannten.

IX. Bernd vor Gericht.

Am 28. Juli war's, Freitag nach Jacobi, da wurde Bernd mit ſeinen drei Knechten vor Gericht gebracht und ſeiner Unthat halber angeklagt, daß er räuberiſch das Stader Schiff überfallen und genommen, die Leute herausgeholt, ſie ermordet und über Bord geworfen mit Hülfe ſeiner drei Knechte. Darauf wollten ſie nun ſeines Bekenntniſſes feierliche Beſtätigung vernehmen.

Bernd aber hatte ſich inmittelſt anders beſonnen, und gedachte noch durch Leugnen ſein Leben zu ſalviren. Vorerſt, ſagte er, könne er auf nichts eingehen, denn er ſtehe in Zwiſt

Digitized by Google

mit Herrn Jürgen Plate, der einzig ihm dieſen Handel aus Feindſchaft eingerührt habe, er werde auf ſelbigen ſich nicht eher verantworten, als bis die alten Händel mit Jenem ausgetragen ſeien. Solcher Einrede ungeachtet wurde aber zu Recht gefunden, daß man den Bericht über ſeine Unthat ſolle verleſen, d. h. den peinlichen Proceß beginnen. Dies Erkenntniß ſchalt Bernd und appellirte an den Rath, von dem ſogleich die Findung des Niedergerichts beſtätigt wurde. Bernd wurde alſo wieder vom Rathhaus aufs Niedergericht gebracht, woſelbſt nun ſeine und ſeiner Knechte Bekenntniſſe verleſen wurden, worauf der Fiscal ihn öffentlich peinlich anklagte, und die Artikel 17 und 18 im Abſchnitt O. des Stadtrechts (von 1497) auf ihn angewendet wiſſen wollte; die lauteten aber:

— — eynem rovere (Räuber) schal man syn hovet (Haupt) afslan, umme roev, de dree pennynge werth ys.

Und item: eynem mordere schall man syne leede (Glieder) tostoten (zerſtoßen) myt eynem Rade unde se denn darup setten.

Bernd weigerte ſich, ſogleich ſelbigen Tages auf die Anklage ſich einzulaſſen, und verlangte einen Beirath und Defenſor. Das Niedergericht beſchied, daß ihm kein Beirath zu gönnen; als er aber ſolchen Beſcheid ſchalt und an den Rath appellirte, da fand derſelbe die Berufung richtig und gönnte ihm einen Fürſprech oder Defenſor, worauf Bernd vorerſt wieder in den Thurm gebracht wurde, um mit demſelben ſich zu beſprechen.

Darnach, am 31. Juli, am Vorabend Petri-Kettenfeier, ſtand Bernd mit ſeinem Beirath wieder vor dem Niedergericht. Da verneinte er alles und leugnete ſtandhaft und ſprach, ſein Bekenntniß habe er nur aus Furcht vor der Pein (der Tortur) gethan. Darauf erging die Findung, daß man Bernd ſolle auf die Reck- und Streckbank bringen, und ihn daſelbſt

Digitized by Google

fragen: ja oder nein. Die Findung schalt er unter Berufung an den Rath. Für die drei Knechte, die nicht widerrufen, sondern bestätigt hatten, wurde selbigen Tages zu Recht gefunden, daß sie gestandener Unthat wegen nach dem Laut des Art. 18 büßen sollten.

Als Bernd nun, seiner Berufung halber auf dem Rathhause vor dem Rath stand, sagte er unter Andern: "er habe die That doch nicht gethan, und die Herren möchten ihn nur sieden und braten lassen, wie sie wollten, da sie ihn nun einmal in ihrer Gewalt und doch schon lange nach seinem Leben getrachtet hätten." E. E. Rath aber sprach zu Recht und bestätigte das Urtheil des Niedergerichts: man solle ihn bringen nach der Folterkammer, wo er Ja oder Nein sagen könne. Darauf wurde selbigen Tages Bernd wieder in die Hechte der Büttelei gebracht, und beide Gerichtsherren, Peter von Spreckelsen und Jochim Moller, sind ebenfalls dahin gekommen, um ihn dort scharf befragen zu lassen, Ja oder Nein. Daselbst aber hat Bernd doch keine Lust gehabt, auf die Peinbank sich zu setzen, sondern er hat seinen Widerruf zurückgenommen und gesagt: was er zuvor bekannt hätte, dem wäre also, das bestätige er, dabei solle es auch bleiben.

Am 2. August, Mittwoch, ist ihm wieder im Niedergericht sein Bekenntniß mit der Bestätigung vorgelesen, worauf er wieder auf Artikel 17 und 18 angeklagt wurde, und sein Fürsprech ihn vertheidigte. Hierauf fand das Gericht zu Recht: daß besagten beiden Artikeln ein Genüge geschehen müsse. Das Urtheil schalt Bernd und appellirte. Sofort kam er vor den Rath. Hier hielt nun sein Fürsprech des Breiteren dieselbe Vertheidigung, die er so eben im Niedergericht gehalten hatte. Er führte an, daß Bernd in kurzer Zeit so ganz unverwindlichen Schaden gelitten habe und in Armuth gefallen sei. Das werde es erklären, wie er, der

Digitized by Google

ſonſt ehrenfeſte biedere Mann, aus menſchlicher Gebrechlichkeit dahin gekommen wäre, ſeltſame Wege zu ſuchen um wieder empor zu kommen. Er wäre, als ein Menſch von Fleiſch und Blut, der Anfechtung des Teufels unterlegen und hätte ſothane Unthat aus teufliſcher Verlockung begangen. Deshalb bezöge er ſich auf ein altes Landrecht, wonach es nicht Kopf um Kopf zu gehen brauche, ſondern ſolch Verbrechen auch mit Gelde gebüßt werden könne, — alſo beantrage er, daß Bernd ſeine Unthat mit Gelde büßen möge, ſtatt mit dem Leben. Auch zöge er Art. 16 hierher, woſelbſt den Rathmannen die Macht gegönnet wäre "dat se en Ordel lichten mogen, yss et to swar" (ein zu ſchweres Urtheil zu mildern). Deshalb wolle er gebeten haben, E. E. Rath möge um ſo mehr die Sache günſtig betrachten, als Bernd bekanntlich zuvor ein unberüchtigter frommer Mann geweſen und einzig jetzt durch Verſtrickung des Teufels dazu gebracht ſei, hier als armer Sünder ſtehen zu müſſen.

Als ſein Fürſprech ſo weit gekommen war, da unterbrach ihn Bernd und rief mit beweglicher Stimme: "Erbarmen, liebe Herren, Erbarmen! Was geſchehen iſt, das iſt geſchehen, aus der Urſach, wie geſagt! und wenn ich E. E. Rath jemals zuvor irgendwie verzürnet habe" — — da iſt er in bitterlich Weinen ausgebrochen, daß er nicht weiter ſprechen konnte, — dann erholte er ſich und fuhr fort — "ſo wolle E. E. Rath mir vergeben." Und auch um Erbarmen für ſeine drei Knechte, die er zur Unthat verführt, flehte Bernd gar beweglich. Während dann E. E. Rath ſich an die Urtheilsfindung begab und das Haus von 10—12 Uhr verſchloſſen blieb, wurde Bernd auf dem rothen Zollhauſe (an der Zollenbrücke) bewacht.

Darnach wurde er wieder in das geöffnete Haus gebracht, wo der worthaltende Bürgermeiſter, Herr Johann Hülpe, den

Digitized by Google

vier armen Sündern die Sentenz verkündete, die lautete: daß sie sollten erleiden, was Art. 18 verordnete, nämlich, daß ihnen sollten die Glieder mit dem Rade zerstoßen werden, dieweil sie gemordet hatten. Darnach wurden sie wieder vor's Niedergericht gestellt, und daselbst wurde diese Sentenz vor allem Volke laut verkündigt und ausgerufen.

Bis zum 16. August saßen nun noch Bernd auf dem Winserthurm und die Knechte in der Hechte der Frohnerei. Und während dieser Zeit waren Bernd's Verwandte und Freunde thätig und verhandelten fleißig mit dem Rathe und baten für ihn um die mildere Strafe der Enthauptung durch das Schwert. Das Schwert wollte nun E. E. Rath ihm wohl gern gönnen, aber mit dem Beifügen, daß zwar der Rumpf könne begraben werden, der Kopf aber müsse auf den Pfahl gesteckt werden. Dies behagte nun wieder Bernd's Freunden schlecht; sie richteten daher nochmals ein großes Bittgesuch an den Rath, daß er doch des armen Bernd's Kopf ebenfalls die Grube gönnen möge. Da ist viel Arbeit und Bitten geschehen von Bernd's Freunden, auch von den Freunden der Knechte, und sie haben es zuletzt erreicht, und E. E. Rath begnadigte endlich Bernd und die Knechte mit dem Schwert, und gönnte ihren Körpern sammt den Köpfen die Grube.

X. Bernd's und der Knechte Hinrichtung.

Am 16. August (Mittwoch nach Mariae Himmelfahrt), da ist Bernd Beseke früh Morgens 3 Uhr bereit gewesen, um vom Winserthurm nach dem Grasbrook an der Elbe geführt zu werden. Und es war befohlen, alle Thore und Pforten geschlossen zu halten, damit Niemand könne hinaus zu dem Richtplatz kommen. Manche aber kamen zu Wasser

Digitized by Google

auf Umwegen in Prahmen und Evern hinaus. Und der urſprünglich dies alles in plattdeutſcher Sprache berichtet hat, der iſt auch in einem Prahmen herzugefahren geweſen, und hat alles dies als Augenzeuge mit angeſehen und gehört, und darnach zu Papier gebracht. Etwa um halb 4 Uhr wurden zwanzig reitende Diener aus dem Schiffbauer Thore (Sandthore) gelaſſen, und die Pforten hinter ihnen wieder geſchloſſen. Schlag 4 Uhr kamen ſie mit Bernd Beſeke vor daſſelbe Thor gezogen, und ließen Niemand mit ihm hinaus. Die Hausdiener hatten große Stöcke, wie Fleiſchſpieße, damit ſchlugen ſie auf das Volk, das nachdrängte und durchaus mit hinaus wollte zur Hinrichtung. Manche Neugierige mögen ſich dennoch mit hinausgedrängt haben, als der Zug durch's Thor gelaſſen wurde, aber die größte Menge mußte zurückbleiben, davon dann noch manche beim Hafen ſich in die Jollen ſetzten und zur Richtſtätte ruderten. Als der Zug draußen war und einen kleinen Stillſtand machte, wars nach 4 Uhr. Da trat herzu Engelke, der junge Acciſevogt, der hatte vor etlichen Jahren gute Kundſchaft mit Bernd gehalten, und war ihm hold geweſen, und wollte ihm jetzt vor dem Scheiden noch eine Güte thun; denn er hatte einen Krug bei ſich, darin wohl ein Stübchen guten Weines war, den er unterwegs ſeinem unglücklichen Freunde Bernd zur Labung bot; aber obgleich Engelke und die Andern ihn ſehr baten, zu trinken, ſo weigerte er ſich deſſen dennoch. Als er aber bald hernach weiter geführt wurde, und nun in dem verhängnißvollen Kringe (Ringe, Rund) ſtand, darin der Scharfrichter eben alles in Bereitſchaft zu ſetzen ſich anſchickte, da wurde dem armen Bernd ſchwach zu Muthe, daß er an allen Gliedern zitterte. Und Herr Hinrich Hartwig, der Capellan zu St. Peter, der als ſein Beichtiger ihm das Sacrament der Verſöhnung gereicht und ihn abſolvirt hatte, der ihn nun

Digitized by Google

auf seinem letzten irdischen Wege geleitete und ihm Muth und Trost zusprach, der forderte ihn auf, daß er trinken möge, damit er Kraft bekäme, zum Beten und Singen und zur Ansprache an das Volk, falls ihm's beliebe. Da trank der arme Bernd aus dem Kruge, zu acht Malen, je einen großen tiefen Zug.

Darauf hub Bernd an zu reden, und große Stille war unter dem Volk und allen die von Amtswegen umher standen. Und Bernd bat einen Jeden gar beweglich um Vergebung alles dessen, was er ihm möchte zu Leide gethan haben, und sprach: "so vergebe auch ich aus Grund meines Herzens allen denen, die mir jemals etwas zu Leide gethan haben." Und bat auch um Verzeihung wegen des bösen Beispiels, das er gegeben. Darnach hub er an zu singen, das geistliche Lied: "nun bitten wir den heiligen Geist," und alles Volk sang gar ernsthaft mit ihm. Als der Gesang zu Ende war, redete Bernd wieder, und bat das Volk, es möge ihm helfen Gott bitten, daß er ihm gnädig und barmherzig sei. Und dann kniete Bernd nieder, und der Capellan kniete neben ihm und hielt ihm ein Buch vor, daraus betete er laut und inbrünstig. Und viele aus dem Volk knieten auch nieder und beteten mit, und Mancher mochte im Stillen denken: hätte Gott dich nicht so gnädig vor der Versuchung bewahrt, du könntest hier auch so knieen müssen wie Bernd Beseke, der ein angesehener unbescholtener Mann gewesen ist, dem Niemand solch ein Ende zugetrauet hätte.

Darnach stand Bernd wieder auf und sprach: "gute Freunde, ich habe Gott im Himmel gebeten, daß er sich möge gnädig meiner armen Seele erbarmen. Ich hoffe zu seiner unergründlichen Barmherzigkeit, er werde mich des bittern Todes seines lieben Sohnes theilhaftig machen, wie er nicht verläßt Alle, die auf ihn trauen." Darnach warnte Bernd

Digitized by Google

ganz beweglich Jedweden, er sei, wer er wolle, daß sich Niemand zu viel ließe dünken, und sich nicht verließe auf seinen Verstand oder auf Starkheit oder auf Reichthum. Und wer da stünde, der möge zusehen, daß er nicht falle, und man solle sich an ihm spiegeln, denn er habe fest zu stehen geglaubt, und sei doch so tief gefallen.

Dies alles, was in dem Kringe geschah, hatte wohl eine gute halbe Stunde gedauert, und während er sang und betete, durfte ihn der Frohn nicht anfassen, wie's vorgeschrieben ist. Dann aber wurde dem armen Bernd noch einmal eingeschenkt aus dem Kruge, und es war auch der allerletzte Zug, den er trank. Denn alsbald trat der Frohn zu ihm, löfete ihm seinen Mantel ab, und schnitt ihm sein Damast-Wamms bei den Schultern auf, auch dem Hemde den Kragen ab. Und darauf faßte er ihn bei den Armen, zog ihn ein oder zwei Schritt vorwärts, setzte ihn nieder, stopfte ihm sein langes Haupthaar unter die Mütze, — und als dies geschehen war, hieb er ihm mit einem Streiche schnell und glücklich den Kopf ab. Und Kopf und Rumpf wurden zusammen in die Grube geworfen und mit Erde und Rasen bedeckt. Der diese Hinrichtung vollzog, war der Scharfrichter von Burtehude, den E. E. Rath herbeigerufen hatte, weil unser Frohn krank lag.

Darnach am 19. August (Sonnabend) wurden Bernd's drei Knechte auch zum Grasbrook hinausgeführt, Morgens nach 5 Uhr, und dabei waren alle Thorpforten offen, und die Menge frei zugelassen. Auch diese armen Sünder richtete der Frohn von Burtehude. Aber die zwei ersten richtete er nicht recht nach der Kunst, sondern durchhieb ihnen nur zur Hälfte den Hals, weshalb er auch für diese keinen Lohn empfing; den dritten aber that er ganz geschickt ab; und dafür wie für Bernd's Hinrichtung und für Reisekosten, erhielt er 8 ℳ und 8 ß.

Digitized by Google

Gleich nach der Execution wurden die Körper der drei Knechte sammt den Köpfen in eine Grube geworfen und mit Erde und Rasen zugedeckt, nach der aus Gnaden gemilderten Sentenz des Rathes, daß die Köpfe Bernd Beseke's und seiner Gesellen nicht sollten auf Stangen gesteckt, sondern ihnen die Grube gegönnet werden.

Gott im Himmel möge barmherzig und gnädig gewesen sein den armen Seelen Amen!

Und noch in demselben Monat August wurde Neuwerk einem Rathmann eingethan, Herrn Wilbad Wiese, welcher daselbst verstorben ist, bald nach Ostern 1539.

---

9. Ein Kriegsgericht im Eichholz.

(1491.)

Im Jahre 1491 unternahmen die Hamburger im Verbündniß mit den Dithmarschern, eine Heerfahrt in das Land Hadeln, welches damals der Herzog von Lüneburg besetzt hielt. Der Kriegszug, auf den es hier nicht weiter ankommt, war bereits siegreich verlaufen, als unter den Hamburgischen Landsknechten eine schlimme Meuterei ausbrach, welche auch eine Verzwistung mit den Dithmarschern zur Folge hatte, so daß es den Obersten und Hauptleuten erst nach vieler Mühe gelang, Frieden und Eintracht herzustellen. Durch solche Pflichtvergessenheit der Meuterer fühlten sich nun sämmtliche Landsknechte, vom Officier bis zum Söldner, schwer gekränkt. Der Hauptmann, Bernd Ungemach, in dessen Fähnlein oder Compagnie der Aufruhr ausgebrochen, war's seiner und seiner Leute Ehre schuldig, auf strenge Bestrafung des Haupträdelsführers zu halten, weshalb er, als die Truppen nach Hamburg heimgekehrt waren, ein allgemeines Kriegsgericht fordern

Digitized by Google

ließ. Ein ſolches wurde denn auch bewilligt und von allen dazumal im Hamburgiſchen Kriegsdienſte ſtehenden Landsknechten nach ihren alten, wunderlichen aber heilig geachteten Satzungen abgehalten. Eine Beſchreibung des dabei üblichen Verfahrens geſtattet uns einen Blick in die eigenthümlichen Verhältniſſe des damaligen Soldatenweſens, welches neben vielen zunftartigen Einrichtungen auch noch ſtark von dem freien Geiſte der alten Deutſchen und von lebendigem Ehrgefühl durchdrungen war.

Früh "am nüchternen Morgen" zogen die Fähnlein zum Scharthore hinaus ins Freie, unterhalb der etwas zurücktretenden Anhöhe des Elbufers, welche damals noch Spuren der von Adolf IV. geſchleiften däniſchen Zwingburg trug, deren Andenken ſich bei uns in dem Straßennamen "Feendsberg" (Venusberg) erhalten. Dieſen ganzen Raum bedeckte — wie noch viele Jahre ſpäter — ein großer alter Eichenwald, in deſſen Schatten die fleißigen Reepſchläger und Seiler ihre Bahnen hatten, ein Wald, von dem uns nur der Name der Gaſſe im Eichholz übrig geblieben iſt. Hier an einer lichten Stelle machten die Schaaren Halt, und traten in einen großen dicht geſchloſſenen Ring zuſammen.

Das Kriegsgericht wurde eröffnet durch den Gewaltiger oder Profos, einen ernſthaften grauen Kriegsmann, der mit einem gefeſſelten Gefangenen in des Ringes Mitte trat, die "lieben ehrlichen Landsknechte" begrüßte, das Verbrechen gegen Pflicht und Eid darlegte, und zur Beſtrafung des Haupturhebers ein freiſam kriegeriſch Gericht begehrte. Er forderte "das Recht der langen Spieße," dem ſich Jeder bei ſeiner Anwerbung unterworfen habe. Nun trat der öffentliche Ankläger, auch ein Kriegsgenoß, mit der Klage gegen den Gefangenen hervor, deſſen Schuld er darſtellte. Als er ſchwieg, thaten die Fähndriche ihre Fahnen zuſammen, der

Digitized by Google

älteste sprach: "ihr lieben ehrlichen Landsknechte, edel und frei, wie Gott uns zusammengeführt, nach so schwerer Anklage können wir unsere Fähnlein nimmermehr fliegen lassen, bis Urtheil ergangen und unser Regiment wiederum ehrlich worden ist." Nun wurden aus den Landsknechten drei s. g. Räthe oder Richtercollegien gebildet, welche abgesondert zusammentraten, den (hier seiner Fesseln entledigten) Angeklagten, die Zeugen für und wider, die Vertheidigung des Fürsprechers vernahmen, und darauf das Urthel fanden. Des dritten höchsten Rathes Ausspruch lautete: daß der der Meuterei überführte und geständige Angeklagte nach freier Landsknechtssatzung schuldig sei durch die Spieße zu laufen. Als dies im Ringe verkündigt wurde, bestätigten Alle das einem Todesurtheil gleiche Erkenntniß durch die Handmehr, die Abstimmung mittelst erhobener Hände, worauf die Fähndriche ihren Haufen für "willige Stärkung ehrenhaften Regiments" danksagten und ihre Fahnen wieder fliegen ließen.

Während nun der arme Verurtheilte beichtete und sich mit geistlichem Troste zum Sterben anschickte, bildeten die Landsknechte eine Gasse. Enggeschlossen in drei Gliedern, Spieße, Hellebarden und Schwerter hoch, standen die Eisenmänner; bei Trommelschlag ward verkündet: in wessen Lücke der durch die Gasse laufende Verurtheilte ausbreche, der müsse in seine Stelle treten.

Nun führte man ihn durch alle Glieder der Soldaten, er nahm und bekam freundlichen Abschied von allen Waffengenossen mit Gruß und Handschlag. Er bat Jeden um Verzeihung wegen seiner Kränkung der Fahnenehre, Jeder bat ihn um Verzeihung wegen des bevorstehenden Gerichts. Die Fähndriche sprachen ihm Muth ein, er dulde dies ja um guter kriegerischer Ehre willen, er solle nur tapfer durch die Spieße jagen, sie wollten ihm entgegenkommen und ihn rasch erledigen.

Digitized by Google

Er war nicht verzagt. Hatte er doch unzählige Male dem Tode aus Feindeshand unerschrocken entgegengeblickt, weshalb sollte er das ehrliche Sterben von Freundeshand fürchten?

Jetzt scholl abermals Trommelwirbel, die Krieger senkten Spieße und Wehren auf halbe Mannshöhe, während die Fähndriche an das untere Ende der Gasse traten. Der Gewaltiger führte den Verurtheilten an das obere Ende, bat ihn um Verzeihung, und weihte ihn zu seinem schweren letzten Gange durch drei Schläge auf die Achsel: im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.

Und wiederum wirbelten die Trommeln. Der junge Landsknecht blickte noch einmal in die Höhe, dann rannte er, wie's die Soldatenehre gebot, fest und todesmuthig in die Gasse voll entgegenstarrender Spieße und Schwerter.

Es kam äußerst selten der Fall vor, daß ein zum Recht der langen Spieße Verurtheilter noch lebend das untere Ende der Gasse erreichte, wo die entgegenkommenden Fähndriche selten den Gnadenstoß zu geben, gewöhnlich nur einen Sterbenden in ihre Arme zu nehmen hatten. Dann war's Brauch, daß die ganze Kriegerschaar niederkniete, für des Gerichteten Seele ein fromm Gebet zu sprechen, und dreimal um seinen Leichnam schritt, während die Büchsenschützen eine dreimalige Salve aus ihren Feuerröhren gaben. Der Gewaltiger bedankte sich dann für willige ehrliche Regimentshaltung und löste das Kriegsgericht auf.

Hier aber kam es anders. Ob die Landsknechte in der Gasse mit dem Waffenbruder, dem sie doch selbst die Strafe zuerkannt hatten, ein Erbarmen fühlten und deshalb Spieße und Schwerter thunlichst zurückzogen, als er im raschen Laufe vorüber flog? Als die Fähndriche ihm entgegentraten, fanden sie ihn zwar überall schwer verwundet, aber doch noch lebend, stehend und gehend. Er hatte das Recht der langen Spieße

Digitized by Google

überſtanden. Aber beſſer wäre ihm geweſen, wenn er gleich unter der Kriegsgenoſſen Eiſen ein ſchnelles ehrliches Ende gefunden hätte. In Nienſtädten fand der aus dem Regimente und aus der Stadt Gewieſene eine Zuflucht, dort iſt er nach einigen Tagen an ſeinen Wunden geſtorben und chriſtlich begraben.

---

10. Hamburgiſches Kriegsweſen im Jahre 1563.

Gegen Oſtern genannten Jahres erſcholl plötzlich ein dräuend' Kriegsgeſchrei in unſrer Stadt. Es kam Kundſchaft, daß König Friedrich II. von Dänemark mächtig rüſte, und obſchon Hamburg derowegen ein gutes Gewiſſen hatte, ſo war's doch weiſe, auf der Hut zu ſein. Der Rath ließ deshalb in ſtadtväterlicher Beſorgniß ſogleich am Oſtertage alle im Hafen liegenden Schiffe in Beſchlag nehmen, um ſie falls nöthig zu bemannen und als Kriegsſchiffe zu gebrauchen, gegen billige Miethe. Solch' Verfahren würde zweifelsohne gegenwärtig von betheiligten Eignern und geſammter Handelsſchaft als erſchrecklicher Gewaltſtreich angeſehen werden. Damals aber fand Jedermann es billig und recht, da das allgemeine Beſte es erforderte, dem der Einzelne ſich gern fügte. Ueberdies blühte grade eine ungemeine Eintracht bei uns, denn kurz zuvor, den 10. April, hatte der Rath die ganze zeither von ihm geführte Finanz-Verwaltung der Bürgerſchaft abgetreten und in die Hände der von dieſer erwählten acht "Verordneten zur Kämmerei" gelegt. Und dies iſt nach unſrer Verfaſſung ein Hauptſtück der Rechte Erbgeſeſſener Bürgerſchaft geblieben, welche mithin durch ihre Deputirten immer "den Knopf auf dem Beutel" behält.

Nach dem Feſte wurden von den beſchlagenen Schiffen die Islandsfahrer wieder frei gegeben, da deren Zeit zum

Digitized by Google

Auslaufen gekommen war. Sodann wurde unter Trommelschlag durch die ganze Stadt stark geworben, um die vorhandene Miliz, welche der Stadtcasse zu Liebe nur wenige und schwache Rotten hatte, zu vervollständigen. Schon am 27. Mai wurde auf dem Wall von einigen Herren des Raths die neu angenommene Besatzung, drei Fähnlein, gemustert.

Nach damaligem Kriegsbrauch hatte jedes Fähnlein (oder Compagnie) drei Officiere: Hauptmann, Hauptmanns-Lieutenant und Fähndrich. Ein Fähndrich war damals ein wichtiger Posten, er mußte ein großer kräftiger Recke sein, von seinem Muth und Geschick hing des Haufens Ehre und Wohlfahrt ab. Die Fahne, das Ehrenstück des Soldaten, ist des Fähndrichs Braut. An einer Hand verwundet, nimmt er sie in die andre; auch hier verletzt, faßt er sie mit den Zähnen; niedergerannt, wickelt er sie um sich, und läßt eher vom Leben als von den Fetzen der zerstückelten Fahne. So lange die Krieger das Fähnlein lustig fliegen sehen, so lange streiten sie muthig weiter, trotz Tod und Verderben. Der Fähndrich, beim Marsch zwischen den "Spielen," Trommlern und Pfeifern gehend, schreitet beim Sturm voran, den Soldaten männlich zuredend, und die Fahne immer allen sichtbar haltend. In der Schlacht stehet er im heißesten Streite, die Fahne hoch, das Schwert gezückt. — Das war der Fähndrich der Vorzeit; mit hochfliegendem Fähnlein, in schimmernder Tracht, ein ritterlich Schwert an der Seite, stellte er dar: das fröhliche tapfere Gewissen der Kriegerschaar.

Nach der noch vorhandenen "Musterrolle" hießen die drei Hauptleute: Nickel Plate, Jürgen von Straßburg und Jacob Strumpf; sie bekamen den zehnfachen Sold eines gemeinen Landsknechts. Lieutenants waren (zum achtfachen Solde) Hans von Hojer, Alexander Klappe von Danzig und Wulf von Auerbach. Die Fähndrichs (zum sechsfachen Solde)

Digitized by Google

hießen Hans von Gotland, Balthaſar Klinthen und Jürgen Geverdes, der nachmals, 1577, zu Ritzebüttel als Hauptmann commandirte. In jedem der drei Fähnlein waren ſodann ein Feldweibel, der ſo geliebte als gefürchtete Mittelsmann zwiſchen Officieren und Soldaten, unentbehrlich als Exerciermeiſter und Kenner des Kriegsmannsbrauchs, ein graubärtiger Kampfgenoß, der vierfachen Sold bekam; ferner ein Schreiber oder Rechnungsführer, ein Foerer (Führer) der voranſchreitende Weg- und Richtungweiſer, auch betraut mit dem Dienſt unſres Fouriers, deſſen Titel wohl aus dem ſeinigen entſtanden iſt; zwei Gemeinweibel, die Vertreter der Landsknechte und von dieſen erwählt, ſie führten die Schild- und Schaarwachten auf, theilten Proviant und Munition aus, und bekamen doppelten Sold; zwei Hauptmannstrabanten, zwei Trummenſlager, die gewaltig große Trommeln rührten, zwei Pieper, (Querpfeifer). Endlich folgten die Landsknechte ſelbſt, deren ungefähre Hälfte, wegen vorzüglicher Ausrüſtung, zwiefachen Sold empfing und daher Doppelſöldner hießen. Sie trugen vollen Harniſch, Schwert, Dolch und Feuergewehr, ſchwerfällige Musqueten, die beim Schießen in einem Gabel- oder Hakenſtock ruhten, weshalb der Name "Hakenſchützen." Unter ihnen waren häufig junge Geſellen von adlicher oder gutbürgerlicher Herkunft, die das Kriegshandwerk erlernten. Die übrige Mehrzahl der Landsknechte, bewaffnet mit unvollſtändigem Harniſch, Pickelhaube, roſtigem Schwert, und mit Lanze oder Spieß von großer Länge, erhielt die einfache Löhnung, 4 Gulden monatlich, nach Kaiſer Max Verordnung, vom Jahre 1507.

In dieſer Weiſe waren nun die drei angeworbenen Fähnlein zuſammengeſetzt. Jedoch hatte der Rath eine erkleckliche Erſparung erzielt, indem er den Doppelſöldnern, ſtatt 8 Gulden, 7 Gulden bewilligt hatte, womit die grade unthätigen Kriegs-

Digitized by Google

knechte sich begnügen mußten. Beim zweiten Fähnlein wurden auch die "Gewaltiger" der Besatzung geführt, nämlich der Profos, des Profosen Junge, der Stockmeister und zwei Stockmeistersknechte. Diese hielten rechtschaffen mit Stock und Eisen Gehorsam und Ehrbarkeit unter den frommen teutschen Landsknechten, wie sie sich gern nannten, aufrecht. Die drei Fähnlein zählten 249, 269 und 214, mithin zusammen 732 Mann. Ihre viermonatliche Unterhaltung kostete 24,157 ℔ 4 ß 6 ₰ an Sold und Nebenausgaben, z. B. für sechs Ellen rothes englisches Tuch, zu den drei Fahnen. In der ersten Compagnie diente u. A. als Doppelsöldner, ein Otto Beneke von Boitzenborg, welchen aber als meinen Ahnherrn anzuerkennen, ich einiges Bedenken trage.

Scheinen nun auch diese 732 Kriegsmänner zu wenig zur Vertheidigung einer Stadt und Festung von der Größe Hamburgs, so darf man nicht vergessen, daß neben den Söldnern die hauptsächliche Beschirmung der Stadt den Bürgern oblag, deren Zahl und Wehrhaftigkeit völlig hinreichte. Die Söldner brauchte man dazumal (abgesehen von ihrer Verwendung außerhalb Stadt und Gebiet) für den schweren und besondere Kriegskunde erfordernden Dienst, auch um die Bürger zu schonen, so lange es nicht nothwendig war. Die Wehrverfassung stammte noch aus der Zeit der Blüthe des mittelalterlichen Zunftwesens und hing mit diesem zusammen. Wo alle Bürger, selbst die Kaufleute, in bestimmte Gilden, Zünfte u. a. Genossenschaften sich vereinigten, wo alle Einwohner das Recht und die Pflicht, Waffen zu tragen ausübten, da machte sich die Sache leicht. Diese Genossenschaften bildeten die Compagnien der Bürgerwehr, jede unter einem Hauptmann (Hovetmann) mit eigner Fahne. Sonn- und Festtags-Nachmittags übte man sich in Armbrust- später in Büchsen-Schießen, wie auch im "Schirmen," der kunstmäßigen Handhabung der

Digitized by Google

Hellebarde oder Lanze. Der Reihe nach traf ſie der nächtliche Wachtdienſt auf den Wällen, wie vormals auch das Schanzen, die Pflicht an Erweiterung oder Ausbeſſerung der Feſtungswerke zu arbeiten. In älteren Zeiten waren die Bürger auch zum Kriegsdienſt außerhalb der Stadt verpflichtet, und allemal, in der Stadt wie im Felde, oder zur See, waren Rathsherren die oberſten Befehlshaber. Zum Bürgerrechte wurde Keiner zugelaſſen, der nicht in voller Rüſtung vor dem Senate erſcheinen konnte. —

Es waren auch erſt einige Jahre früher (1557—1559) dieſe Wehranſtalten durch eine Wall- und Wacht-Ordnung neu regulirt. Der Soldateska hatte man die Bewachung der Thorpoſten und Außenwerke, — die Obhut der Wälle aber dem "Bürger-Aufſehen" zugetheilt, deſſen Compagnien damals wohl nicht mehr nach dem Gewerbe der Wehrmänner ſondern nach ihrer Wohnung gebildet waren.

Uebrigens war im Jahre 1563 das ganze Kriegsgeſchrei nur blinder Lärmen oder ſtarke Uebertreibung geweſen. Der König, mit dem im Mai eine Hamburgiſche Geſandtſchaft verhandelte, beſuchte unſere Stadt vom 24. bis 26. Juli, und wohnte in Franz Evers Hauſe in der großen Reichenſtraße. Als er in Frieden geſchieden war, entließ man auch die überflüſſige Mannſchaft. Es zeigt aber doch dieſe Hiſtorie, daß E. H. Rath allezeit der Stadt Sicherheit ſorglich im Auge gehabt hat, und daß Hamburg mit dem Wahlſpruch "si vis pacem, para bellum, mach' ein bärbeißig Geſicht, wenn du ungebiſſen bleiben willſt," immerdar gut gefahren iſt. Weshalb wir auch bei löblichem Bürger-Militair die kriegeriſche Miene beſonders hoch achten.

Digitized by Google

11. Martin Roever's Händel.

(1567.)

Unter den im Jahre 1563 von der Bürgerſchaft zur Verwaltung des Kämmereiweſens verordneten Achtmännern war auch Martin Roever, ein angeſehener Mann. Er iſt aber nicht lange in ſolchem Ehrenamte verblieben, weil er ein Vergehen beging, das ihn aus der Kammer und letztlich aus der Stadt brachte.

Es war am 13. Mai 1567, als Martin Roever in einer Privatſache von dem älteſten Richtherrn Johann Huge (dem er längſt feind war) ein Urtheil nehmen mußte, das ihm unbillig ſchien. Der alte Widerwille erwacht, er brauſet gegen ſeinen Richter auf, ſchmähet und läſtert denſelben auf das Gröblichſte, ja er zieht blank gegen Herrn Huge, den er dann, als etliche Bürger ihm die Wehre entwinden, mit den Fäuſten anzufallen ſich erfrecht hat.

Herr Huge, der ſolche Vergewaltigung des richterlichen Amtes unmöglich mit dem Mantel der Liebe bedecken durfte, trat folgenden Tages mit zweien ſeiner Zeugen, Claus Köting und Johann von Cölln dem Münzmeiſter, klagend vor den Rath. Als Martin Roever durch den Herrenſchenk geeſchet, ebenfalls erſchienen war, wurde nach geſchehenem Zeugenverhör, Rede und Gegenrede zwar noch kein Urtheil gefunden, jedoch des frevelnden Mannes Haft erkannt. Durch zwei Rathsherren und acht Hausdiener wurde er nach dem Winſerthor gebracht, und allda gefeſſelt in den höchſten Thurm geſetzt. In ſolcher Verſtrickung iſt er bei Waſſer und Brodt geblieben, es hat Niemand, auch nicht ſeine Hausfrau, zu ihm dürfen, und nicht einmal eines Bettes hat man ihn genießen laſſen.

Digitized by Google

Deſſ' haben ſich ſeine Blutsfreunde und Schwäger gegen alle Welt und zumal gegen die Oberalten als Vorſteher der Bürgerſchaft, hart beklagt. Darum kamen die Oberalten früh acht Uhr am 16. Mai zuſammen, um mit dem Rath ein Wort über Martin Roever's Handel zu reden. Es wurde hin und her tractiret. Oberalten vermeinten, E. E. Rath habe doch wohl gegen Martin Roever, einen vornehmen Bürger, viel zu ſtrenge verfahren; zwar wollten ſie ſeine Frevelthat nicht vertheidigen; aber ſie achteten doch, daß durch ſolche harte Haft im Thurme der bürgerlichen Freiheit zu nahe getreten ſei, und deshalb ſchritten ſie für ihn ein. Was dem Martin widerfahren ſei, daß könne einem geringeren Bürger aus unerheblichen Urſachen auch begegnen. Drum begehrten E. Oberalten, als Mittler zwiſchen Rath und Bürgern wie als Aufſeher über Haltung der Receſſe: der Rath wolle dem Martin das Gefängniß lindern und ihn nicht wie einen gemeinen Miſſethäter halten, anſonſt es leicht ein Unglück in der Stadt geben könne. Der Rath aber erkannte die Sache als eine peinliche, und wollte dem vornehmen Schuldigen keine Gunſt vor einem armen Sünder gewähren, darum wieß er der Oberalten Fürwort ab.

Inzwiſchen verfaßten Roevers Verwandte eine Bittſchrift an die Oberalten, die durch einen Notar nebſt zweien Zeugen überreicht wurde. Und Martin's Hausfrau und ihre Schweſter kamen auch dazu, die weinten und wehklagten, daß es die Oberalten erbarmte. Sie verwandten ſich alſo nochmals für den Eingekerkerten und baten um ſchleunige Reſolution, weil das Pfingſtfeſt herannahe, und der Rath dann keine Seſſion halte. Sie erlangten aber wiederum nichts.

Endlich nach dem Feſte, am 23. und ſchließlich am 27. Mai, da unterdeſſen durch Roever's Freunde die halbe Stadt in Bitterkeit und Aufregung gekommen war, traten, um des

Digitized by Google

lieben Friedens willen, die Oberalten nochmals vor den Rath. Sie forderten des Gefangenen Entlaſſung vom Thurm, gegen gute Bürgſchaft und Haushaft, der Klage und Sentenz unverfänglich. Der Rath wandte dawider Stadtbuch und Burſprake ein. Oberalten aber beriefen ſich auf den Receß von 1483, wo es laute "wer mißgethan hat, den ſoll man vor Gericht anſprechen, und was ihm im Gericht nach Stadtrecht zuerkannt wird, das ſoll er genießen." Und dieweil bei Roever ſolch Verfahren verabſäumt ſei, deshalb ſei der bürgerlichen Freiheit zu viel geſchehen, und darum ermahnten ſie als Vorſteher der Bürger, der Rath wolle ihr Wort beachten, ſonſt müßten ſie, kraft Receſſes von 1529, die vierundzwanzig Bürger aus jedem Kirchſpiel zu ſich ziehen, — und wohin ſolches führen könne, das werde der Rath wohl von ſelbſt einſehen.

Und nach langwieriger Erwägung ſah der Rath es ein; "Seigers 2" (Schlag 2 Uhr) gab er den Verſtehern die gewünſchte Antwort; und Martin Roever kam vom Thurm und in die Haft ſeines Hauſes nach vollzogener Bürgſchaft.

Wenn er nun der Rache entſagt hätte, ſo wäre alles noch gut gegangen, Herr Huge wäre ſein Feind nicht länger geblieben. Aber er kehrte den Handel um, und trat klagend gegen Herrn Huge mit einer Menge ſchwerer ehrenkränkender Beſchuldigungen hervor. Da er dieſe nun im ordentlichen Gerichtsverfahren nicht beweiſen konnte, ſo endeten ſeine Händel damit, daß er von Rechtswegen als boshafter Verläumder und Vergewaltiger des Richteherrn, unter Läutung der Schandglocke, auf ewig der Stadt verwieſen wurde. Womit denn Oberalten wie alle rechtlichen Bürger vollkommen zufrieden waren.

Digitized by Google

Herr Johann Huge, ein Enkel des mit sechsunddreißig Kindern begabten Bürgermeisters gleichen Namens, war ein wackrer und vernünftiger Mann, der für der Stadt Wohl sehr thätig gewesen ist. Er hat auch das feste Haus Moorburg ansehnlich verstärkt und eine Zeitlang als Hauptmann dort gesessen und die Burg gegen die Harburger mannhaft vertheidigt, Anno 1564, als der Junker Grote zu Stillhorn (Wilhelmsburg), viele Grenz- und Hoheits-Irrungen erregte. Der gute Herr hat aber in seinem Leben viel Ungemach erfahren. Er hatte nur eine Hand, die andere war ihm in jungen Jahren von einem gewaltthätigen Mann, Paul Hane aus Kehdingen, abgehauen. Martin Roever's Frevelthat wider ihn hat den armen Herrn gar tief geschmerzet. Und als er gedachte, dem Getümmel der großen Stadt und ihrem Gewühl von Leidenschaften zu entrinnen und des stillen Landfriedens auf seinem Gehöfte zu Ochsenwärder zu genießen, da verstörten seine Ruhe einige alte Hexen, davon wir später hören werden.

---

12. Wie ein Procurator seine Schulden tilgt.

(1597.)

Joachim Barckhan mag ein ganz verständiger Anwalt und Procurator gewesen sein; aber wenn er auf den Dielen der Herren Prätoren oder im Gerichte seinen Clienten ihr Recht, und sich selbst eine trockene Kehle procurirt hatte, so wußte er auch, wo Bartel den Most holt, nämlich im Raths-Weinkeller, allwo er mehr Schoppen trank als ihm diente, jedenfalls mehr, als er verdiente und bezahlen konnte, dergestalt, daß er dem Rathskeller um Johannis 1597 schuldig geblieben war 131 ℔ 5 ß, womit sein Credit daſigen Ortes auch völlige Endschaft erreicht hatte.

Digitized by Google

Um nun als rechtschaffener Mann seine Schulden zu bezahlen, und wiederum, wie es einem ehrlichen Bürger so wohl ansteht, zu Weine gehen zu können, erbot er sich, seine Schuld nach und nach abzutragen, wenn er von Löblicher Kämmerei als deren Anwalt, für Civilsachen des Fiscus wie für peinliche Anklagung der Missethäter, bestellt würde. Die Rathskeller-Verwaltung, welche in dieser etwas umständlichen Manier dennoch das einzige Mittel sah, zu Gelde zu kommen, persuadirte wirklich Löbl. Kämmerei zu seiner Anstellung ad interim, und diese kehrte dann die von ihm berechneten Gebühren dem Rathskeller aus.

Obschon damals das Honorar eines fiscalischen Procurators nur sehr gering war — (denn für die ganze Procedur einer Anklage u. s. w. bekam er nur 8 ß à Person) so war der fleißige Mann doch im Stande, innerhalb weniger Jahre seine ganze große Schuld zu tilgen; wobei ihm freilich die damals recht häufigen Missethaten glücklich zu statten kamen. Denn unter den neununddreißig im Jahre 1599 von ihm eingeklagten Personen, waren achtzehn arme Sünder, nämlich fünf Todtschläger, fünf Landfriedensbrecher, drei Vergewaltiger (Frevler), ein Backenschneider und vier Diebe; unter den achtzehn übrigen wegen civilrechtlicher oder polizeilicher Gegenstände vom Fiscus verklagten Personen, war ein unreinlicher Bürger, wegen "Verunflathens des Flethes" in Anspruch genommen. Im Jahre 1600 gab's noch mehr Malificanten zu bedienen, nämlich eilf Todtschläger, zwei Backenschneider, drei Falschmünzer, drei Diebe, eine Diebin, zwei wegen Gewaltthätigkeiten, einer wegen gebrochener Urphede, — im Ganzen sechsunddreißig Fälle.

Und im Jahre 1602 hatte Joachim Barckhan, der Procurator, seine Schuld im Rathsweinkeller ehrlich abverdient, war obendrein wirklicher fiscalischer Anwalt geworden, saß

Digitized by Google

im guten Brodt, und konnte ſich von da an auch im Raths-keller wieder Wein dazu zapfen laſſen.

---

13. Hexen-Geſchichten.

1. Abelke Bleken.

(1583.)

In ganz Ochſenwärder gab's um 1530 kein ſchöneres Mädchen als Abelke Bleken, des reichen Bauern einziges Kind. Wer ihr roſig Antlitz ſah, dem wurde auch mitten im Winter ganz frühlingsluſtig zu Muthe. Sie war ihrer Eltern Freude und Glück, Jedermann hatte ſie lieb, die jungen Burſchen mochten nur mit ihr zum Tanz gehen. Freien aber wollte ſie nicht. —

Darüber vergingen Jahre. Die Eltern waren geſtorben, Abelke hatte das Gehöfte geerbt und waltete darin wie eine verſtändige Bäuerin. Sie war zu ihren Tagen gekommen, immer noch ohne Mann, obſchon der Freier genug angeklopft hatten. Es ging aber das Gerücht im ganzen Kirchſpiel: Abelke wolle nicht heirathen bis der Rechte wiederkäme; ihr Rechter aber ſei ein Kriegsmann, ein feiner Geſell, der vor Jahren unter den Stadtſöldnern als Fähndrich gedient, und eine Weile mit ſeinem Haufen in Ochſenwärder quartiert hatte. Der habe ihr Lieb und Treu gelobt, und die Ehe verſprochen, wenn er heimkehre. Darauf ſei er ſich zu verſuchen und bis zum Hauptmann durchzuſchlagen, in die weite Welt gegangen und nicht wieder gekommen. An ihm aber hange Abelke mit Leib und Seel' und wolle um ſeinetwegen von keinem andern Manne wiſſen.

Und wieder waren Jahre vergangen. Der Fähndrich war nicht wiedergekommen, Abelke einſam geblieben. Sie

Digitized by Google

galt noch immer für ein ſchönes Weibsbild. Sie ſchaltete auf ihrem Hof fleißig und rührig, hielt Acker und Vieh wohlbeſtellt, war gottesfürchtig und ehrbar, gab reichliches Almoſen jedem Bettler der vor ihre Thür kam, und armen Soldaten doppelt. Sie war auch allezeit fröhlich und luſtig vor den Leuten, mit denen ſie gern ihre Erndteſchmäuſe und Martinsgänſe theilte, — aber es hieß doch: wenn ſie allein in der Stube ſitze, dann ſinne ſie oft ſtundenlang vor ſich hin, ſei traurig und weine bitterlich. Es hatten auch etliche Leute die zu ſpäter Stunde aus der Stadt heim kamen, erzählt: ſie hätten Abelke Bleken gegen Mitternacht am Kreuz im Felde bei der Landſcheide ſtehen ſehen, wie ſie die Hände gerungen, geſeufzet und gewehklagt habe.

Und abermals waren die Zeiten mit Segen und Fluch über das Land gegangen. Die guten Nachbarn und Freunde aus ihrer Jugendzeit waren geſtorben, die fremderen Leute hatten's vergeſſen, daß Abelke Bleken einmal jung und ſchön, fröhlich und geſellig, aller Welt Freude und Luſt geweſen war, — die jungen konnten's ohnehin nicht wiſſen. Abelke's Haare waren frühzeitig ergraut, ihre vormals ſchlanke große Geſtalt war gebückt und zuſammengeſchrumpft, die einſt ſo lieblichen Geſichtszüge waren welk, hart und ſcharf; die großen dunkeln Augen allein waren noch lebendig, aber das däuchte den Leuten ein unheimlich Feuer. — Einſam ſaß ſie da auf ihrem Hofe, kein Menſch verkehrte mehr mit ihr. Der große Kater, der ihr ſteter Gefährte war Nachts und bei Tage, den ſie ohne Maaßen liebte und ihm ihr ganzes Herz zuwandte, der war den Leuten verdächtig, er war dreifarbig, und Niemand wußte, wann und wie er zu ihr gekommen. Einige wollten auch geſehen haben, daß ein Feuerklumpen wie ein glühender Drache zu ihr in den Schornſtein geflogen ſei. Jedermann hatte eine Scheu vor ihr. Auf den Straßen wichen

Digitized by Google

ihr die Leute aus, erwiederten kaum ihren Gruß, darum wandelte sie fast nur spät Abends aus, zum Kreuz an der Landscheide oder zum Kirchhof. — In der Kirche rückten die Nachbarinnen von ihr seitab, — darum ging sie nicht mehr in's Gotteshaus. — Die Bettler legten ihre Gabe weg und schlugen ein Kreuz, wenn sie das Almosen reichte, darum gab sie fortan keinem mehr, und keines Armen Vaterunser erscholl ferner vor ihrer Thüre.

Aber es kam noch viel schlimmer. Der Leute thöricht Gerede von Abelke's unheimlichem Wesen, verscheuchte ihr die guten Dienstboten, nur schlechtes Gesinde kam zu ihr, um bald wieder fortzugehen. Darunter litt Acker und Vieh, alles ging in ihrer Wirthschaft rückwärts; sie kam ins Verarmen. Was ein Hagelschlag übrig gelassen, das verzehrte die Feuersbrunst, als ein Gewitterstrahl ihr Gehöfte entzündete, ohne daß auch nur ein einziger Nachbar der verlassenen Alten zur Hülfe gekommen wäre. Nun wurden ihr auch Hof und Acker verkauft, sie war bettelarm geworden.

Jetzt, da sie bettelarm war, sprachen die Leute es laut aus, was sie längst im Stillen gemunkelt: Abelke Bleken sei eine Hexe! Und wie eine alte Hexe, also behandelte sie nun alle Welt, mit ebensoviel Scheu als Verachtung.

Da gerieth das unglückselige Weib in einen fast wahnwitzigen Zustand. Was ihr von Jugend auf Widriges begegnet war, ihr vergebliches Hoffen und Harren, die unverdienten Kränkungen, die Verarmung, Spott, Hohn und Schmach, — alles entzündete in ihr ein neues Leben, darin sich ein grimmiger Haß gegen die ihr feindlichen Menschen mit glühender Rachbegier verband. "Behandelt ihr mich wie eine Hexe, wohlan, so will ich eine Hexe sein, und euch schaden und bitter weh thun, zum Labsal für mich und zur Vergeltung für all das Herzeleid, das ihr mir angethan. Und da besann sie sich aufs Zauberwesen.

Digitized by Google

In der katholiſchen Vorzeit finden wir nur ſelten Spuren von Hexenverfolgungen, welche erſt zur Reformationszeit, in Verbindung mit der Tortur, überhand zu nehmen begannen. Im Jahre 1555 waren in Hamburg 14 Hexen eingezogen; zwei ſtarben auf der Folterbank, acht wurden freigeſprochen, ihrer vier aber, darunter die Vögtin von Hamm, zum Feuertode verurtheilt und lebendig verbrannt. Seit dieſer Zeit war unter dem Volk im vertrauten Geſpräch immer mehr von ſolchen unheimlichen Dingen die Rede. Jeden trieb es davon zu erfahren, im Stillen ſich Raths zu erholen. Hexenmeiſter, Zauberer und Zauberinnen wurden eingezogen, gepeinigt und "zu Tode geſchmäucht," aber doch rottete die ſtrenge Strafe das Verbrechen nicht aus, das ſich vielmehr immer mehr auszubreiten ſchien.

Der ſchreckliche Scheiterhaufen, auf dem 1576 abermals fünf Hexen lebendig verbrannt wurden, entzündete in dem verirrten Gemüth der alten verſtoßenen Abelke eine nur noch heißere Begier nach dem Beſitz jener geheimen Macht, die von den Menſchen erſichtlich ſehr gefürchtet und deshalb alſo verfolgt wurde. Wer ſucht, der wird finden, wer das Böſe ſucht, dem kommt's auf halbem Wege entgegen. Die alte Strickerin auf dem Fliegenberge wußte mancherlei, ſie verſtand es magiſche Knoten zu ſchürzen, zum Schädigen der Menſchen. Peter Went, der Schäfer, kannte Kräuter und Wurzeln, voll zauberiſcher Wirkung. Häns und Geſeke Schwormſtedt zu Spadenland, die waren erſt recht weiſe, ſie hatten's vom alten Rolf Moller, der auf ſeinen Zauberglauben gerichtet und geſtorben war. Sie waren mit Abelke Bleken in gleicher Lage, verarmte ausgezählte Bettler, voll Feindſchaft gegen jede lebende Creatur Gottes, die glücklicher war als ſie; gegen alle Menſchen, auch ſchuldloſe, z. B. wider den alten Rathsherrn Huge, der ihnen doch nie etwas zu Leide gethan hatte.

Digitized by Google

Er verſchuldete es doch nicht, daß ſie ihre Aecker hatten verkaufen müſſen, warum ſollte er ſie nicht erſtehen? Aber weil er jetzt ihre Gehöfte zu dem ſeinigen gelegt hatte, und daſelbſt mit ſeiner Hausfrau im ſtillen Frieden zu leben gedachte, darum haßten ſie ihn bitterlich und trachteten ihm zu ſchaden.

So iſt Abelke Bleken zur Hexe geworden und hat ſich dem Teufel übergeben, und in des Teufels Namen gezaubert, vergiftet und geſchädigt, bis das Maaß ihrer Uebelthaten erfüllt war.

Im Keller der Frohnerei am Berge zu Hamburg ſaßen die Richteherren Gevert Delmenhorſt und Wilhad Hartken; Crucifix und Bibel lagen auf dem Tiſche; daneben ſtand der Rathsbarbierer. Vor ihnen kniete ein ſiebenfach gefeſſeltes Weib, Abelke Bleken, aufmerkſam die rothgeränderten Augen auf Meiſter Matthias Greve den Frohn gerichtet, der ihr auf Befehl ſeiner Herren die Marterwerkzeuge der ſcharfen Frage einzeln zeigte und ihren Gebrauch erklärte. Als nun der älteſte Richteherr ſie anredete: Abelke Bleken, wollet ihr Gott die Ehre geben und freiwillig geſtehen, daß ihr mit dem Teufel verbündet und eine verfluchte Hexe ſeid, auch freiwillig dem Gerichte eure Miſſethaten bekennen? — da flammte es in den dunkeln Augen des unglückſeligen Weibes wie Hohnlachen auf, während die fahle Bläſſe ihres Geſichtes noch leichenhafter wurde, indem ſie ſagte: nein, ich will nicht! — —

Der Frohn hatte gethan nach ſeiner Herren Gebot, und die verſtockte Inquiſitin rechtſchaffen angegriffen. Der Rathsbarbierer hatte neben der Peinbank geſtanden um zu rufen: genug, — wenn's der Marter zu viel würde für das ſchwache Weib. Als ſie geſtreckt wurde, da hatte ſie gekreiſcht und geſchrieen und Gott geläſtert, — aber weinen konnte ſie nicht.

Digitized by Google

Es hatte darum der älteſte Richteherr zum jüngſten geſagt: "ſie iſt ſchuldig, ſonſt würde ſie weinen; denn wer dem Teufel anhangt, der muß zuerſt ſein menſchlich Fühlen ausrotten und menſchlich Weinen verlernen." Darnach unter der Pein war das unſelige Weib allmählig ſtill geworden, hatte faſt gelächelt, aber ſo, daß den Barbierer ein Entſetzen gepackt, — endlich als der Schmerz immer tiefer in's Mark der Knochen gedrungen, hatte ſie die feſt verkniffenen Lippen geöffnet, einen Fluch ausgeſtoßen auf den Teufel, der ſie in der Noth verlaſſen und dann gewimmert: ich will bekennen.

Ohnmächtig war ſie von der Streckbank gehoben, der Barbier hatte ihr beigeſtanden, mit ſtärkendem Elixir, mit Speis und Trank war ſie gekräftigt, — dann legte ſie umſtändlich und ſonder Rückhalt ihr Geſtändniß ab, wobei im ſteigenden Eifer eine fliegende Röthe das fahle Geſicht bedeckte, War's eine der Marter gefolgte Fieberhitze die aus ihr ſprach? war's ein Theil der Verrücktheit die das verzweifelnde Weib ſchon ſeit Jahren beſeſſen? — Was ſie ausſagte das ſchrieben die Richteherren ſorglich auf, welch Actenſtück, Urgicht genannt, d. d. 7. März 1583, uns aufbewahrt geblieben iſt.

Vor vier Jahren, ſo bekannte Abelke Bleken, hatte ſie an der Landſcheide zu Ochſenwärder um Mitternacht den Teufel gerufen. Er war ihr erſchienen; König Beltzamer, hatte er geſagt, ſo ſolle ſie ihn nennen, und mit keinem andern Namen rufen. Ihm hatte ſie ſich zu Eigen ergeben, mit Leib und Seele, für zeitlich und ewig, — dann hatte er ihr geſagt, wie ſie die Werke der Finſterniß verrichten müſſe, worauf er ihr den Höllenſegen gegeben, damit alles was Böſes ſie thun werde ihr wohl gerathen möge. Noch oftmals hat König Beltzamer ſie beſucht, gerufen und ungerufen, zur Be-

Digitized by Google

ſtätigung ihres unlautern Bündniſſes mit ihm; jedesmal war er eiskalt und kein Funken Wärme in ihm geweſen.

Zunächſt iſt er nach ſieben Nächten zu ihr gekommen, hat ſich vor ihren Augen in ein ſchwarzes Roß verwandelt, auf deſſen Rücken ſie, mit dem Küchenmeſſer in der Hand, davon geritten, weit weg zum Hexentanzplatz auf dem wüſten Sandberge, wo ihrer viele zuſammengekommen waren. Dort hat ſie für ihre Oberſten gekocht und zugerichtet, was dieſe ihr an Kraut und Wurzeln gegeben, auch ſelber mitgegeſſen und getrunken. Als hierauf der Hexentanz begonnen, hat ſie mit dem Teufel und auch mit Peter Went (der mit Abelke Bleken zugleich gefangen geſetzt) und mit dem nachmals zu Winſen gerichteten Zauberer getanzt. Und Geſeke Schwormſtedt aus Tatenberg, die ſpäter gerichtet worden, iſt auch dabei geweſen und hat mit dem Teufel getanzt.

Bald darnach hat Abelke Bleken ſich nächtens an der Landſcheide mit Geſeke Schwormſtedt gegen Herrn Johann Huge den Rathmann verſchworen, ihn nach Kräften an ſeinem Vieh und Korn zu ſchädigen, weil er ihrer beiden Ackergut gekauft, das ſie ihm doch nicht gönnten. Und Anneke Went hat dabei mitgeholfen. Die Ochſen haben ſie todt gezaubert, indem ſie in aller Teufel Namen mit einem Bettſtock ſo viel Löcher in die Erde geſtoßen, als Beeſter ſterben ſollten; den Kälbern haben ſie Ratzenkraut, um Mitternacht gerauft, kurz vor Sonnenaufgang unter Anrufung des Böſen in den Koven gelegt, worauf ſie daran geleckt und ſtracks geſtorben. Als Herrn Johann Huge's fromme Hausfrau ebenfalls mit ihrem Gemahl büßen ſollt, da hat Abelke Bleken von ſolcher That ſich losgeſagt, und Geſeke und Anneke ſind's allein geweſen, welche die arme Frau ſo grauſamlich verzaubert haben.

Digitized by Google

Dagegen hat Abelke einen Zorn gehabt gegen Dirk Gladiator*) den Vogt zu Ochſenwärder, der ihr bei der Deichſchauung ihren letzten Keſſel abgepfändet. Sie hat damals gleich zu ihm geſagt: er werde es einſt auf ſeinem Bette verzehren müſſen, was er ihr jetzt eingebrockt. Zuvörderſt hat ſie aber noch die Güte verſucht und iſt zur Vögtin gegangen, welche ſie inſtändigſt um Rückgabe des Keſſels gebeten hat, indeß vergebens. Da hat ſie für den Vogt eine Zauberneſtel zugerichtet, aus ihrem Gürtel von Wollenband, in deſſen Enden ſie in aller Teufel Namen künſtliche Knoten geſchlagen, darin ſie etliche von ſeinen Haaren und etliche Nägelſchnitzel von den Fingern ſeiner allbereits todtkranken Frau verborgen. Solchen Gürtel hat ſie in ſeinem Pferdeſtall verſteckt und dabei ſiebenmal geflucht, daß der Vogt in Krankheit fallen und ſo lange ſiech bleiben ſolle, bis der Gürtel gefunden und die Knoten richtig gelöſet ſein würden. Die Vögtin aber hat ſie ſchneller aus dem Leben gezaubert. Sie hat heimlich die Hauskatze in der Vogtei mit einem Stocke in aller Teufel Namen todtgeſchlagen, und den Katzenbregen auch in aller Teufel Namen der Vögtin in Kohl und Warmbier gethan; nachdem dieſe davon genoſſen, iſt ſie krank geworden und bald darauf geſtorben.

Dieſes alles, und noch mehreres von den Genoſſen ihrer finſtern Werke, hat Abelke Bleken bekannt, auch hinzugefügt, daß noch in verwichner Nacht König Beltzamer bei ihr in der Koje geweſen, von ihr aber weggewieſen ſei, worauf er in der ganzen Frohnerei ein groß Getümmel gemacht und

*) Im Original der Urgicht lautet des Vogtes Namen Kleater, zweifelsohne eine irrige Schreibart für Gladiator, welcher Familienname in Bill- und Ochſenwärder erweislich um 1600 vorkommt und noch gegenwärtig daſelbſt ſich findet.

Digitized by Google

dann verschwunden sei. Schließlich ist ihr die Urgicht vorgelesen, deren Inhalt sie vollständigst bestätigt, auch betheuert hat, auf die Wahrheit aller dieser ihrer Aussagen wolle sie leben und sterben.

Da wurde alsbald ihr Urtheil gesprochen; und am 18. März 1583 loderte beim Hochgericht der Scheiterhaufen empor, dessen Flammen das unselige Weib verzehrten.

II. Eine junge Hexe.

(1611.)

Nach Abelke Bleken wurden noch manche Zauberer und Hexen gerichtet. Es waren, wie die meisten ihrer Schicksalsgefährten, alte bettelarme Menschen, deren Uebelthaten sich in denselben Kreisen bewegten: sie machten böses Saat- und Erndtewetter, sie schädigten das liebe Vieh, zuweilen auch wohl einen Menschen, vielleicht waren sie auch nur gewillt zu schädigen. "Was kann denn eine alte Bauerhexe für ein groß Unheil anrichten?" meinten die Hamburger allmählig auch. Und in der That, kann eine junge schöne Hexe unweit gefährlicher werden, zumal wenn sie dabei gebildet und reich ist; das ist ein Glaubens-Artikel, der sich auch aufgeklärten jungen Männern der Gegenwart aufgedrängt hat.

Reich und gebildet nicht, wohl aber jung und wunderschön war Catharina Dieckmann, ein der elterlichen Zuchtruthe zu früh entwachsenes Mädchen aus der Fremde, man wußte nicht woher sie kam. Verstand sie sich auf geheime Magie, weiße oder schwarze Kunst? Konnte sie wirklich Menschenherzen beheren, Zaubertränke brauen?

Der, dem sie's angethan, wußte selbst nicht was ihm passirt war. Man denke doch: ein stiller solider Bürger aus einer unsrer ersten Familien, fleißig am Comptoir und sparsam

Digitized by Google

im Haushalt, wohlverheirathet mit einer tugendhaften Dame aus vornehmſtem Geſchlechte, — der geht eines Morgens zum Hafen, kühl bis an's Herz hinan; dort gewahrt er ganz zufällig das junge Mädchen, und bleibt mit ſeinem Blick an ihrer wunderbaren Schönheit nur einen Augenblick lang hangen. Und des Mädchens Augen bohren ſich durch die ſeinigen blitzſchnell, tief, tief in die Seele, in's Herz, — da war's um ihn geſchehen! Von Stund an erſcheint er wie ausgewechſelt, — die Ruh' iſt hin, das Herz iſt ſchwer; um's kurz zu ſagen: er konnte nicht anders, er mußte dem Mädchen anhangen. Sein vornehm' tugendlich' Gemahl errieth und erfuhr Alles; es wird bös' Wetter gegeben haben, bedenkliche eheliche Beredungen; er verſprach alles, hielt nichts: es war klar, der nüchterne Mann war behext. Dem Mädchen wurden in der Stille Vorſtellungen und Verheißungen gemacht, ſie ſollte den böſen Zauber löſen, aber nichts vermochte ſie dazu von ihrem Gefangnen zu laſſen, der endlich auch um ihretwillen ſein vornehm tugendhaft Gemahl verließ.

Da war deren Geduld zu Ende, die Scheu vor dem unvermeidlichen Stadtgeſpräch wurde in ihr durch den gerechten Wunſch nach Rettung des Verblendeten und Beſtrafung der Zauberin überboten. Die ſchöne Catharina wurde eingezogen, und der zart zu behandelnde Caſus unterſucht. In Betreff der Zauberei aber ließ ſie nichts an ſich kommen. Sie gab zu verſtehen, wenn's ihre Augen, ihre Wohlgeſtalt, ihre Schönheit nicht gethan, andre Zaubermittel kenne ſie nicht, Liebestränke oder Philtra habe ſie nie gekocht, auf Hexenweſen, womit bislang in Hamburg nur alte Weiber ſich befaßt, verſtehe ſie ſich nicht. In der That lag von der erſten Claſſe der Zauberei, wie ſie das neue Stadtrecht von 1603 aufgeſtellt hat, keins der geſetzlichen Kennzeichen vor: kein eigentlicher Menſchen- und Vieh-Schaden, auch kein dazu gebrauchtes

Digitized by Google

verbotenes Mittel; die zweite Art der Zauberei war auch nicht ganz zutreffend, denn daß die Maleficantin ein "sonderbares höchst ärgerliches Bündniß mit dem böſen Feinde gemacht," das war ihr doch ſchwerlich zu unterbreiten. Da es alſo an rechtlichen Gründen zur ſcharfen Frage gebrach, ſo ließ man den Punkt der verbotenen Zauberei ganz fallen, verurtheilte ſie aber des anderweit vorliegenden höchſt ärgerlichen Bündniſſes und zuvor verübter Leichtfertigkeiten wegen: zum Ruthenſtrich am Kaak und zur Stadtverweiſung. Und kein Gnadengeſuch kam ein, des Urtheils Milderung zu erflehen, darauf ſie doch geharrt und gehofft; — vielleicht war die Entzauberung ſchon geſchehen.

Der alte hölzerne Kaak vor der Frohnerei war grade durch einen neuen hohen ſteinernen erſetzt, der nun durch Catharina Dieckmann eingeweiht werden ſollte. Unter Trommelſchlag und Pfeifenklang wurde die Unglückliche herbei und hinauf geführt, und in den vielen tauſend Zuſchauern auf dem Platze und an den Fenſtern der Häuſer ſchlugen die Herzen vor Mitleid und Erbarmen. Und ein alter Chroniſt erzählt: als nun das junge ſchöne Weibsbild auf dem Kaak ſtand, und die Henkersknechte ihr das feine geſtickte Sammetwams mit den Silberkettlein abriſſen, da ſtreckte ſie beide Arme aus nach dem Wördenhof'ſchen Hauſe und winkte dahin, wo ihres geweſenen Liebſten vornehm' tugendlich' Gemahl in Pracht und Ehren ſaß, um zuzuſchauen ihrer Schande und Schmach. Und ſie winkte dahin und rief überlaut: die da wär es, die ihr dies Elend bereitet, — aber da wurden ihr die Arme an den Pfahl hinaufgezogen und feſtgebunden; und die Büttelsknechte gebrauchten die Ruthen, und das junge rothe Blut floß über den weißen Rücken, daß ſie Zeter ſchrie, während Trommeln und Pfeifen raſch einfielen und das Wehegeſchrei übertönten. Item, es war doch graulich anzuſehen! — Dann

Digitized by Google

Abends bei Sonnenuntergang führte der Gerichtsdiener ſie zum Thore hinaus auf Nimmerwiederkommen. Gott gebe nur, daß das arme ſündige Frauenbild ſich die verdiente Strafe hat zur Beſſerung dienen laſſen.

III. Von alten Hexen.

(1641—1643.)

Im Jahre 1641 wurde ein altes Weib, Grete Wibner geheißen, gefänglich eingeſetzt. Es ging von ihr in der ganzen Stadt das Gerüchte, daß ſie eine richtige Hexe ſei, und viele Leute erzählten einander, daß Grete Wibner ſich auf Wahrſagerei und Zauberkünſte verſtehe, auch auf's Wettermachen und andere Teufeleien. Das Aergſte aber war, daß ſie ſollte durch ihre Hexerei Manchem vom Leben zum Tode geholfen, und Tränke gebraut haben, welche Keinem zum Segen ausgeſchlagen wären. Und der Eheliebſten Herrn Lic. Nicolaus Jarre, des nachmaligen Rathmanns und Bürgermeiſters, hatte ſie, ſo hieß es, ſolch ein Tränklein beigebracht, worüber dieſe leider hinterſinnig geworden war und auch bis an ihren Tod wahnwitzig geblieben iſt. Als nun die alte Hexe gerichtlich iſt um ihre Uebelthaten befragt, erſt in der Güte, dann auch peinlich, da hat ſie Gottesleugnung, viele Diebereien, Bosheiten und andre Uebelthaten bekannt. Daneben hat ſie puncto der Hexereien, auf ſo viele andre und zum Theil wohlberufene und gar vornehme Frauen, als ihre Teufelsſchweſtern ausgeſaget, daß der Proceß ein ganz weitſchichtiges Ausſehen ohne Abſehen erlangt hat. Damals fing man nun ſchon allhier wie aller Orten an, nicht mehr viel auf Hexenproceſſe zu geben, indem man unter der angeblichen Zauberei nur ſimple Bosheit, Frevel, Schwindelei und Selbſtbetrug vermuthet. Auch trug man andrerſeits billig Bedenken auf eines

Digitized by Google

verlogenen Weibes Aussagen hin, ehrbare anständige Frauen in Ungelegenheit zu bringen. Deshalb beschloß man höheren Ortes, den Punkt wegen der Hexereien fallen zu lassen und das Weib mithin nicht grade lebendig zu schmäuchen, sondern nur wegen gestandener übriger Missethaten zu richten. Drum ist sie am 17. Januar 1642 hinausgeführet und enthauptet. Und damit dem Volksglauben: daß sie eine richtige Hexe sei, ein unschuldig Genüge geschehe, hat man unterm Hochgericht ein prasselnd Feuer angemacht, und gleich nach der Execution Kopf und Rumpf der Gerichteten, letzteren in ihr braunes Kleid und in ihre Schürze von blauem Fries gewickelt, in's Feuer geworfen und zu Asche verbrannt.

Eben so milde verfuhr man auch 1643 mit der alten Cillia Hempel, die das Volk längst für eine Hexe gehalten und ihr viele Zauberei Schuld gegeben hatte. Jetzt aber hatte sie ihrem eignen Mann im Schlaf das Genick abgestoßen. Dieses Verbrechens halber wurde sie gerichtet, nämlich gerädert, darnach aber ihr Körper in ihre rothen Frieskleider gewickelt und beim Gerichtsplatz in's Feuer geworfen, womit denn das Gerechtigkeitsgefühl des Volkes sich befriedigt befand.

---

14. Gaukler-Geschichten.

1. Der Seiltänzer.

(1608.)

Ob der Seiltanz hierorts schon in der Vorzeit bekannt und beliebt gewesen ist, scheint kaum glaublich. Jedenfalls war ein so halsbrechendes Kunststück, als 1608 hier von einem jungen Seiltänzer zu Jedermanns Erstaunen producirt wurde,

Digitized by Google

noch niemals dageweſen, weshalb die alten Chroniken es uns aufbewahrt haben.

Weshalb dieſer "ſeltſame Luftſpringer" grade die ſpäte Nachmittagszeit am 26. October, da es bereits ſchummerig wurde, für ſeine Production gewählt hat, iſt unklar, vielleicht wurden die Vorrichtungen nicht früher fertig. Es war nämlich hoch vom St. Jacobi Kirchthum herab, über den ganzen Pferdemarkt hin bis zum Alſterthor, ein langes dickes Seil geſpannt, das ſchwankte im Winde hin und her, und wenn man dahin blickte, und dann dachte, man müßte auf ſolchem Wege herabſteigen, ſo lief's einem eiskalt über vor Gräſen.

Schlag 5 Uhr war's, da trat der Gaukler oben vom Thurm an die Luft, indem er die Füße auf das ſchmale ſchlaffe Seil ſetzte und ganz commode, wie auf breiter Erde, eine Schiebkarre vor ſich her ſchob. Tanzen that er mit ſelbiger aber nicht, ſondern er bewegte ſich ganz gelaſſen und ſchob die Karre fein bedächtig vor ſich hin. Er war ſchon eine Weile hernieder gefahren, da ſchritt er wieder rückwärts hinauf, um eine brennende Leuchte zu holen, weil es bereits dunkelte. Nun ſah man anfangs, als er noch oben in der Höhe, nur ein langſam erdwärts ſchwebendes Licht. In der Schiebkarre hatte er eine Katze, die war ihres Lebens auch nicht froh vor Schwindel und Angſt; ſie ſoll erſt nach allen Seiten hinunter geblickt, dann aber die Augen zugekniffen und bitterlich gewehklagt haben. Man hörte ihr Geſchrei aus hoher Luft viel früher, ehe man den Blitzkerl mit ſeiner Geſellſchaft herankarren ſah.

Als er nun überall recht ſichtbar wurde, etwa bei der Roſenſtraßenecke, allwo er ſich bereits dem Ziele ſeiner Wallfahrt nahe und etwas ſicherer fühlte, da that der kecke Gaukler plötzlich, als wenn er aus dem Contert fiele, — er ſchien zu ſtolpern, auszurutſchen, er torkelte hin und her, wobei die

Digitized by Google

arme Katze ein Zeterlamento anhub, und alles versammelte Frauenvolk vor mitleidiger Gemüthsregung mit Kerl und Katze hell einstimmte. Da der Frauen die Ueberzahl unter der dichtgedrängten Masse war, so läßt sich denken, daß dies Geschrei nicht sänftiglich geklungen hat. Endlich, unweit des Alsterthors, wo das Seil aber noch 20—30 Fuß hoch war, stieß er die Karre vom Seil hinunter, aus der er vorher die Katze genommen hatte. Mit dieser im einen und mit der Leuchte im andern Arm unternahm er nun noch schließlich eine ganze Tour schreckhafter Beinwirbel und Luftsprünge, daß den Zuschauern Hören und Sehen verging, und endlich stürzte er mit lautem Jubelruf hinunter auf die Straße, die aber zuvor mit Massen von Bettzeug und Kissen gepflastert war, so daß er sich kein Leides that.

Was aus diesem talentvollen Jüngling noch später geworden, hab ich nicht erkunden können.

II. Simson Herkules Harzmann.

(Um 1650.)

Damals, als der stärkste Mann des Jahrhunderts, Johann Carl von Eckenberg, genannt Simson Herkules Harzmann, seine fabelhaft klingenden Kraftstücke den Hamburgern zeigte, war er 40 Jahre alt, ein wohlgewachsener stattlicher Mann, vornehm gekleidet, auch von zierlichem Benehmen im gewöhnlichen Umgange. In dem Städtchen Harzgerode war er geboren, groß und gewaltig geworden, daher sein Beiname Harzmann. Von den Proben seiner Riesenstärke im Handeln wie im Dulden mögen folgende mittheilenswerth sein.

Wenn er hintenüber liegend sich mit den Füßen gegen eine Mauer stemmte, so konnten zwei Pferde ihn nicht vom

Digitized by Google

Platze bringen, alles Peitschens ungeachtet. In derselben liegenden halb schwebenden Stellung zerriß er ein Ankertau wie Bindfaden, wobei er sich auf ein untergelegtes Kissen niederfallen ließ, wenn das Seil auseinander ging.

Sein Körpergebäude war trefflich stark. Auf dem Rücken liegend, ließ er sich Brust und Leib mit mächtigen Felsensteinen beschweren, und dieselben dort von einem Steinmetzen entzwei klopfen, was ihn kaum empfindlicher als mäßiges Kitzeln berührte. Diese Probe verstärkte er noch bedeutend. Er legte nämlich den Kopf auf einen, die Füße auf einen andern Sessel, so daß der übrige Körper frei und hohl schwebte. Dann ließ er sich nach und nach sechs Kerls auf Brust und Bauch treten und dort umher trampeln, wie sie wollten, er blieb stocksteif so liegen wie er lag.

Dies Kunststück sah sich eigentlich unangenehm an. Dann erquickte er seine Zuschauer durch kleinere aber artigere Proben, indem er z. B. einen großen eisernen Schiffsnagel mit den Fingern zum Propfenzieher oder zur Schraube drehte und wand. Oder er riß einen Zinnteller in zwei Stücke, wenn er ihn nicht wie einen Pfannkuchen aufrollte, nachdem er vorher mit seinem bloßen Daumen ein Loch hineingestoßen hatte.

Auch Mund und Zähne waren bei dem Harzmann nicht nur mächtig groß, sondern auch felsenstark. Wenn er auf einen Stock gebissen hatte, so konnten zwei beliebige Quartiersleute oder Krahnzieher diesen nicht wieder herausbringen. Dann zeigte er's noch besser und lustiger, indem er eine 16 Fuß lange Holzbank, darauf sein kleiner Zwerg saß, mit den Zähnen emporhob und also umhertrug.

Seine Hand- und Armkraft aber stellte er besonders durch folgende Exercitien in's hellste Licht. In jeder Hand seiner ausgebreiteten Arme hielt er ein Glas Wein. An jeder Hand hing ein Strick, daran drei Männer aus dem Zuschauerkreise

Digitized by Google

aus Leibeskräften hielten und zogen, um ihn zu verhindern, den Wein an den Mund zu bringen, was niemals gelang, denn allemal mußten ſie nachgeben und er kam richtig zum Genuß ſeines Burgunders. Hiedurch geſtärkt, trat er rittlings über einen Kanonenlauf, 2600 ℔ ſchwer, und hob dieſen dann mit der linken Hand an einem Seil etwa 1—2 Fuß von der Erde auf, während ſeine rechte Hand ein Glas Wein zum Munde führte.

Sein brillanteſtes und deshalb erſt zum Schluß gezeigtes Manöver war dies. Ein Reiter zu Pferde hielt auf einer Art Wageſchale unter einem Balkengerüſte, auf deſſen Spitze Simſon Herkules Harzmann ſtand. Dann hob er mit einer Hand an den Stricken der Wageſchale, Roß und Reiter einige Fuß hoch von der Erde auf, und ließ, während er ſie einige Secunden ſo ſchwebend hielt, auf Hamburgs Wohlergehn ſein Glas nicht müſſig ſtehn, ſondern trank es aus mit einem Lebehoch auf die gute Stadt.

III. Der Feuerkönig.

(1678.)

Zur Jahrmarktszeit im Herbſte 1678 ließ ſich allhier ein franzöſiſcher Künſtler für Geld ſehen, der nannte ſich einen Feuerkönig, dieweil er unumſchränkter Herr und Gebieter dieſes ſonſt allen Menſchen feindlichen Elementes ſei. Ein Chroniſt erzählt uns von den Proben ſeiner Geſchicklichkeit in der That Wunderdinge. Es heißt: dieſer Kerl konnte glühende Kohlen im Munde haben, ſie mit ſeinen Zähnen zerbeißen, kauen, wie man hartes Brodt behandelt, und ſodann vor aller Welt Augen hinunter ſchlingen, und zwar nicht einzelne Kohlen, ſondern bei ganzen Händen voll. — Dann nahm er ein rothglühend Eiſen, damit ſchabete er ſich Gaumen und

Digitized by Google

Zunge und gebrauchte ſich ſeiner ſtatt eines Zahnſtochers. Das Eiſenſtäblein, das er dazu nahm, kam immer vor allen Augen eben erſt aus dem Feuer, und glühete ſo, das es Holz entzündete. — Auch wickelte er ein Stück roh' Fleiſch über eine Feuerkohle, legte ſich dies Röllchen auf die Zunge, und ließ es dort braten, während er die Kohle mit dem Püſter glühend erhielt; wenn es braun gebraten war, ſchlang er die ganze Geſchichte hinunter.

Zu ſolchem Eſſen nahm er das entſprechende Getränk. Er machte ſich ein Höllengebräu aus Pech, Schwefel und Siegellack, das er in einer eiſernen Kelle zuſammenſchmelzen und kochen ließ. Wenn dann die blauen Flammen recht hell herausloderten, dann nahm er hiervon fünf- bis ſechsmal nacheinander einen kleinen Theelöffel voll, ſteckte es ſo flammend in den Mund und ſchluckte die flüſſige Lohe hinunter; wenn's ihm auf die Zunge kam, ſo konnte man's ordentlich ziſchen hören, als wenn Heißes auf Kaltes fällt. — Dann überbot er dies Getränk durch eine Portion glühender Kohlen, die er zu mehrerer Würze in geſtoßenen Schwefel, (wie in Pfefferkörner) umkehrte, worauf er die blauflackernden Flammen etwas wegpuſtete und den fetten Biſſen verſchlang. Dies Stück wurde von den Hamburgern beſonders gern geſehen, weil's wegen der Flämmchen gar niedlich ausſah und der Kerl es ganz appetitlich ausführte. Damit ſchloß er gemeiniglich ſeinen Curſus der Experimental-Phyſik, worauf er einige Kannen Bier trank und ruhete. Wenn dann aber wiederum genugſam Zuſchauer ſich geſammelt hatten, ſo begann er den feurigen Kreislauf nochmals, und ſo fort, wohl fünf- bis ſechsmal an einem Nachmittag und Abend. Der Schauplatz war in einer Bude an der Millernthorsbrücke, die Perſon bezahlte beim Eintritt 3 ß Lübſch, was man einen honetten Preis nannte.

Digitized by Google

Der Mann behauptete, er habe seine Kunst bereits vor Kaisern, Königen und allen Potentaten der Welt gezeigt, und überall viel Geld und Ruhm damit verdient, das Geld sei ihm wieder abhanden gekommen, der Ruhm aber sei ihm geblieben. In Venetia, allwo der Doge ihn bewundert, hätte man ihn dennoch der Zauberei verdächtig gehalten, so daß er mit Noth und Sorge dem Feuertode entronnen sei, denn nur innerlich sei er des Feuers Herr, nicht wenn's von Außen käme. Er könnt' es überall gründlich beweisen, daß seine Kunst keine Hexerei wäre, auch keine Geschwindigkeit, sondern ein ganz absonderliches Arcanum, was in der Natur stecke. Damit betupfe er sich seine Innerlichkeit, ehe er Feuer verschlinge. Wer das Geheimniß kaufen wolle, der könne es für 100 Th. gewahr werden. — Der Mann hat aber doch keinen Segen bei seinem mühseligen Feuerspiel gehabt, und ist — wohl in Folge seines in der Natur steckenden Arcanums — sehr frühzeitig Todes verfahren.

IV. Der Weinsprüher.

(1679.)

Im Sommer genannten Jahres ließen sich hier zu Hamburg einige italienische Gaukler sehen, die gewaltig viel Zulauf hatten, weil sie ganz neue und dabei sehr lustige Kunststücke machten, die Jedermann in Verwunderung setzten. Der Schauplatz war in dem Hause der Neustadt, allwo seit Jahren eine sehr besuchte Fechtschule gehalten wurde.

Besonders war's der Meister dieser Bande, der die Hamburger und Hamburgerinnen fesselte. Selbst die ernsthafte Chronik erzählt seine "Verrichtungen" mit einem Anflug von Humor. Er muß ein ebenso gewandter als bildschöner Mann

Digitized by Google

mit äußerſt einnehmenden Manieren geweſen ſein, ſonſt würden ſeine Künſte, die nach unſern Begriffen die Grenze des Delicaten weit überſchritten, nicht ſo ſehr dem weiblichen Publikum gefallen haben.

Mit einer Bequemlichkeit, als wären's zwei Gläſer Milch, trank dieſer Mann zwei Eimer Brunnenwaſſer aus, — unmittelbar darauf aber warf er graziös den Lockenkopf in den Nacken und geſtaltete ſeinen feinen Mund zu einer Fontaine, aus welcher fort und fort ein ſchöner Strahl köſtlichen Weines emporſtieg, den dann ſein Page in Silberpocalen auffing und umher reichte. Es war ihm dabei völlig einerlei, welche Weinſorte man begehrte, roth oder weiß, rheiniſch, ſpaniſch oder franſch. Wenn er in dieſer Weiſe die Bewunderung der Männer gewonnen hatte, die ſich ſogleich darüber her machten, um Gewächs, Blume und Jahrgang zu ergründen, — ſo zeigte er ſich dann als ein verbindlicher Verehrer des weiblichen Geſchlechts. Nach einem neuen Waſſertrunk und vielen Excüſen über die Geringfügigkeit ſeiner Huldigungen, ſprühete er nämlich nunmehr eine Fluth der köſtlichſten wohlriechenden Gewäſſer heraus, welcher Art man ſie begehrte, Canel-, Biſam- oder Roſeneſſenzen, deren Duft das ganze Haus erfüllte. Die Damen tauchten die Spitzen ihrer geſtickten Tüchlein hinein, worin der Wohlgeruch ſich noch wochenlang erhielt. Vielleicht noch länger bewahrten ſie dem ſchönen artigen Italiener ſelbſt ein freundliches Andenken.

Zuweilen erquickte er auch die Damen, welche den ſtarken Getränken abhold, mit dem feinſten Kirſch- oder Johannisbeer-Wein, den er in derſelben auffälligen aber ſtets anmuthig anzuſehenden Weiſe zu Tage förderte.

Dann, um ſeinem Munde einige Ruhe zu gönnen, unterhielt er die Geſellſchaft mit artigen Kartenkunſtſtücken; darunter war ein ganz rares, welches damit ſchloß, daß ſich die aus-

Digitized by Google

gezogene und richtig herausgebrachte Karte in einen Vogel verwandelte, der davon flog.

Hierauf begab er ſich wieder an die Arbeit, die Geſellſchaft mit Gemüſen zu verſorgen. Er öffnete nämlich wiederum ſeinen ſchalkhaft lächelnden Mund, in welchem es alsbald zu ſprießen und zu grünen begann, worauf er eine Menge Salat bei ganzen Köpfen, hervorquellen ließ, was ganz unglaublich erſchien, wenn man den kleinen Mund beſah, aus dem ſie kamen. Der Salat wurde umher gereicht, und ſo friſch befunden, als wenn er ſo eben im Krautgarten gepflückt wäre. Dann wandte ſich der galante Mann zum Schluß ſeiner Vorſtellung wieder an die Damen, und: "Blumen, die der Lenz geboren, ſtreute er in ihren Schoos," alles auf dem nämlichen kunſtvollen Wege durch das geöffnete Thor ſeines Mundes. Dieſe Roſen, Tulipanen und andre Blumen band er in kleine zierliche Bouquette zuſammen, welche er dann mit freundlichem Wort und anziehendem Lächeln den ſchönen Hamburgerinnen darbot. Anfangs ſperrten und genirten ſich dieſelben nicht wenig, von einem fremden Mannsbilde ein Geſchenk anzunehmen, aber nachdem erſt eine reſolute Fünfzigerin die Zimperlichkeit abgeworfen, griffen zuletzt Alle hurtig zu.

Die Chronik erzählt auch: er habe ſeinen Mund Jedermann zum Beſehen offerirt. Derſelbe ſei gar nicht ſonderlich groß, und nichts Apartes darin zu entdecken geweſen, nicht einmal die Knösplein der großen Blumen, die ihm dann ſpäter herausgeblüht.

Digitized by Google

15. Allerlei Maleſiz-Geſchichten.

I. Karrengefangene.

(1609—1624.)

Zu Anfang des ſiebenzehnten Jahrhunderts wurde ein neues Straf- und Beſſerungsmittel erfunden: die Karre, für diejenigen loſen Buben, deren Frevel und Muthwill nicht grade ſo arg war, daß man ihnen deshalb an's Leben gehen konnte. Am 7. September 1609 kam ſolch ein Tagedieb, Michel Schotte hieß er, als der Allererſte in die Karre, und bald folgten ihm viele ſeines Gelichters. Nachts waren ſie in irgend einem der alten Feſtungsthürme wohlverwahrt. Sobald der Tag grauete, ſpannte man ſie zu zweien oder dreien an eine große zweirädrige Karre. Vorn auf der Bruſt trugen ſie in einer krummen Eiſenfeſſel ſo viele Glöckchen, als Jahre ſie nach dem Urtheil karren ſollten, und alljährlich wurde eins abgenommen. Daran konnte eine kluge Hausmagd ſchon von Ferne den Zug der Karrengefangenen heranklingeln hören, und ſich darnach mit dem Aſcheimer u. dgl bereit ſtellen, denn die Karren dienten nebenbei zur Aufnahme alles Unraths der Häuſer und Gaſſen. Einige Halbgebeſſerte gingen beizu, fegten zuſammen, was Uebles auf den Gaſſen lag, und ſäuberten die Rinnſteine. Dieſe dem öffentlichen Wohl äußerſt erſprießliche Strafmanier hatte dabei für die Gefangenen ſelbſt den doppelten Nutzen, daß ſie ihnen das rechtſchaffene Arbeiten beibrachte, und in Betreff der Geſundheit ſehr heilſam war.

Genannter Michel hat ſolchen Nutzen erfahren und in der Karre keine üble Carriere gemacht. Nachdem er ſeine Jahre ab- und ſich dabei zum zuverläſſigen Mann heraufgearbeitet hatte, bekam er den kleinen Ruheposten eines Com-

Digitized by Google

mandeurs bei dieſen Gefangenen, die er fleißig zur Arbeit anſpornen mußte.

Daß dieſe ſeine Erfindung aber ſo bald wiederum abkam, das ging alſo zu. Im Jahre 1622 hatte eines ſtädtiſchen Wildſchützen oder Jägers Sohn ſo viel geſündigt, daß er nach Abſtrafung am Pranger auf 10 Jahre zur Karre verurtheilt wurde. Hier konnte er deren Heilſamkeit platterdings nicht begreifen, ergab ſich vielmehr dem entſchiedenſten Lebensüberdruß. Um nur aus der Karre und von der Welt zu kommen, erſtach er mit einem zufällig erhaltenen Meſſer zwar nicht ſich ſelbſt, wohl aber den ganz unſchuldigen Büchſenträger bei der Currende, Namens Paul Claen oder Clauſſen, wie Andre ihn nennen. Er erreichte damit ſeinen Zweck und kam aus Karre und Welt, am 16. März 1614, durch das Richtſchwert des Frohns Valten Matz, der damit freilich kein Meiſterſtück machte, ſondern ſo übel richtete, daß er ſich nur mit Mühe vor dem Zorn des mitleidigen Volkes ſalviren konnte. Durch dieſen Vorfall wurde man, zumal in den untern Ständen, ganz übel geſinnt gegen die Karrenſtrafe, der man eine grauſame Triebkraft zur Schwermuth und ihren übeln Folgen beimaaß. Da nun auch 1620 das Zuchthaus erbauet war und ſolche Subjecte wohl aufnehmen konnte, ſo ſchaffte man das mißliebig gewordene Beſſerungsmittel gänzlich ab.

Der erforderlichen Straßen-Reinigung u. w. d. a. widmete man weitere Fürſorge durch Gründung des Inſtituts der ſogenannten Gaſſenkummerwagen, zu deren Koſten eine eigene Abgabe beliebt wurde: das etwas unfein klingende Dreckkarrengeld.

Digitized by Google

II. Rathhaus-Diebe.

(1616—1621.)

Hinrich Kayser, des Herrenschenken Gehülfe, welcher zugleich den Dienst eines Rathhausschließers innehatte, wurde im Jahre 1616, der Bestehlung der Schoßgelder sehr verdächtig, zur gefänglichen Haft gebracht. Er bekannte auch alsbald, ein großer Dieb zu sein und während 15 Dienstjahre alljährlich über 1000 ℳ, behufs Aufhelfung seines zerrütteten Vermögens, dem gemeinen Gute entfremdet zu haben.

Dazumal gab es noch keine sogenannten Schoßtafeln nach den Kirchspielen, wie später, sondern der auf dem Rathhause von den Bürgern nach ihrer eigenen gewissenhaften Selbstschätzung einbezahlte Schoß, wurde vorerst in ein großes Schapp oder Schrank gethan, um später gezählt und in die Kämmerei gebracht zu werden. Da nun Hinrich Kayser, der ungetreue Rathhausschließer, gleich beim Antritt seines Amtes sich zu diesem Schappe einen Nachschlüssel verschafft hatte, und dasselbe nur dann abendlich heimsuchte, wenn er grade viel Geld eingegangen und dasselbe ungezählt wußte, so konnte er Jahre lang seines Raubes ungetrübt genießen. Nun aber war auch sein Krug so lange zu Wasser gegangen, bis er zerbrach, d. h. bis der Nachschlüssel im Schlosse des Schappes abgebrochen war, wodurch denn die Unthat entdeckt wurde.

Hinrich Kayser hatte freilich augenblicks das Weite gesucht und war nach Harburg entwichen, aber die Harburger wollten den Bösewicht weder beschützen noch behalten, sondern lieferten ihn den Hamburgischen Gerichtsdienern aus. Nach bestandener Untersuchung, bei der er freiwillig alles bekannte, wurde dieser Rathhausdieb von Rechts wegen zum Strange verurtheilt, und darauf am 13. März 1617 in den höchsten Galgen gehängt. Seine Frau, die ihm bei seinen bösen

Digitized by Google

Werken stets hülfreiche Hand geleistet, wurde früh Morgens zwischen des Steinthors Außen- und Binnen-Pforten mit dem Schwerte gerichtet, und die des Verbrechens kundig gewesene Dienstmagd der Stadt verwiesen.

Damals ging von dieser Geschichte unter den Anekdotenjägern der Stadt das Witzwort im Schwange: "den Kaiser habe ein König gefangen und ausgeliefert, und ein Graf habe ihn gehängt." Der Harburger Schiffer nämlich, der den Hinrich Kayser herüber transportirt hatte, hieß Hans König, und der damalige hiesige Scharfrichter nannte sich Marx Graf oder Marcus Grave. Derselbe war, beiläufig erzählt, nach Bericht der Chronik ein ganz possierlicher Kerl. Bei allen minder ernsthaften Executionen, z. B. Ruthenstreichen, Brandmarken u. s. w., trieb er stets allerhand ergötzliche Kurzweil, um damit nicht nur den armen Sünder unter'm Peinigen zu vergnügen, sondern auch die neugierigen Zuschauer zu erlustiren. Es sprach einmal ein zum Tode geführter Verbrecher, da's gerade gewaltig regnete und schneite, zu ihm, um den peinlichen Gang durch einen Discurs zu kürzen, vom schlechten Wetter. Freilich, erwiedert Marx Grave, verhenkert schlecht, aber du Kerl kannst wohl lachen, bleibst draußen und fragst nichts mehr darnach, ich aber muß zu Fuß in dem Schlackerwetter wieder zur Stadt laufen.

Hinrich Kayser's schlimmes Ende schreckte übrigens die Speculanten auf das öffentliche Gut nicht ab. Denn im Februar 1621 ertappte man schon wieder einen Liebhaber des gemeinen Kastens auf der Kämmerei, Claus Möller, Bürger und Baumseidenmacher, des Domthürmers Sohn. Im Kehricht vor seiner Hausthüre hatte ein aufmerksamer Plundermatz oder Lumpensammler etliche leere Säcke gefunden, darauf das Stadtwappen gestempelt war. So kam man auf die Spur. Er bekannte (nicht freiwillig, sondern erst bei der scharfen

Digitized by Google

Frage), daß er zu verſchiedenen Malen 10,000 ℔ aus der Kämmerei genommen habe. — Man erachtete es für dienſam, zu mehrerer Abſchreckung des einreißenden Rathhausdiebſtahls dieſen Fall noch ſchärfer zu ahnden als den früheren. Der Miſſethäter wurde daher, nach Inhalt des Urtheils, zuvörderſt vor der Kämmerei, dem Orte wo er geſündigt, mit glühenden Zangen gezogen und gekneipt, ſodann aber in den höchſten Galgen gehängt, mit dem Geſicht nach Norden, wie üblich. Welcher Scharfrichterbrauch ſich zweifelsohne von der Anſicht unſrer heidniſchen Vorfahren herſchreibt, daß im höchſten Norden die grimme Ecke, der Ort der Verdammniß liege, woſelbſt den Uebelthäter ſtetiger Froſt und die größte Plage der Germanen, ewiger Durſt, peinige. Mit der lieblichen Ausſicht auf ſolchen hölliſchen Beſtimmungsort verſchieden dann die Gehängten.

Während dieſer Execution wurde Senator Peter Röver's Sohn von einem Herrn zu Pferde erſchoſſen (man ſagt aus Eiferſucht wegen eines Mädchens); der Reiter drückte dann dem Roß die Sporen in die Weichen, jagte davon in die weite Welt, und iſt hierorts niemals wieder geſehen.

III. Maleſizweiber.

(1619.)

Im März 1619 wurden am Kaak einige überaus leichtſinnige Frauenzimmer mit Ruthen geſtrichen, jedem derſelben das rechte Ohr abgeſchnitten und ſie dann für immer der Stadt verwieſen. An dem fehlenden Ohr wollte man ſie erkennen, wenn ſie ſich etwa wieder hereinwagen ſollten. Sie ſind aber nicht gekommen und haben geſagt: hier ſei die Juſtiz allzu ſcharf. Eins dieſer Maleſizweiber gab ſich auch viel mit Zauberei ab, und verkaufte abergläubigen Leuten gar zierliche

Digitized by Google

Exemplare der berüchtigten Allrüneken oder Allräunchen, die sie aus schwarzem Meerrettig ganz natürlich zu schnitzen verstand.

In demselben Monate ging es auch mit einer andern Hamburgerin kläglich zu Ende, die lange genug durch ihre abgefeimten Gaunereien die gute Stadt verunruhigt hatte. Sie war nur eines Krahnträgers Tochter, aber ein großes ansehnliches Frauenzimmer, mit höflichen Sitten und guter Manier zu leben. Sie war so schlau und verschmitzt, daß sie sich täglich anders kleidete und gebehrdete, heute als ehrbare Bürgersfrau, morgen als vornehme Dame aus der Fremde, übermorgen als altes Bettelweib, dann wieder als Vierländerin, auch oftmals als ein Mann. Sie hatte schon den Leuten das Bett unterm Leibe und die Kleider vom Körper geschwatzt, und die Beute vor den Augen der Beraubten davongetragen, die ihr noch dazu einen Dank schuldig zu sein glaubten. Zuletzt war der Juwelierladen auf dem Pferdemarkt von ihr geplündert und zwar so. Sie hatte es verstanden den alten sonst so klugen Goldschmidt in eine sehr angelegentliche Unterhaltung mit der hübschen Barbierstochter nebenan zu verwickeln. Der verliebte Alte vergaß darüber seiner gewöhnlichen Vorsicht ganz und gar, und während er vor der Thüre schäkerte, schlich die gewandte Vermittlerin in den Laden und räumte auf. Beim Verkaufen ihrer Beute wurde sie aber entdeckt.

Ihre Bestrafung ist dadurch besonders denkwürdig, daß sie so viel bekannt die erste und letzte Frauensperson gewesen ist, die in Hamburg den Tod am Galgen erlitten hat. Vor der Execution wurden ihr um des Anstandes willen ein paar Mannshosen angelegt, über welche dann ihr Weiberrock herabfiel. Aber dennoch hat man gefunden, es stehe gar nicht fein und lasse äußerst übel, ein (wenn auch entartetes) Exemplar

Digitized by Google

des schönen und bessern Geschlechts, welches man der Gattung derer Engel beizugesellen gewohnt sei, also schnöde henken zu lassen. Drum hat der Rath gesagt: einmal und nicht wieder; worauf man in ähnlichen Fällen entweder auf das viel anständigere Schwert oder auf das milde Zuchthaus erkannt hat.

IV. Die letzte Justiz auf dem Grasbrook.

(1624.)

Bekanntlich wurden nach altem Gebrauch vormals die Seeräuber, welche in Hamburg's Gewalt fielen, auf dem Grasbrook unweit der Elbe, angesichts des Elements, auf dem sie gefrevelt, enthauptet, und ihre Köpfe auf Pfähle längs des Stromes gesteckt. Solche Handhabung der Gerechtigkeit (wie auch wohl das derselben dienende Blutgerüste) nannte man die Justiz auf dem Grasbrook. Seit Störtebeker's und seiner Gesellen Hinrichtung (1401), mögen in 423 Jahren wohl über 600 Seeräuber auf dieser Stelle den Lohn ihrer Thaten empfangen haben. Genau zu ermitteln ist der Platz nicht. Vielleicht gehen jetzt die Fluthen der Elbe darüber, deren hier fließender Arm seinen Lauf etwas verändert zu haben scheint.

Im November 1624 kam der Hamburger Schiffer, Tiedeke Schaper aus der See in den Hafen. Er hatte unterwegs bei Neuwerk ein Gefecht mit einem Seeräuberschiff siegreich bestanden, von dessen Besatzung er vier verwegene Kerls gefangen aufbrachte. Dieselben wurden nun hier als überwiesene und geständige Seeräuber verurtheilt. Der erste derselben war ein Türk; der zweite ein dunkelgelber Mohr, vermuthlich ein Barbareske; der dritte ein türkischer Renegat, Franzose von Geburt; der vierte ein Engelsmann, von dem es sich offenbarte, daß er nur als Sklave des Türken

Digitized by Google

gezwungenermaaßen den Piraten gedient hatte, weshalb er auch pardonnirt und nach England heimgeschickt wurde, worüber er sehr froh war.

Während die drei Seeräuber vor der Execution in der Frohnerei saßen, gaben sich die Herren Pastoren viele Mühe mit der Bekehrung dieser Ungläubigen. Der Türk sowohl als der Mohr nahmen willig Lehre an, und thaten, wie die Chronik erzählt "ein gar herrliches Bekenntniß." Wenn die Hoffnung auf eine desfallsige irdische Begnadigung solche Gemüths-Bekehrung bewirkte, so wurde sie getäuscht, denn letztere bezweckte nur ihr Seelenheil in der Ewigkeit. Die Justiz auf dem Grasbrook ließ deshalb ihre Opfer nicht los. Der Renegat dagegen war ein eingeteufelter Kerl, wie man denn überhaupt von einem Menschen, der wegen irdischen Gewinnstes das Christenthum abgeschworen und verflucht hat, und zu dessen erbittertsten Feinden übergetreten ist, nichts Gutes mehr erwarten kann. Alle Versuche, diesen Renegaten zum christlichen Glauben zurückzubringen, oder nur einige Reue in seinem verstockten Gemüthe zu erwecken, waren fruchtlos. Am 13. December wurden dann die beiden Bekehrten, der Türke und der Mohr in stattlicher Geleitschaft zum Elbstrande hinausgeführt, der Renegat aber auf einer Schleife dahin gebracht, worauf alle drei enthauptet und ihre Köpfe auf Pfähle gesteckt wurden.

Dies ist die allerletzte Justiz gewesen die auf dem Grasbrook gehalten worden ist.

V. Diebsgeschichten.

(1662—1679.)

Der alte Schuhflicker Johann Kuhlmann, der hier vor 200 Jahren lebte, war, von Außen betrachtet, ein er-

Digitized by Google

ſchrecklich häßlicher Kerl, ohne Naſe und ohne Ohren, mit wild über's Geſicht hängenden langen Haaren. In ſeiner Bude ſah's eben ſo finſter aus, und nirgendwo in und um ihn war "eine Falle um einen Sonnenſtrahl zu fangen." Weil nun damals das Ohrenabſchneiden eine nicht ſeltene Strafe war, ſo kam man auf die Vermuthung, daß Johann Kuhlmann jenen Mangel auch wohl irgend einem nachrichterlichen Meſſer verdanke wegen begangener Miſſethat. Deshalb befragte ihn der Gerichtsherr, wo er Naſen und Ohren gelaſſen habe? Worauf er antwortete: die ſeien ihm durch Zufall ſchon vor langen Jahren abhanden gekommen, er habe nämlich in ſeiner Jugend, als Troßbube bei den Soldaten, immer im Stalle ſchlafen müſſen, und da ſeien ihm einſt in der Nacht von den hungernden Roſſen Naſe und Ohren abgefreſſen worden. Mit dieſem Beſcheid mußte man ſich freilich begnügen, behielt ihn aber doch ſtets im Auge. — Nun geſchah's einige Jahre hernach, daß ein Buchladen in des Schuhflickers Nachbarſchaft beſtohlen wurde, und daß, da Verdacht gegen ihn obwaltete, ſeine Bude viſitirt wurde, wo man denn eine Menge gelehrter Bücher fand, die der dumme Kerl genommen hatte, weniger zur Selbſtbelehrung als zur Verwerthung bei Käſehändlern. Alſo wurden denn ſeine vielfachen hier wie auswärts begangenen Miſſethaten offengedeckt, ſo daß er ſelbſt einſah, es gehe ihm an den Hals. Als man ihm nun, zu mehrerer Reinlichkeit, die langen wüſten Haare abſchnitt, entdeckte man den Grund ſeiner Friſur: ein großes Brandmal auf der Stirn kam zum Vorſchein. Hierüber befragt, ſagte er: leider ſei er auch ein gottloſer Mörder, und kein gewöhnlicher, denn er habe daheim Vater und Mutter todt geſchlagen, was man ihm aber nicht beweiſen gekonnt und deshalb ſich nur mit Brandmarken, Naſe- und Ohren-Abſchneiden begnügt habe. Seine Unmenſchlichkeit entdeckte

Digitized by Google

ſich aber bei der Nachforſchung als eine Lüge, ſeine Mutter lebte noch und der Vater war längſt natürlich verſtorben. Nach der Urſache ſolcher befremdlichen Lüge befragt, ſagte der verwetterte Kerl: er wolle es nur geſtehen, er wiſſe ja, daß er wegen ſeiner Miſſethaten doch ſterben müſſe. Nun möchte er lieber gerädert als gehangen werden, denn er ſei von Natur entſetzlich kitzlich am Halſe und könne es gar nicht leiden, wenn man ihn dort anfaſſe; um ſich nun nicht ſo lange zu quälen am Galgen, wünſche er eine andre Todesart, und deshalb habe er den Elternmord erfunden. Dennoch wurde ſein Wunſch nicht erfüllt, er kam den 28. April 1662 an den Galgen, wo er bereits als Fünfter hing, worauf bald noch zwei Diebe hinzukamen, ſo daß damals durch ein richtiges Galgenvoll, ſieben Perſonen, die Trefflichkeit Hamburgiſcher Juſtizpflege beurkundet wurde.

Zu derſelben Zeit bekamen manche Leute in der Stadt, auch viele in den Vorſtädten und auf einſam gelegenen Höfen draußen, nächtlicherweile gar unheimlichen Beſuch. Es erſchienen zur Mitternachtsſtunde Geiſter und Geſpenſter, und wenn ſie verſchwanden, dann fehlte allemal viel werthvolle Habe. Der Tod, der Teufel und ein Engel gingen um. Im Schlafgemach erſchien plötzlich eine Geſtalt mit Stundenglas und Senſe, furchtbar anzuſchauen, die redete den entſetzten Erwachenden an: "ich bin der Tod, ausgeſandt um dich heimzuholen von der Erde, bete ein Vaterunſer, dann gnade dir Gott, du mußt mit." Während der arme Sterbliche Angſtſchweiß ſchwitzte, und nicht wußte, was thun, denn die Zunge klebte ihm am Gaumen und die Stimme verſagte zum Schreien und Hülferufen, dann trat eine zweite noch ſchrecklichere Geſtalt herein, angethan accurat wie der leibhaftige

Digitized by Google

Teufel, ſchauerlich murmelnd: "da du doch jetzt ſterben mußt, ſo bin ich hier, deine ſündige Seele alſogleich in die Hölle zu bringen," — worauf gemeiniglich die arme Seele im Bette unter die Federdecke kroch, um ſich gegen Tod und Teufel nach Straußenart zu verbergen. — In ſo peinlicher Lage, mehr todt als lebendig, vernahm er dann zu ſeinem Troſte eine dritte ſehr milde Stimme, und wenn er herauslugte aus ſeinem Deckbett, ſo ſtand ein ſchöner weißer Engel da, der ſprach: "fürchte dich nicht, ich bin vom Himmel geſandt, dich diesmal noch von Tod und Teufel zu erretten, bleib' ruhig liegen, nur laß dein ſterblich Auge nicht ſehen, wohin ich mit dieſen Feinden der Menſchheit jetzt ziehe!" Dann verſchwanden alle drei. Der arme Geängſtete, halb Entgeiſterte (und oft war's gar ein von Natur ſchon zaghaftes Frauenzimmer) blieb gern noch etwas ſtill im Bette liegen, ſich zu erholen von der grauſamen Alteration, die ihm bleiſchwer in allen Gliedern lag. Er betupfte ſich überall, ob ihm wirklich kein Schade geſchehen ſei in der verhängnißvollen Kataſtrophe, und wenn er ſich heil und ganz befand, ſo ſann er darüber nach, ob er nicht etwa geträumt habe und der ganze Spuk lediglich ein Alpdruck ſei, in Folge geſtrigen Nachteſſens. Und wenn er, einmal in's Zweifeln gekommen, dennoch aufſtand, um vorſichtig nachzuſehen wo die drei Geiſter geblieben, dann fand er die Beſcheerung: es fehlten die beſten Sachen, Silberzeug, Uhr, Kleinodien, die Lade im Wohngemach war erbrochen, Geld und Geldeswerth dahin!

Es dauerte lange bis man dieſem Kleeblatt auf die Spur kam. Die Beſtohlenen ſchämten ſich meiſtens ihrer Geſpenſterfurcht, und gaben nur an beraubt zu ſein, ohne Bezeichnung der dabei geſpielten Comödie, welche demnach ein Geheimniß blieb. Endlich kam's doch aus, und nun mußte man erſtaunen über die Menge ſonſt ganz herzhafter Menſchen, die ſich von

Digitized by Google

vermeintlichen Geistern hatten also ausplündern lassen. Nun vigilirte man scharf, und ertappte richtig drei Kerls, wie sie eben mit Bündeln belastet, aus einem Gartenhause schlichen, im Begriff, ihre Masken abzulegen; zwei entkamen, einer wurde verhaftet. Es waren drei verbündete Bösewichter, die ihre Rollen trefflich eingelernt hatten. Während Bruder Tod zuerst den harmlosen Schläfer erschreckte und seine Aufmerksamkeit mit dem vorgespiegelten Jenseits fesselte, räumten die beiden andern draußen auf; dann unterstützte Bruder Teufel den Tod beim Einschüchtern des Beraubten, während Bruder Engel die Beute in Bündel packte, wenn er fertig war hereintrat und die Comödie zu Ende spielte, wie oben erzählt.

Sinnreich war diese Manier, und spaßhaft muß sie auch gewesen sein, da jeder der Bestohlenen hinterher das Verlachtwerden so gefürchtet hat. Der Gerichtsherr zeigte aber wenig Geschmack an diesem gottlosen Humor, als er den verhafteten Spitzbuben (es war der Engel) vor sich hatte. Dieser hieß Hermann Kuhlmann, ein Danziger, unter dessen weitläuftiger gelber Paruque man auch die Ehrenauszeichnung gänzlichen Ohrenmangels endeckte, wie bei seinem obgedachten Namensvetter, zu dessen erhabenem Schwebepunkte man ihn demnächst am 16. Juni 1662 befördert hat.

Weniger sinnreich, aber auch nicht ohne Humor, betrug sich 17 Jahre später eine Bande von 24 jungen Schelmen, die sich zum feinen Diebstahl mittelst Einschleichens verschworen hatten, ihre Beute gemeinsam theilten und ein ganz schwelgerisches Leben davon führten. Da ihrer grade so viele waren als große Blätter im deutschen Kartenspiel, so nannten sie sich nach denselben und ihren Bund die Kartenzunft. Aber das Spiel wurde bald uncomplet, als man zwei davon ergriff,

Digitized by Google

Spaden-Bauern und Klever-Eschen, oder wie sie mit bürgerlichem Namen hießen, Hans Münstermann, 17 Jahr alt, und Harm Dose, 22 Jahr alt. Beide hatten von Kindesbeinen an gestohlen, und waren schon dreimal deswegen bestraft, deshalb ging's ihnen jetzt an den Hals. Spaden-Bauer war klein von Statur. Er hatte sich kurz vor seiner Verhaftung, als Vierländerknabe verkleidet, in das Haus des hier wohnenden Fürsten von Mecklenburg geschlichen, woselbst ihn der riesengroße Kammermohr Sr. Hoheit beim Mausen ertappte. Der Mohr hatte Mitleid mit dem flehenden Jungen und verschonte ihn mit der Ablieferung an die Wache, doch gab er ihm einen Denkzettel mit, der Art, wie man einem ungezogenen Knäbchen die Ruthe applicirt: nach Entfernung der dabei überflüssigen Kleidung über's Knie gelegt und drauf los gedroschen. Solche Züchtigung aber war Spaden-Bauern so kränkend gewesen, daß er spornstreichs, ohne seines unvollständigen Anzugs zu gedenken, davon lief, zum Aergerniß der redlichen Bürger, die ihm begegneten. Bald hernach wurde er bei einem neuen Diebstahl mit Klever-Eschen verhaftet, und beiden, ihrer Unverbesserlichkeit wegen, der Galgen zugesprochen. Bei der Execution, am 25. August 1679, waren sie vor Graus und Entsetzen ganz stumpfsinnig und schon halbtodt. Die Herren Pastoren Elmenhorst und Langhans gingen mit ihnen und thaten ihr Allerbestes mit Singen und Beten, es verfing aber wenig. — Im September ertappte man noch einige Schelme von der Kartenzunft, die kamen aber milder davon, mit Ruthenstrich und Spinnhaus.

Ein eigenthümlicher Dieb war Jürgen Niebur, genannt der Leiterträger, ein ganz einfältig dummer Kerl in jeder andren Hinsicht, aber gewandt und klug in seinem Handwerk,

Digitized by Google

dem Stehlen, und klettern konnte er wie ein Kattekerken oder Eichkätzchen. Er ſchlich ſich nie in die Häuſer, er brach und ſtieg nur ein, — nie von vorn, immer von der Hinterſeite der Häuſer, von den Canälen aus. Dazu bediente er ſich einer derjenigen Feuerleitern, dio an öffentlichen Orten, z. B. beim Kornhauſe, zu hängen pflegten. Mit ſolcher Leiter klomm er 4—5 Stockwerke hoch. Wenn ſie nicht reichte, ſo ſtellte er ſich auf eine Fenſterbrüſtung und legte ſie höher hinauf. Gewöhnlich aber traf er's genau, denn er pflegte vorher mit den Augen die Höhe zu meſſen zu dem Fenſter, wo er einſteigen wollte, und darnach ſich eine Leiter zu beſorgen. Ertappt wurde er im Januar 1662 auf der Laube eines Hauſes am Dovenſteth, die er vom Eiſe des Canals aus beſtiegen hatte. Nun war einige Minuten vorher der Frau des Hauſes nicht ganz wohl geworden, ſo daß ſie, um friſche Luft zu ſchöpfen, auf die Laube gegangen war. Als ſie den Leitermann unter ſich raſcheln hörte, ſchlich ſie geſchwind nach vorn auf die Straße und holte die Räthelwacht, die den ſauberen Patron in Empfang nahm. Er bekannte ſich zu 36 gefährlichen Einbrüchen.

Bevor er gerichtet wurde gab ſich Herr Paſtor Fürſen alle erſinnliche Mühe mit der Bekehrung dieſes einfältigen Menſchen, der ſo verwahrloſet war, daß er nicht einmal das Vaterunſer wußte, geſchweige die zehn Gebote und den Glauben. Er blieb auch bei aller Lehre völlig ſtumpfſinnig und gleichgültig, nichts machte Eindruck auf ihn, weder die Todeserwartung, noch die ihm doch recht heiß geſchilderte Hölle, — alſo, daß der gute Herr Fürſen ſich der Thränen des Mitleids nicht erwehren konnte, worüber der Maleſizkerl ganz verwundert war.

Als er unterm Galgen ſtand und die Kette ihm ſchon umgelegt war, ſprach Herr Paſtor Fürſen noch einmal: Nun

Digitized by Google

Jürgen, glaubt ihr noch festiglich, was ich euch glauben gelehrt, und tröstet ihr euch dessen jetzt an eures Lebens Ende? — Nein, antwortete der Kerl, davon wüßte er kein Wort mehr. Worauf der pflichtgetreue Herr Fürsen noch einmal ihm alles Wort für Wort vorgesprochen, ihm vorgebetet, und ihn absolvirt, — dann aber dem Scharfrichter Ismael Asthusen befohlen hat, nun möglichst schnell ihn abzuthun, damit er stürbe, bevor er seinen Trost wieder vergessen habe. Und Meister Ismael sputete sich, der arme Sünder war auch sofort stockstill und steif, und hat weder Hand noch Fuß geregt, — es war, als wenn man einen Holzblock richtete.

---

16. Soldaten-Geschichten.

1. Des Faustrechts Nachklang.

(1647.)

Wilhelm von Lüdinghausen genannt Wulff war ein rechtschaffener Cavalier und tapferer Kriegsmann vor und während der dreißigjährigen Weltunruhe. Er hatte sich bereits viel versucht und an fast allen Kriegen seiner Zeit thätigen Theil genommen, als er etwa um 1628 in den Hamburgischen Dienst trat und hier als Capitain eine Compagnie commandirte. Nach einigen Jahren zum Capitain-Major avancirt, sodann vorübergehend auf Wartegeld gesetzt und demnächst reactivirt, nahm er im Jahre 1636 als Major seinen Abschied, wobei es sich fand, daß er von seinem verdienten Solde annoch 200 Rthlr. zu Gute behielt. Denn dazumal war die Stadtcasse oftmals in solcher Bedrängniß, daß sie Monate lang den Officieren und Soldaten die Gage schuldig

Digitized by Google

bleiben mußte, und häufig eigene Abgaben bewilligt wurden, um nur "die allbereits schwürig gewordene Soldateska zu contentiren."

Der Major von Lüdinghausen genannt Wulff verließ aber nicht grade deshalb den Hamburgischen Dienst. Es litt ihn vielmehr nicht länger im müssigen thatenlosen Festungsleben hinter den hohen Wällen und tiefen Gräben, während da draußen aller Orten im weiten breiten Felde rüstig die Waffen geschwungen wurden. Damals sang man viel schöne kräftige Soldatenlieder, ähnlich dem bekannten neueren

"Schön ist's, unterm freien Himmel
Stürzen in das Schachtgetümmel,
Wenn die Kriegstrommete schallt," u. s. w.

Das mag denn auch der tapfere Major empfunden haben, als ihn das Garnisonsleben anwiderte, und die alte Sehnsucht nach Kampf und ritterlichen Thaten in ihm erwacht war. Darum zog er mit ehrlichem Abschied des Kriegsraths aus Hamburg und dachte, die 200 Rthlr. rückständigen Soldes würden wohl gelegentlich nachkommen. Und als er vom Baumhause im Harburger Ever durch den Hafen fuhr, da sangen seine vormaligen Soldaten ihm nach: "ein Schifflein sah ich fahren, Capitain und Lieutenant."

Es war noch mitten im dreißigjährigen Kriege. Gediente Officiere fanden überall willkommene Aufnahme und gute Anstellung. Unser Major sah bald seine Wünsche erfüllt und selbst nach blutigen Scharmützeln und harten schweren Ritten nickte er wohlgefällig, wenn seine Leute sangen: "es leben wir Soldaten so recht von Gottes Gnaden." Ging's in ein Gefecht, so redete er sie wohl kräftig an mit Philander von Sittewald's schönem Liede "Nun gehet dapfer dran, ihr meine Kriegsgenossen, schlagt ritterlich darein, wagt's Leben unverdrossen," welch' herrlicher Gesang voll todesmuthiger ächt

Digitized by Google

männlicher Heldengedanken um dieſe Zeit eben aufgekommen war. Dann ſchlugen die Soldaten freudig an die Schwerter, daß es klirrte und dröhnte, und ſangen getroſt:

"Kein' ſchön'ren Tod ſtirbt auf der Welt,
Als wer vor'm Feind erſchlagen,
Auf grüner Haid, im freien Feld,
Ohn' Jammer und Wehklagen."

Unſern Major, welcher in mehreren Feldzügen ſich wacker tummelte und ſein Soldatenherz am friſchen wechſelvollen Kriegsleben erfreute, finden wir um 1647 als Oberſten und Commandanten zu Nienburg an der Weſer wieder.

Inzwiſchen hatte er verſchiedentlich an den Kriegsrath (das Militair-Departement) zu Hamburg geſchrieben, und um endliche Auszahlung der ihm annoch gebührenden 200 Rthlr. gebeten, indeß ſtets ohne allen Erfolg. Der Kriegsrath hatte kaum genug Geld, um die active Soldateska zu befriedigen, die Kämmerei konnte oder wollte nicht mehr ſchaffen, und für des Oberſten gerechte Forderung gab's bei leeren Händen nur taube Ohren, — vielleicht auch keinen guten Willen, denn für die Kleinigkeit von 200 Rthlr. die man ſchuldig war, hätten ſich doch immer in einer Stadt wie Hamburg die Mittel finden müſſen. Schon gedachte dieſer gute Cavalier die ganze ärgerliche Sache aufzugeben und in ſeinem Gedächtniß zu tilgen, (was man nennt: in den Schornſtein zu ſchreiben) als ihm zufällig bekannt wurde, daß er in Hamburg Feinde habe, die ihn arg verleumdet und ſeine Forderung als unbegründet oder unrechtlicherweiſe überſetzt dargeſtellt hätten. Das konnte er natürlich ſeiner Ehre wegen nicht ertragen, und man wird es gewiß dem alten Kriegsmann nicht verargen können, wenn er jetzt, wo man ihn neben der langjährigen Vorenthaltung ſeines guten Rechts, noch ſo empfindlich an der Ehre verletzte, auf's Aeußerſte entrüſtet war. Jetzt mußte er auf ſofortige Auszahlung beſtehen, und eine entſprechende Satisfaction dazu

Digitized by Google

fordern. Wie aber war dazu zu gelangen? In Hamburg selbst sein Recht zu verfolgen, mußte er nach dem Vorgefallenen als ganz widersinnig betrachten. Die Stadt bei den Reichs-Gerichten zu belangen, — vor solchem Proceß-Labyrinth schlug der gerade Mann ein Kreuz. Als einfacher Soldat, der seine Rechts- und Justiz-Begriffe in der hohen Schule des dreißigjährigen Krieges erworben hatte, wußte er aber ein viel natürlicheres und kürzeres Verfahren: das der practischen Selbsthülfe, zu der er sich auch ohne Bedenken resolvirte. In einem Briefe an den Senat zu Hamburg, worin er offen und ehrlich der Stadt Fehde ansagte, und sich selbst Recht schaffen zu wollen erkärte, heißt es folgendermaaßen:

"Ob ich mich gleich fast entsehe, Ew. Hochwohlweisheiten mit so geringer, nichts importirender Sache puncto der mir vorenthaltenen 200 Rthlr. nochmals zu behelligen, so kann ich doch nicht anders, da ich vernehme, wie ich durch desaffectionirte Personen wegen dieses Lumpengeldes, öffentlich gar schmählich beschimpfet und verunglimpft werde. Wenn ich nun auch, Gottlob, dieses geringe Stück Geld nicht anzusehen brauche, so kann ich doch der Calumnianten boshafte Injurien, die ich mir schmerzhaft zu Gemüthe ziehe, nicht ungeahndet und deshalb meine gerechte Forderung nicht im Stiche lassen. Muß also, da Ew. Hochweisheiten mir doch nicht dazu verhelfen können, mir selber Recht und Satisfaction schaffen. So verhoffe ich denn, Dieselben (so ja an diesen Händeln unschuldig) werden es mir nicht ungütlich verdenken, vielmehr bei so gestalteten Sachen mich völlig entschuldigt achten, wenn ich für's Erste alle hier vorbeipassirenden Hamburgischen Waaren und Fuhren anhalten lasse, und mir davon meine gerechte Forderung von 200 Rthlr., wie desgleichen für die groben Invectionen eine gebührliche Summe pro satisfactione, nehmen werde; wozu ich, Gott weiß, ungern schreite, jedoch nunmehro meiner Ehre halber gezwungen

bin. Dahero E. H. Rath den gesammten, Dero Bürgern erwachsenden Schaden nicht mir, sondern den Auctoren der wider mich begangenen Ungerechtigkeiten, zumal den Calumnianten, beizumessen, und selbige dafür mit aller Schärfe anzusehen belieben werden. Verbleibe, unter Anwünschung göttlicher Bewahrung und beständigen Wohlstandes, Dero dienstwilliger Wilhelm von Lüdinghausen genannt Wulff, Oberst. Nienburg, 30. April 1647."

Vermuthlich fand der Senat Mittel und Wege, um alsbald den zürnenden Kriegsmann durch Berichtigung seiner Forderung und passende Ehren-Erklärung zufrieden zu stellen, so daß seine beabsichtigte, allerdings etwas tumultuarische Selbsthülfe als überflüssig unterbleiben konnte. Womit denn dieser Nachklang des Faustrechts unschädlich verhallt ist.

II. Des Commandanten Strafmethoden.

(1659—1672.)

Als der in auswärtigen Kriegszügen wohlmeritirte Oberst Johann von Copey *) hieselbst Stadt- und Festungs-Commandant geworden war, da fand er die Soldateska etwas verwildert, was aber nicht seinem Vorgänger, dem General Hans von Schack beizumessen ist. Denn derselbe, ein ausgezeichneter Kriegsmann, der in kurzer Zeit unsre Festungswerke meisterlich verbessert hatte, würde auch die Garnisonsdisciplin gehoben haben, wenn er nur länger als ein Jahr Commandant geblieben wäre. Aber die üble herrische Begegnung, die dem General von Seiten der bürgerlichen Kriegs-Commissarien zu Theil wurde, machte ihm seinen Posten so gründlich zuwider,

*) Er war geboren 1603 in Kursachsen, und wurde, aus schwedischem Dienst hieher berufen, im Januar 1658 beeidigt.

Digitized by Google

daß er ein Commando im Däniſchen Dienſte übernahm, woſelbſt er ſpäter ſich rühmlichſt hervorgethan, und in den höchſten Ehren als Reichs-Feldmarſchall geſtorben iſt.

Da nun alſo die Garniſon längere Zeit kein höchſtes Oberhaupt gehabt hatte, ſo war die Disciplin etwas aus den Fugen gegangen. Der Oberſt von Copey zog ſogleich die Zügel ſtraff an und ſtatuirte Exempel über Exempel. Dabei fand er's räthlich, eine hieſelbſt noch neue Soldatenſtrafe einzuführen, die er auswärts mit entſchiedenem Nutzen hatte anwenden ſehen: das Krummſchließen. Als nun ein Reiter ſich gegen ſeinen Lieutenant gröblich vergangen hatte, ließ er ihn vor der Hauptwache an einem Pfahl alſo krumm ſchließen. Dies war dem gemeinen Mann etwas Fremdes und däuchte ihm grauſam, um ſo mehr, da der Reiter ein Hamburger Kind war. Ganze Haufen umſtanden den Pfahl, eine Menge zartfühlender Weiber bejammerte und bewehklagte den armen unſchuldigen jungen Wurm, der ſich ſo krümmen müſſe, daß er gewiß nie wieder grade gehen werde, wenn er nicht gar todt bleibe von ſolcher Marter. Kurzum ſie regten ſich ſelbſt dabei ſo auf, daß ſie vor des Commandanten Wohnung zogen und den Kerl los forderten. Der Oberſt aber kümmerte ſich nicht um ihr Geſchrei, und als die Zeit der Strafe um war, und der gekrümmte halbtodte Wurm ſich wieder zu einem lebendigen kerzengraden Reitersmann aufrichtete, da war Jedermann befriedigt.

Später, im Jahre 1672, führte der Oberſt von Copey noch eine andere Strafe ein, das Spitzruthenlaufen, das zuerſt in der Hornſchantze vor dem Altonaerthore executirt wurde. Die Hornſchanze, deren Namen ſich noch bei uns als Hornwerk erhalten hat, war 1644 weſentlich erweitert. Damals hatte König Chriſtian IV. von Dänemark ſie beſichtigt, und einen General ſeines Gefolges um deſſen Urtheil befragt.

Digitized by Google

Das Werk sei trefflich gut, hatte dieser geäußert, und habe nur einen Fehler, den, daß der Galgen darin fehle, um den Baumeister daran aufzuknüpfen, der mit so ungeheuren Kosten ein ganz unnützes Werk verfertigt habe; denn einige 1000 Mann würden kaum genug sein zur Defension, weshalb es der Stadt mehr schade als nütze. — Es wurde sodann auch wieder demolirt und neuerdings brauchbarer angelegt.

Das Spitzruthenlaufen, das der Commandant einführte, war nun auch etwas ganz Neues, und erschien anfangs sehr grausam, da es an das vormalige Gassenlaufen der Landsknechte durch die gesenkten Spieße erinnerte (mit dem man es oft verwechselt und deshalb irrig Spießruthen nennt). Die erste Execution dieser Art in der Hornschanze traf am 16. September 1672 einen Soldaten von Major von Wasserberg's Compagnie, der auf der Schildwacht schlafend gefunden war. Die Gasse die er durchlaufen mußte, bildeten 100 Mann, welche mit mäßigen Haselruthen in der Hand ihrem Cameraden den Denkzettel auf den Rücken schreiben sollten. Nun war unter diesen Soldaten ein kecker junger Kerl, den verdroß diese Manier, obschon ihm der alte Feldwebel vorstellte, daß diese Art doch immer viel ehrenvoller sei als des Profosen und Stockknechts Stecken. Er redete auch seinen Nebenmännern zu, daß sie mit dieser neuerlichen Justiz nichts zu thun haben möchten, und keinenfalls zuhauen sollten. Als der Oberst von Copey grade vorüber schritt, warf der stolze Soldat seine Ruthe zur Erde und sprach laut: "ein Hundsfott wer sie aufnimmt!" Gemächlich trat der alte Oberst herzu, hob die Ruthe vom Boden und fragte die Compagnie: ob er jetzo ein Hundsfott?

Nach dem glücklich vollendeten Gassenlauf kam dann der aufsätzige Soldat vor's Kriegsrecht. Es wurde ihm dieselbe Strafe zuerkannt, aber der wackere Oberst hatte den Kerl

Digitized by Google

eigentlich wegen seiner kecken Rede lieb gewonnen, darum begnadigte er ihn zu einfachem Profosenarrest.

Das Spitzruthenlaufen ist darnach beibehalten und noch im vorigen Jahrhunderte auf dem Zeughausmarkte vollstreckt.

III. Abschieds-Feierlichkeiten.

(1676.)

Im Sommer 1676, als der alte Oberst von Copey gestorben und General von Dalwig Commandant geworden war, wurden auf dem Wall neben dem Millernthor einige Züge Reiter abgedankt, wobei nach der Ueblichkeit verfahren wurde, in Gegenwart einiger Rathsherren, Kriegs-Commissarien und der hohen Officiere. Als den Reitern nun der Rest ihres Soldes ausgezahlt war, fragte, wie gebräuchlich, der Rittmeister den ersten rothmontirten Zug: ob welche da wären, die auf sein Commando etwas zu sagen hätten? Die Reiter antworteten mit lauter Stimme: nein, nicht das Geringste! Darauf bat er sie, daß sie ihm doch die Standarte, (die bei Abdankung eines Trupps den Soldaten zukam) verehren möchten, nach altem Brauch, er wolle sie auch mit einer Tonne Bier lösen. Die Reiter waren dess' zufrieden. Als nun aber der Cornett den grünmontirten Zug ebenso anredete, da waren diese Rotten etwas schwierig, und nicht gänzlich gut auf ihn zu sprechen, indem einige ihm auch die gebetene grüne Standarte nicht gönnen wollten. Ein wilder Kerl ritt auf den Fähndrich zu und wollte das Fähnlein in Stücke zerreißen, zur Vertheilung unter die Dragoner, wie sonst üblich, wenn es den Officieren nicht geschenkt wird. Dagegen aber setzten sich andere zur Wehr, jener bekam einen Anhang, diese nicht minder, — genug es entstand im Umsehen ein ganz heilloser Tumult. Als sich nun die Officiere, Kriegs-Com-

Digitized by Google

missarien und Rathsherren darein mengten, um den Zwist zu schlichten, da brach erst recht die Unruhe in vollen Aufruhr aus. Die Grünen zogen zuerst blank, die Rothen schossen ihre Pistolen ab, die Haufen sprengten gegen einander mit Schreien, Hauen, Stechen und Schießen, es war ein Mord-Lärmen. Da half nichts, die Officiere bis zum General, auch die Kriegs-Commissarien, ja sogar die Rathsherren, alle mußten ihre Degen blank ziehen um sich zu salviren und um die Rädelsführer zu Paaren zu treiben. Aber so wacker diese Herren auch drauf schlugen, und es nicht achteten, daß ihrer mehrere z. B. ein Oberstlieutenant und ein Cornett schwer verwundet wurden, dennoch gelang die Bewältigung der eigentlich um ein Nichts also verwilderten Dragoner nicht früher, als bis 200 Mann Fußvolk herangezogen kamen und etliche scharfe Salven ernsthaft zu den Aufrührern gesprochen hatten. Eine Menge derselben wurde mehr oder minder verwundet. Die Anstifter wurden vom Regiments-Gewaltiger in strengen Arrest genommen.

Einen noch ärgeren Tumult erregte im October desselben Jahres 1676 die Auflösung zweier Compagnien des Fußvolks, aus welchen man die jungen rüstigen Soldaten den andern Compagnien einverleibte, die alten invaliden Leute aber, welche zum Theil schon 40 Jahre den Wachtdienst auf Vorposten und Außenwerken verrichtet hatten, mit halbem Solde in den Rustand versetzte. So gut es nun auch mit diesen Invaliden gemeint war, so undankbar bezeigten sie sich doch, indem sie unter sich und den jüngeren Soldaten eine gefährliche Meuterei anstifteten, welche bei der Abdankung auf dem Wall losbrach. Die Fähnlein wurden zerrissen und ein grausames Tumultuiren begonnen. Allein die Officiere hatten davon Kundschaft gehabt und kannten die sieben Rädelsführer, welche man nun rasch fest setzte, worauf der Aufruhr gestillt wurde.

Digitized by Google

Von dieſen ſieben wurde einer, Jürgen Kleinau, am 23. November harkebuſirt, welche Strenge wohl durch die obſchwebenden äußerſt bedenklichen Zeitläufte geboten war.

---

17. Naturwunder.

1. Wunderroſen.

(1643.)

Während des großen deutſchen Krieges, der ſich ſchließlich als ein dreißigjähriger ausgewieſen hat, hatten die Leute ganz verlernt, was Friede ſei. Es war bereits eine ganze Generation unter'm Kriegslärmen geboren und herangewachſen; man kannte keinen andern Zuſtand mehr und hatte ſich drein gefunden. Verlängerte Winterquartiere der Truppen, das war etwa die Vorſtellung die man mit dem Begriff Frieden verband. Darum glaubte auch kein Menſch an Erfolg, als die erſten Gerüchte von Friedens-Unterhandlungen durch's Reich gingen.

Hierüber unterhielten ſich zwei Fuhrleute aus Hamburg, die im Jahre 1643 von der Leipziger Meſſe ſchwerbefrachtet heimzogen. Sie gingen, nach Art ſolcher Fuhrleute, neben dem Wagen und discurirten hin und her. Beide bezweifeln die Möglichkeit eines Weltfriedens, der eine aber, ein recht ungläubiger Thomas, ruft aus: ſo gewiß wie der Weidenbaum dort am Graben keine Roſen tragen kann, ſo gewiß werden wir Beide keinen Frieden im Reich mehr erleben. Als ſie nun den Weidenbaum im Vorübergehen anblicken, ſiehe, da ſchimmert es ihnen ganz röthlich aus dem graugrünen Gezweige, und als ſie neugierig näher treten, da finden ſie den ganzen Wichelbuſch mit Roſen wie bedeckt.

Digitized by Google

Dies Wunder iſt freilich nicht auf Hamburgiſchem Territorium gewachſen, und dürfte eigentlich kaum in eine Sammlung Hamburgiſcher Geſchichten gehören. Indeſſen brachten die gedachten Fuhrleute einige von den Roſen als Wahrzeichen in ihre Vaterſtadt heim. Und der Umſtand, daß ſolche Roſen hierorts vielfach beſehen, bewundert, und als eine Beglaubigung der erſt fünf Jahre ſpäter verwirklichten Friedensausſichten verehrt worden ſind, erſcheint immerhin als eine Hamburgiſche Denkwürdigkeit.

II. Wunderkorn.

(1664.)

Dies Naturwunder iſt kein auswärtiges Product, ſondern vollbürtig einheimiſches Gewächs. — Nach einem reichen Getraideſegen, deſſen Erndte jedoch durch heftige Orkane geſtört geweſen war, zeigte ſich im nächſten Frühling und Sommer an vielen Orten junge Saat, wo ſie von keinem Menſchen, vielleicht vom Winde, beſtellt geweſen war. Auf den Feldfluren von Barmbeck, Winterhude, Eppendorf und Eimsbüttel wuchſen die ſchönſten Aehren nicht auf dem Ackerlande, deſſen Früchte äußerſt kärglich ausfielen, ſondern an und auf den Baumſtämmen, in der Borke und Rinde alter Weiden, auf Eichenſtrünken, ja ſogar auf Zäunen, Hecken und hölzernen Stacketten, die man bei uns gern "Geſtick" nennt. Man ließ es, der Seltenheit wegen, ungeſtört wachſen und ſammelte als es gereift war die Körner, welche ein ausgezeichnet ſchönes Mehl und folglich, gut gebacken, auch ein treffliches Brodt gaben. Schade, daß nicht in jedem Hungerjahre ſolche Aushülfe wachſen will. In dieſem Jahre z. B. würde eine Reihe voller Kornähren manch' Geſtick äußerſt werthvoll geziert haben.

Digitized by Google

III. Wunderfisch.

(1662.)

Dieser wunderseltsame Fisch, welcher am 8. Mai 1662 in der Elbe bei Hamburg gefangen wurde, ist ausführlich beschrieben. Er war 3 Fuß lang, $\frac{3}{4}$—$1\frac{1}{2}$ Fuß breit. Vorn am Kopf steckten ihm zwei Floßfedern, gestaltet wie Tabackspfeifen, zum Maule heraus, zwei andere endeten in Adlersklauen, besetzt mit weißen und schwarzen Corallen, was beinah auf des Fisches Geburt in preußischen Gewässern schließen läßt. Fernere acht Flossen waren wie ein großer Stern ausgebreitet, fein marmorirt und mit Corallen geschmückt. Inmitten dieses Strahlenkreises saß, von der Größe eines Thalerstückes, das Maul, gestaltet wie die Figur eines schwarzbraunen Adlerschnabels. Darüber glänzten runde Ochsenaugen mit schwarzen Augäpfeln. Die Rückenhaut war glänzend marmorirt und sammetweich, der Rückgrat aber hart wie Schildpatt, und wenn man drauf klopfte, so lautete es wie harter Knochen. An jeder Seite hatte der Fisch eine leere Tasche, welche man für eine Wind- oder Luftflasche hielt. Einen Schwanz besaß er gar nicht, dagegen einen zweiten Mund, unter dem oberen. Der ganze Bauch war eine einzige leere Tasche, sonder Eingeweide.

Solch ein noch nie gesehener Fisch erregte ungemeines Aufsehen, besonders bei den Naturfreunden und Philosophen. Während erstere aber gar nichts mit ihm anzufangen wußten, erklärten letztere flugs die muthmaaßliche Bedeutung seiner Mission zu den Hamburgern. Wie sie sich getrauten, des Fisches Erscheinen als Weissagung eines vaterstädtischen Seesieges wider die türkischen Piraten zu rechtfertigen, muß ihnen überlassen bleiben. Besser ersonnen scheint das Folgende: des Rückgrats Stärke bedeute der Hamburger Geschick, viel Ungemach zu tragen; die großen Augen: den stets offnen klaren

Digitized by Google

Blick unſrer Schlupf- und Nachtwächter; die leeren Seitentaſchen: augenblicklichen Geldmangel, daß Gott erbarm! der ledige Magen bei gedoppeltem Munde: immerdar ſehr großen geſunden Appetit; die Corallen: Floreat Commercium! der Stern endlich: glückliche Erhaltung unſers höchſten Gutes, der Stadt Freiheit und Unabhängigkeit. — Dem alten Chroniſten aber genügte ſolche Auslegung nicht, — er fügt hinzu: was der Fiſch uns eigentlich bedeuten ſoll: Gott iſt's bekannt.

IV. Wunderkinder.

(1660—1676.)

Das ſiameſiſche Doppelkind, welches vor etwa 20 Jahren Europa in Erſtaunen ſetzte, hat in Hamburg bereits **1660** einen Vorläufer gehabt: ein theilweiſe doppeltes Kind, mit zwei Köpfen, zwei Hälſen, zwiefachem Bruſtkaſten, vier Armen, vier Beinen, aber nur einem einzigen Bauch. Die Eltern waren arme Leute, hätten ihr Himmelsgeſchenk gern groß gezogen zu erſprießlicher Verwerthung durch Sehenlaſſen gegen billige Entree. Es ward aber nichts daraus, denn die eine Halbſcheid des jungen Paars lebte nur bis zum Abend. Sintemal es nun, nach dem Spruch des Gaſſenrechtes, "nicht müglich, daß der Todte bei dem Lebendigen bleiben darf," ſo rathſchlagte man, wie man wohl um dieſen zu erhalten, den geſtorbenen Zwilling von ihm abtrennen könne, und Doctoren und Chirurgen wetzten ſchon ihre Meſſer, — da ſtarb zum Glück der andre arme Wurm auch, zum Leidweſen der Eltern.

Ein im Jahre **1676** geborenes, übrigens völlig makelloſes Kindlein, trug auf dem Kopfe einen durch die Haut deſſelben gebildeten wunderbaren Schmuck, welcher ſich accurat wie eine ſ. g. Puſtkappe anſehen ließ, desgleichen damals von dem

Digitized by Google

neumodiſchen Frauenzimmer viel getragen wurde. Des Kindes natürliche Haube hatte in der That völlig die Façon der künſtlichen Hauben vornehmer Damen, Schnippe auf der Stirn ꝛc., grade ſo, wie die Mutter, eines armen Soldaten Ehefrau, ſie oftmals nicht ganz neidlos in der Kirche geſehen und ſich gewünſcht hatte. — Das Wunderkind konnte Jedermann beſichtigen, für einen Sechsling à Perſon, ohne der Wohlthätigkeit Schranken zu ſetzen. Aber die Eltern hatten nicht lange Gutes von dieſem Eheſegen, denn das Kindlein ſtarb ſchon nach einigen Tagen, erſichtlich an den Folgen ſeiner Berühmtheit.

Seltſam aber iſt es, daß auch das Pflanzenreich ſich der mächtigen Einwirkung einer Frauenzimmer-Mode nicht erwehren kann. Denn im Jahre **1676** erlebte man hierorts ein derartiges Blumenwunder. Ein Stadtſoldat der vor der Hornſchanze auf Schildwacht ſtand, fand auf einem Stengel zwei Blumen, deren jede vollſtändig ſo gebildet war "wie das neumodiſche Frauenzimmer eben begunnte ſeine Kopfflege zu verändern." Dieſen für Hamburgs Culturgeſchichte ſo wichtigen Uebergang der alterthümlichen Haube in eine moderne, hatte das Naturwunder gekennzeichnet. Es ſtellte, von vorn geſehen, einen dicken geſchnippten Wulſt von weißen gekräuſelten Zwirnsfäden vor, nach hinten eine ſchlichte Ründung von Hinterkopf-Form. Die Blume iſt nicht nur von aller Welt beſichtigt, ſondern auch vielfach gezeichnet und der Nachwelt durch eine artige Schilderei aufbewahrt.

V. Cometen.

(1664—1680.)

Das Jahr **1664** war ein recht ſchlimmes für Hamburg. Die Peſt hauſete arg vom Sommeranfang bis zum Winter. Es ſtarben wöchentlich gegen **150** Perſonen, was damals,

Digitized by Google

bei geringerer Einwohnerzahl als jetzt, sehr viel war. Wo man die Pestbarbierer und Träger mit ihren weißen Abzeichen sah, da wich man seitab. Und wenn Abends die Pestkarren durch die Straßen rollten, und man das Auge von soviel Schreckniß auf Erden gen Himmel richtete, um bei den Sternen Trost zu suchen, so dräuete dort ein mächtiger Comet mit seiner nachdenklich langen Zuchtruthe. Seit 1618 ein solcher Wunderstern den dreißigjährigen Krieg vorbedeutet hatte, wie Jedermann glaubte, war sein Erscheinen allemal so gut oder übel wie eine Trauerpost, und zwiefach jetzt während dieser grausamen Pestnoth! Uebrigens soll er auch ein sehr unheimlicher Gast gewesen sein, dieser Comet, dessen Ansehen Jedem ein eigenes Entsetzen einjagte. So wunderbar bleich, so gespensterhaft stand er da! Der Schweif war länger als man jemals einen erlebt hatte, man berechnete seine Länge auf 350 Meilen. Drei Wochen lang zog er allnächtlich von Südosten nach Südwesten am Himmelsgewölbe dahin.

Das Entsetzen beim Rückgedenken an diese Zeit lag noch allen Hamburgern in den Gliedern, als plötzlich im December 1680 abermals ein großer Comet am Himmel erschien. Jedermann sagte, der könne nichts Gutes bedeuten, wie denn überhaupt der Glaube an böse Einwirkungen der Cometen damals noch verbreitet war. Er war anderswo bereits im November gesehen, dann aber verschwunden; darum machte man sich hier Hoffnung, daß er sich irgendwo gänzlich vertieft oder in sich selbst verzehrt habe. "Aber" (sagt der Chronist Wolfgang Adelungk) "ich erschrecke mich annoch von Herzen, so ich daran denke, in was vor einer gefährlichen Gestalt ich ihn plötzlich am 18. December am Himmel stehen sah." Ehrbare Oberalten, als allezeit offenes Auge der Stadt, hatten das feindliche Gestirn auch gleich anfangs entdeckt, und fühlten sich gedrungen, die theure Vaterstadt möglichst sicher gegen

Digitized by Google

ihn zu stellen, durch Anrufung göttlichen Schutzes. Sie beantragten daher am 29. December bei E. E. Rath, förderſamſt einen außerorderlichen Faſt-, Buß- und Bettag anzuberaumen "von wegen des großen Cometen."

Unſer Rath war dazumal andrer Anſicht. In den Naturwiſſenſchaften geförderter als E. Oberalten, fühlte er ſich bereits frei von Cometenfurcht, und ließ den wohlgemeinten Antrag unbeantwortet. Wenn aber Oberalten ohne Antwort bleiben, ſo pflegen ſie zu moniren; alſo drangen ſie auch am 7. Januar 1681 auf den Bußtag, "welcher ganz hochnöthig, weil der Allmächtige durch des Cometen erſchreckliche Zuchtruthe uns ein ſchweres Strafgericht andräue, weshalb auch wohl die eiteln Opernſpiele einzuſtellen ſeien."

Am 10. Januar antwortete der Rath, freilich wolle er die Opern einſtellen, und allerdings wolle er mit dem Miniſterium wegen eines Buß- und Bettages reden laſſen, aber nicht des Cometen wegen, der uns kein Leides thue, — ſondern die Opern ſollten ceſſiren, wegen der bedenklichen Unruhen in der Bürgerſchaft, und der Bußtag ſolle gehalten werden, um Gott für Erhaltung einer geſunden Luft zu bitten, wiewohl er mit der Anſetzung noch etwas warten wolle, damit nicht allzufrüh im Auslande, zum Schaden des Handels, ein Peſtgeſchrei ausbreche.

Das Peſtgeſchrei wäre allerdings blinder Lärmen geweſen, ein heftiges Gewitter in der Neujahrsnacht hatte die üble Luft gebeſſert. Aber dennoch traf des Cometen Erſcheinen mit dem Beginn vieler Welt- und Stadt-Unruhen zuſammen. Und Herr Adelungk ſchließt ſeinen Bericht: "was mit dem Cometen angedeutet worden, das haben wir nunmehr in die 15 Jahre erfahren, da man in Europa nichts anders gehört, als von Krieg und Kriegsgeſchrei, Gott im Himmel weiß, wann und wo noch ein Ende!"

Digitized by Google

18. Zwei Schwärmer.

(1659 und 1666.)

Jene Abirrung des lebendig religiösen Glaubens, wo durch Mitwirken krankhafter Nerven und überspannter Phantasie eine ebenso körperliche als geistige Gefühlsschwärmerei entsteht, steigert sich häufig bis zu Momenten des Hellsehens oder bis zu unerklärlichen Thaten. Die dem Wunderglauben stets abgeneigte und hier mit Recht etwas argwöhnische Welt geht aber gewiß zu weit, wenn sie allemal und ohne Unterschied das mögliche Wahre leugnet, und sogar verspottet und lächerlich macht, was sie nicht begreifen kann. Gewiß werden unter hundert ähnlichen Fällen die allermeisten auf absichtlicher oder Selbsttäuschung beruhen, — es kann aber doch Ausnahmen geben, wo die Ehrenhaftigkeit der Personen so wenig, als die beurkundete Thatsache, solche Zweifel verträgt. Und auf dieses verhüllte Gebiet läßt sich Hamlet's Wort anwenden: es giebt Dinge zwischen Himmel und Erde, von denen unsere Philosophen sich nichts träumen lassen.

Ob die beiden folgenden Geschichten hierher zu rechnen oder nicht, will ich unentschieden lassen, und nur die Thatsachen, möglichst gereinigt von dem entstellenden Beiwerk spottsüchtiger Berichterstatter, wieder erzählen.

---

1. Hermann von Huden.

(1659.)

Aus dem Umstande, daß von Hermann von Huden's Lebensverhältnissen gar nichts bekannt ist, darf man schließen, daß er zu der großen Zahl schlichter frommer Erdenbürger gehörte, deren hienieden gänzlich dunkle Namen vielleicht mit desto helleren Lettern in dem Buche des Himmels geschrieben

Digitized by Google

ſtehen. Er war ein Stiller im Lande, und deshalb nicht eher genannt, als bis einige ſeiner Viſionen zum vorübergehenden Stadtgeſpräch wurden und den Witz der klugen Leute beſchäftigten.

Hermann von Huden, der die Niemandem ſchadende Gewohnheit gehabt haben mag, auch in der Woche und zwar Nachmittags die Kirche zu beſuchen, um ſeinem Bedürfniß nach Andacht und Erbauung zu genügen, ſtand am 11. Mai 1659, Nachmittags 2 Uhr, ganz einſam und allein in der St. Nicolai-Kirche unter der Thurmhalle.

Er mochte ſeinen ſtillen Betrachtungen nachgehangen und nicht nur rein geiſtliche Dinge, ſondern auch die Wohlfahrt der lieben Vaterſtadt von einem höheren Standpunkte aus überdacht haben. Als "Stiller im Lande" dem Partheien-Kampfe fern ſtehend, konnte er nur mit Betrübniß den immer weiter greifenden Anſprüchen der Bürger zuſehen, welche ihre Rechte bis zu einer Bevormundung des Raths auszudehnen trachteten. Hatte doch die Bürgerſchaft, zur Durchſetzung kleinlicher Zwecke, den Rathsherren das Honorar zurückgehalten; hatte ſie doch dieſelben zwingen wollen, ihr, der Bürgerſchaft, von den einzelnen Verwaltungen Rechnung abzulegen! Wie war doch der ehrenfeſte Senator Nicolas von der Fechte ſo himmelſchreiend behandelt, als er ſich entſchieden deſſ' weigerte und den Bürgern in's Geſicht ſagte: er werde nur denen Rechnung ablegen, welchen er ſie ſchuldig ſei zu geben, nimmermehr aber ihnen, — — nur mit Mühe hatte er ſich der Thätlichkeiten von Seiten der wilden Aufwiegler in der Rathhaushalle erwehren können!

Dies alles im ſtillen Sinnen, nachdenklich vorübergebeugt, erwägend, ſah Hermann von Huden plötzlich um ſich her in der düſtern Thurmhalle ein eigenthümlich helles Licht. Und er vernahm eine klare Stimme wie von Oben herab, die

Digitized by Google

ſprach: "die von vielen Bürgern gemißbrauchte Freiheit Hamburgs wird in große Gefahr kommen verloren zu gehen!" So oder ähnlich hat Hermann von Huden der Stimme Worte verſtanden, wie uns berichtet wird.

Selbſt zweifelnd, ob er ſich nicht etwa getäuſcht habe, ob nicht der Lichtſchein und die Stimme von Oben Wirkungen des eigenen innigen Denkens geweſen, geht er folgenden Tages zu der ſelbigen Stunde wieder an denſelben Ort, im Herzen ein Zeichen wünſchend für ſich und ſeine Mitbürger zur Beglaubigung der warnenden Worte. Und in dem Augenblicke, da er dieſen Wunſch als Bitte an Gott richtet, fällt das 400 ℔ ſchwere Gewicht von der Thurmuhr ab, ſchlägt im Herunterſtürzen durch drei Böden und zerſchmettert unten den Leichenſtein, neben welchem Hermann von Huden ſteht.

Und als er nun in ſich überzeugt, voll frommen Eifers und lebendiger Liebe für die gefährdete Vaterſtadt ſein Geſicht verkündigt, dringend die Mitbürger ermahnend zur Umkehr von ihrer unſeligen Richtung, damit das theuerſte Gut Hamburg's den Nachkommen in Segen erhalten bleibe, — da glaubt kein Menſch dem Stillen im Lande, der den Stadtſachen ſo fremd ſteht, der von der Bürger Rechten nichts weiß; da verlachen und verſpotten ſie ihn als thörichten Schwärmer, und der ehrliche Warner kehrt wieder heim in ſeine Zurückgezogenheit.

Wir aber wiſſen, daß jener verderbliche Mißbrauch der bürgerlichen Rechte und Freiheiten immer noch zugenommen hat; wir wiſſen, daß unter Snittger's und Jaſtram's Führung, welche verblendet durch ihren Haß gegen den Rath, Hamburg's Erbfeind, Dänemark, herbeiriefen, dieſe unſelige Richtung die Stadt bis an den Rand des Verderbens gebracht hat. Wir müſſen alſo geſtehen, daß Hermann von Huden's Viſion dieſe Kataſtrophe, welche 25 Jahre ſpäter wirklich eingetroffen, und

Digitized by Google

dann mit Gottes Hülfe glücklich vorübergezogen ist, vollkommen richtig vorher verkündigt hat.

Aber noch eine Vision kennen wir von ihm. Der stille Schwärmer ergeht sich eines Abends in der Dämmerung auf dem Wall. Ob ähnliche Gedanken wie damals in der St. Nicolai-Kirche ihn beschäftigten, ob er wiederum ein Zeichen vom Himmel gewünscht, steht dahin. Plötzlich vernimmt er eine Stimme: "Siehe dich um," und als er sich umblickt, da gewahrt er mit Entsetzen, wie die ganze Stadtgegend am Kehrwieder und Brook in vollen Flammen zu stehen scheint, wie wenn ein ungeheurer Brand das ganze Viertel verzehre. Als nach einigen Secunden voll Schreckens die tageshelle Lohe wieder der Dunkelheit gewichen ist, spricht die Stimme von Oben: "also wird es dereinst geschehen, um der Bosheit willen die in der Stadt überhand nimmt."

Und abermals drängte es unsern Stillen im Lande, seine Stimme laut zu erheben, um den Mitbürgern auch diese vom Himmel empfangene Warnung kund zu thun. Und mit dem gewöhnlichen Schicksal eines Propheten tauchte der treue Eckhart wiederum unter in das Dunkel seines stillen Lebenskreises.

Aber später, nach Jahren, aber noch vor jener Snittger-Jastram'schen Katastrophe, am Sonnabend den 23. Juni 1684, stand wirklich grade so wie vorher verkündigt war, die ganze Stadtgegend beim Kehrwieder, Brook und Pickhuben, am kleinen Fleth bis zur Holländischen Reihe, in hellen Flammen, — eine Feuersbrunst (seit den Heidenzerstörungen und bis 1842 die größeste, die in Hamburg gewüthet), welche etwa zweitausend Wohnungen verzehrte und unsägliche Trauer angerichtet hat.

Digitized by Google

II. Jürgen Freſe.

(1666.)

Nicht gerade zu den Stillen im Lande gehörte Jürgen Freſe, der andere Schwärmer, ein ehrſamer Bürger und Käſehändler. Wenn in Hermann von Huden der contemplative Charakter vorwaltete, ſo ſcheint Jürgen Freſe's lebhafteres Temperament ſeiner Schwärmerei eine thatkräftige Richtung gegeben zu haben.

Was ihn ins Gefängniß, den Schauplatz ſeiner Wunderthat, gebracht hat, verdient zu ſeiner Kennzeichnung wohl erzählt zu werden.

Ihm war im September 1665 ſeine Frau geſtorben. Den betrübten Wittwer trieb es, derſelben zu ihrer Ehre und ſeinem Troſte eine Dankſagung in der Kirche halten zu laſſen. Freilich klingt es wunderlich, daß ein Mann dem ſeine Frau geſtorben iſt, dafür in der Kirche feierlich danken läßt, aber es heißt bei uns einmal ſo, und wir Hamburger wiſſen, was wir darunter zu verſtehen haben. Jürgen Freſe hatte nun im Voraus recht viel gehofft von ſolchem prieſterlichen Nachruf; er ſtand auf dem Lector der St. Nicolai Kirche unweit der Kanzel, um kein Wort des Herrn Paſtor Geſius zu verlieren. Derſelbe hatte zwei Dankſagungen zu verrichten. Zuerſt kam die über den Tod einer ſehr vornehmen jungen Frau, von welcher der Herr Paſtor ſehr viel Rühmens machte und zu ihren und der Familie Ehren eine lange Lobrede hielt. Vielleicht hatte er die Selige genauer gekannt als des armen Jürgen Freſe's ebenfalls verklärte Hausfrau, deren Dankſagung er nun ſehr kurz und dürftig abfertigte. Der betrübte Wittwer, der nicht nur bei ſolcher Behandlungsweiſe ohne allen Troſt geblieben war, ſondern der noch dazu das Aergerniß empfangen hatte, ſeine Eheliebſte gegen eine vornehmere Frau zurückgeſetzt zu ſehen, konnte ſeinen Verdruß nicht bergen.

Digitized by Google

In äußerster Heftigkeit legte er sich über des Lectors Rand und rief dem sehr erschreckenden Pastor einige nicht ganz freundliche Worte zu, worin er die Mißachtung seiner sicherlich vor Gott gleichberechtigten Frau bitter rügte, und Herrn Gesius einen rechten Rosenobel-Prediger nannte, d. h. einen solchen, der je nach der Zahl der eingesandten Dukaten oder Rosenobel, der Danksagung eine schmalere oder breitere Basis zu geben pflege. Solche dem leidenschaftlichem Manne in seiner von Kummer aufgeregten Stimmung entfahrene Beleidigung und Kirchenstörung, zog ihm denn verdientermaaßen eine Gefängnißstrafe im Bürger-Gewahrsam auf dem Winserbaum zu, deren mehr als neunmonatliche Dauer freilich übertrieben strenge erscheint.

Hier in seiner Haft beschäftigte er sich nach seiner Gewohnheit viel mit gottesdienstlichen Dingen, Bibellesen, Beten und Singen. Er konnte seine unfreiwillige Muße nicht besser verwenden. Möglich ist's, daß alles zuvor Erlebte, der Tod seiner Frau, der Danksagungs-Aerger, die Verhaftung, ebenso heftig als das dumpfe Gefängnißleben ohne frische Luft und Bewegung, auf Körper und Geist des Mannes wirkte, und in ihm eine ungewöhnliche Steigerung seines Gemüthslebens hervorrief. Mit ihm in demselben Zimmer hatte ein Lüneburger Salzjunker, Hans Jürgen von Witzendorff, seine (ich weiß nicht wodurch veranlaßte) Haft zu überstehen. Derselbe hielt sich anfangs fern von Frese, welchem er als ein Bild der stillen Desperation erschien. Im Januar 1666 brach diese denn auch laut hervor. Gepackt von den Furien einer glaubensleeren Reue, das Erlösungswerk Jesu Christi leugnend und an Gottes Barmherzigkeit zweifelnd, wollte der unglückliche Junker dem Teufel seine Seele übergeben, die er ohnehin nach dem Maaße seiner Vergehen für ewig verdammt hielt. Jürgen Frese, der gleich

Digitized by Google

anfangs einen Exceß des Verirrten durch überlegene Kraft gebändigt und ihm dadurch imponirt hatte, gab ſich nun alle erſinnliche Mühe, den Verzweifelnden zu belehren, daß keine Seele verloren ſei, die an den Heiland der Welt glaube, Buße thue und ſich beſſere. Beleſen in der heiligen Schrift wie er war, auch nicht ohne einiges theologiſches Wiſſen, diſputirte er ſtundenlang mit dem keineswegs ungebildeten Edelmann, den er aber nicht zu bekehren vermochte. Endlich verſetzte dieſer: was verdammt iſt, bleibt verdammt! ich werde nicht eher an die Möglichkeit meiner Erlöſung glauben, bis ich Zeichen und Wunder zur Beſtätigung ſehe. Jürgen Freſe antwortete ihm mit des Lazarus Worten im Evangelium vom reichen Mann: höreſt du Moſen und die Propheten nicht, ſo wirſt du auch nicht glauben, ob Jemand von den Todten auferſtünde, — fragte ihn aber doch, was für Zeichen er begehrte, um zu glauben an Chriſti Erlöſungswerk. Der von Witzendorff antwortete: wenn ich ſehe, daß das Feuer nicht brennt, ſo will ich glauben. Worauf Freſe ruhig entgegnete: zu des Propheten Daniels Zeiten hat Gott dies Wunder an den drei Männern im feurigen Ofen erwieſen, und fürwahr, derſelbe Gott lebt noch, ſeine allmächtige Hand iſt unverkürzt wie am erſten Schöpfungstage. Und wenn er mich würdigt das Werkzeug ſeiner Wunderkraft zu ſein, ſo wirſt du davon überführt werden zu ſeines Namens Ehre. Und der in den Zuſtand höchſter Exaltation gerathene Mann, der für Bewahrheitung des göttlichen Wortes alles geopfert hätte, fühlte es deutlich in ſich, wie plötzlich jene ruhige felſenfeſte Zuverſicht des bergeverſetzenden Glaubens über ihn kam. Wenn ein Scheiterhaufen dageweſen wäre, er würde in Gottes Namen hineingeſprungen ſein. Als er ſich des Feuers im Ofen erinnerte, ſtieß er mit dem Fuß an einen tellergroßen Eiſenring, etwa vormals zur Handhabe einer Diele gebraucht.

Digitized by Google

Den nahm er faſt unwillkürlich auf und warf ihn ins Ofenfeuer, aus dem er dann eine Handvoll glühender Kohlen herausnahm und ſie in ſeiner völlig unverletzten Hand dem von Witzendorff zeigte. Dieſer erblaßte, und rief bewegt: "ſolch' Wunder thut Gott um einer einzigen Seele willen?" Freſe fuhr fort dem erſchütterten Zweifler eindringlich zuzureden, aber als die Kohlen ausgeglüht und ſchwarz in ſeiner Hand lagen, da war auch des Junkers Glaubensregung verflogen. Um das Letzte zur Bekehrung des Unglücklichen zu verſuchen, ging Freſe abermals zum Ofen, grade als zufällig fünf Leute ins Zimmer traten: des Caſtellans Frau, deren Tochter, eine Wartefrau, der Hausknecht und ein Kaufmannsdiener Namens Hans Müllenhauer. Dieſe fünf Perſonen waren Augenzeugen, als Jürgen Freſe nun, voll Glaubensmuth und freudiger Begeiſterung in Gottes heiligem Namen, den rothglühenden Eiſenring aus den Flammen nahm, und ihn eine Zeitlang den erſtaunten Zuſchauern hinhielt. Als er ihn weglegte, war ſeine Hand, in der er nicht das geringſte Brennen empfunden hatte, völlig unverſehrt.

Soweit die Hauptſache. Die fernere Viſion Jürgen Freſe's in der nächſten Nacht, wo er den Teufel zu ſehen glaubte, gehört nicht hierher. Ob der Herr von Witzendorff durch jene Zeichen bekehrt worden iſt, verſchweigt die Geſchichte, welche zu ihrer Zeit, obſchon vielſeitig bezweifelt und geleugnet, dennoch ein großes Aufſehen gemacht hat. Mehrere Schriften ſind hierüber erſchienen, in anderen iſt ſie von Gelehrten und Laien umſtändlich beſprochen, auch jener Ring durch eine Abbildung der Nachwelt vergegenwärtigt.

Digitized by Google

19. Pastoren-Geschichten.

1. Magister Wiese's Suspension.

(1638.)

Der Magister Bernhard Wiese, wohlverdienter Archidiaconus zu St. Catharinen, war mit einer Wittwe thor Hacken wegen eines Gebäudes in Proceß gerathen, wobei er verschiedentlich mit ihrem Curator Hans Stoeff, einem Schiffbauer und Wiese's Beichtkind, hart an einander kam. Auch nach Schlichtung des Processes dauerte das Mißverhältniß fort. Des Senior Hardkopf's Versuch einer Aussöhnung in der Sacristei zu St. Catharinen schlug völlig fehl. Hans Stoeff verweigerte entschieden, sein früheres Benehmen zu widerrufen und um Verzeihung zu bitten, Magister Wiese aber konnte von solcher Forderung nicht abstehen, von deren Erfüllung er Stoeff's Zulassung zum Abendmahl abhängig machte. Ein bittres Wort giebt das andere, das Beichtkind wird grob, worauf der Beichtvater ihm im steigenden Affecte zuruft: "Hans, guter Freund, verirrtes Schaaf, wo ihr bei solcher Rancüne verbleibt, so seid ihr ein Kind des Teufels, des Todes in der Hölle, der ewigen Verdammniß." Der also Angeredete verrieth anfangs einige Neigung, statt aller Antwort dem Herrn Pastor gradezu ins Angesicht zu schlagen; dann bequemte er sich zu größerer Milde und begnügte sich damit zu entgegnen: "willt du verwünschter Pfaff mich verdammen, so sei selbst zu dreien Malen dem Teufel übergeben, zum Herrgottstisch aber will ich trotz dir und ihm dennoch gehen;" worauf er eilends davon gerannt.

Das war kurz vor Michaelis 1637 gewesen. So gern nun auch Hans Stoeff seiner Gewohnheit nach zu dieser Zeit das Abendmahl genossen hätte, so mußte er es doch unterlassen,

Digitized by Google

da sich kein anderer Beichtvater finden ließ. Da er nun seinen Gram hierüber dem Senior klagte, so vermittelte es dieser, daß Wiese's College, Herr Janichius, die Seelsorge übernahm. Und als Wiese am Neujahrstage 1638 communicirt hatte, da dachte Stoeff, nun werde er ihm gewiß verziehen haben, darum könne auch er gleichen Segens theilhaftig werden, worauf er bei Herrn Janichius beichtete und von demselben absolvirt wurde.

Als Hans Stoeff folgenden Sonntags am Altar bereits das Brodt genossen hatte und nun den Kelch empfangen sollte, da traf es sich, daß Herr Wiese, welcher diesen zu reichen hatte, seine Augen aufhub, und seinen Widersacher nahen sah, den er noch immer für einen unbußfertigen und unversöhnlichen Sünder halten mußte. Innerlich betend, Gott möge ihm sein Thun und Reden eingeben, hat der Herr Magister dennoch, — in menschlicher Schwachheit vom persönlichen Groll übermannt und seine Sache mit Gottes Sache vermengend, — zu ganz ungehörigem Verfahren sich hinreißen lassen. Denn als Hans Stoeff den Kelch zu empfangen niederkniet, hat Herr Wiese statt der verordneten Worte, die er nicht gebraucht, die Worte Pauli genommen, und gesagt: "wer unwürdig von diesem Kelche trinket, der trinket sich selber das Gericht." Während dies die Zunächststehenden mit Erschrecken gehört, ist Hans Stoeff, im Innersten entsetzet, leichenblaß vom Altar zurückgetreten. Nachdem er sich aber erholt, hat er dies Benehmen des Herrn Pastors nicht nur seinen Freunden, sondern auch dem Senior und dem Rathe geklagt.

Wegen solchen gröblichen Verstoßes wider die Kirchenordnung und unleidlichen Mißbrauches des geistlichen Strafamtes, ersichtlich durch persönliche Beweggründe veranlaßt, ist Herr Wiese alsbald von seinen Functionen suspendirt und

Digitized by Google

hat Haushaft bekommen. Nach vollendeter Unterſuchung, zu der er eine Species facti als Entſchuldigung einreichte, wurden die Acten an die theologiſchen Facultäten in Roſtock und Wittenberg zur Begutachtung verſandt. Unterdeſſen ſupplicirte ſein Schwiegerſohn Paſtor Kunow zu Uetersen, im Namen ſämmtlicher Kinder, inſtändigſt für den gebeugten kranken Vater. Auch das Kirchencollegium nahm ſich ſeiner an, wobei ſein treuer Fleiß und ſein nie raſtender Amtseifer die wärmſte Anerkennung fand.

Beide Facultäten fanden Herrn Wieſe's Handlungsweiſe höchſt tadelnswerth und die vom Rathe verfügte Suspenſion völlig gerechtfertigt. Beide erachteten, daß nun der Hauptpaſtor in amtlicher Kanzelanzeige der beleidigten und geärgerten Gemeinde eine Art Genugthuung geben müſſe, worauf Herr Wieſe ſein Amt wieder übernehmen könne. Nur in einem Puncte wichen die Gutachten ab. Die Wittenberger Theologen forderten noch zuvor einen bündigen Revers, worin Herr Wieſe ſein Benehmen als ſtrafbar anerkennen und Beſſerung geloben ſollte; — die Roſtocker dagegen warnten vor der darin liegenden Strenge, wobei ſie ſich ausdrücklich bezogen auf Sprichw. Sal. 30, 32: "wer die Naſen zu hart ſchneuzet, der zwinget Blut heraus."

Der Rath indeſſen, der es darauf wagen wollte, erklärte ſich für die Wittenberger Anſicht und ließ den Revers aufſetzen. Zu einem ſolchen wollte ſich aber Wieſe gar nicht verſtehen, obſchon er ſich die ganze Sache ſo zu Herzen nahm, daß er darüber ſchwer erkrankte. Noch eine Reihe immer milder abgefaßter Entwürfe verweigerte er, bis er endlich am 7. Januar 1639, alſo ein volles Jahr nach ſeiner unbeſonnenen Handlung, eine genügende Erklärung unterzeichnete. Am Sonntage darauf verlas der Hauptpaſtor zu St. Catharinen, Herr Magiſter Groſſe, von der Kanzel eine Anzeige, worin

Digitized by Google

E. H. Rath der christlichen Gemeinde mittheilt: daß die leider obgewaltete Irrung zwischen Herrn Archidiaconus Wiese und einem seiner Beichtkinder, imgleichen das daher entstandene Aergerniß, nunmehr gänzlich beigelegt und gehoben sei, so daß Herr Wiese nunmehr sein Amt wiederum fortsetzen werde. Der Hauptpastor fügte die Aufforderung hinzu: die Gemeinde möge Gott für alle zum Predigtamte Berufenen um Seine Gnade und um einen friedsamen Geist bitten, wie diese hinwieder täglich für das leibliche wie geistige Wohl der Gemeinde bitten würden. — Womit denn in würdiger Weise diese betrübte Geschichte beendigt worden ist.

Magister Wiese hat sein Amt noch zwanzig Jahre lang segensreich verwaltet. Mit zunehmendem Alter ist er, bei unverändertem Pflichteifer immer sanftmüthiger geworden und zuletzt einer der beliebtesten Seelsorger gewesen. Er war aus einer alten angesehenen Familie. Sein Urgroßvater, Wilhad Wiese war Rathsherr und Castellan zu Neuwerk. Sein Enkel war der hochverdiente Bürgermeister Hinrich Dietrich Wiese.

II. Eine anzügliche Predigt.

(1647.)

Dem oben erwähnten Hauptpastor zu St. Catharinen, Herrn Magister Grosse, hat übrigens sein treffliches Gebet um friedsamen Geist für seine Person nicht genugsam angeschlagen, da er selbst in Betreff des Buß- und Strafpredigens oftmals etwas über die Schnur gehauen hat. Er war ein lebendiger Kanzelredner und wußte seine Predigten durch die kräftigste Würze eingestreuter Exempel aus dem Leben, recht eindringlich und practisch zu machen. Freilich durften damals die Geistlichen ihren Gemeinden die ungeschminkte Wahrheit sagen, und die Dinge beim rechten Namen nennen.

Digitized by Google

Indeſſen war die Weiſe, wie Herr Paſtor Groſſe am 24. Trin. 1647 ſeinen ſonſt unverwöhnten Zuhörern den Text auslegte, doch wohl allzu derb; denn obſchon er keine Namen nannte, ſo waren die Perſonen, welche er mit gründlicher Gewiſſensſchärfung bedachte, doch ſo deutlich bezeichnet, daß jeder mit Fingern auf ſie wieß, bis die Reihe an ihn ſelbſt kam.

Das Evangelium handelte vom Töchterlein des Jairus. Der Herr Paſtor blieb in dieſer Predigt völlig beim Jairus und deſſen häuslichen Leiden ſtehen. Schon im Eingang lobte er denſelben ſehr, der, obſchon geiſtlichen Standes, dennoch das ſchwere Hauskreuz der Ehe demüthig auf ſich genommen habe, womit er nicht nur den "München und Jeſuiten" ſowie allen freiwillig im Cölibate lebenden proteſtantiſchen Geiſtlichen, ſondern ganz ſpeciell einem werthen Amtsbruder hieſelbſt einen merklichen Stich verſetzte. Dann blieb er beim Hauskreuze ſelbſt ſtehen, das den Jairus erſichtlich zu einem Freunde und Jünger des Herrn gemacht habe. Er benedeiete das eheliche Hauskreuz für alles Gute und Große, das es aus dem trägen Menſchen herauszuklopfen im Stande (des Lambeccii Geſchichte war damals noch nicht paſſirt, ſonſt hätte er ſie wohl als Beiſpiel benutzt) — denn ein rechtſchaffen bittres Hauskreuz muß die verſtockteſten Sünder aus dem Laſterſchlafe zur Einkehr in ſich ſelbſt erwecken, woraus Reue, Buße und Beſſerung keimt. — Nun folgte ein unverſchleierter Sittenſpiegel für die Zuhörer. Zuvörderſt bekamen die Paſtoren eine Rüge, welche den Tafelgenüſſen fröhnen und ungern ein Gaſtgebot verabſäumen, oder welche um des ſchnöden Beichtſchillings willen, "fürnehmen und ſtolzen Herren und Damen, ſowie aberwitzigen Stutzern ihre groben Sünden verſchweigen oder beſchönigen, ſtatt ihnen die Hölle zu malen wie ſie iſt, und die Perle des Nachtmals ſolchen Säuen zu verweigern." Da waren mehrere große Fliegen mit einer

Digitized by Google

Klappe geſchlagen. Dann predigte er Buße den Richtern, Advocaten und Procuratoren, welche durch Annahme von Geſchenken, z. B. Pocalen und ſilbernen Kannen, ſich blenden laſſen und das Recht beugen; wobei dem Redner juſt einfällt, daß auch er einmal habe proceſſiren und ſich von einem namhaften gewiſſen Advocaten mit ſtachelichen Anzüglichkeiten habe durchhecheln laſſen müſſen. — Weiter ging es über die Kirchenbehörden her, wobei er die Juraten zu gewiſſenhafterer Verwaltung des Kirchengutes und der Armenpflege vermahnte, wobei ihm juſt wieder einfiel, daß er auch davon ein Lied ſingen könne, da man ihm plötzlich die gebührlichen vier Säcke Kohlen entzogen habe; wenn dieſe nun wirklich der St. Catharinen Kirche zu Gute kämen, ſo wolle er ſie derſelben gern gönnen. Die kirchlichen Wahlcollegien kamen beſonders übel weg, da ſie dem Paſtor kein Votum einräumen wollten, obſchon er beſſer die Candidaten beurtheilen könne als die Wähler, die freilich mit der Elle zu meſſen und Bier zu brauen, aber keines Prieſters Tüchtigkeit zu prüfen verſtünden. — Dann wurden Schlemmer und Praſſer gekennzeichnet, die in Sammet und Seiden mit goldnen Hutſchnüren ſtolzieren, Banquette geben, zu all dem Prunk das Geld borgen, dann aber als Banquerottirer davonlaufen, oder accordiren und weiter ſchwindeln und betrügen. Ebenſo die Läſtermäuler, welche Obrigkeit, Nachbarn und alle Welt durch ihre leichtfertige Hechel ziehen, und ſogar den Prediger, während er ein ernſtes Wort zu ihnen redet, verläſtern. So ging's fort; überall fiel ihm zufällig ein Beiſpiel zur Erläuterung ein, das allemal des Pudels perſönlicher Kern war. — Schließlich verheißt er, das nächſte Mal vom Töchterlein des Jairus zu reden, und endet den Sermon: "von den jüdiſchen Pfeifern ziehe ich nur dieſes aus dem Texte, daß ſie fein nüchtern waren, wobei ich nicht ohne Urſach unſern Pfeifer, den Thurmtüter, vermahne

daß er ſich beſſere, und nicht ferner ſeine Betrunkenheit über die ganze Stadt ausblaſe."

Die uns unbekannten oder nicht intereſſirenden Perſönlichkeiten, auf welche es gemünzt war, geriethen damals in nicht geringe Aufregung. Die Predigt, welche höchſten Ortes in der Handſchrift eingefordert und äußerſt anzüglich und ärgerlich befunden wurde, brachte dem übrigens ſehr verdienſtvollen Paſtor Groſſe einen achttägigen Hausarreſt zu Wege.

III. Paſtor Corſinius.

(1659.)

Ein dritter denkwürdiger Prediger zu St. Catharinen war Herrn Paſtor Groſſe's Nachfolger: Dr. Johannes Corſinius, ein hochverdienſtlicher Mann, deſſen Leben und Wirken ſich eben ſo ſehr durch einen unerſchrockenen Freimuth als durch den Geiſt der Liebe und Freundlichkeit ausgezeichnet hat.

Mit Freimuth und Liebe gedachte er unter Andern auch einen in Hamburg eingeriſſenen Uebelſtand abzuſtellen, der ihm ſchwer auf der Seele lag. Schon einige Sonntage früher hätte er wohl dies Werk unternommen, wenn ihn nicht darin ein ärgerlicher Zwiſchenfall geſtört hätte.

Es entſtand nämlich, während er am 7. Juli 1659 predigte, eine Unruhe unter den Zuhörern. Es rauſchte hin und her, hier ſcholl ein verhaltener Angſtruf, da ein Schreckenslaut, dort ein Gekreiſch des Entſetzens. Etliche ſprangen auf, andere huben die Beine in die Höhe, Alles blickte verſtört auf die Füße, als befahre man ein am Boden kreuchendes Ungethüm. Jeder fragte, was es eigentlich gebe, Keiner wußte vollſtändige Antwort. Als das Getümmel unter dem Frauenvolk immer ärger wurde, unterbrach Herr Dr. Corſinius ſeinen Sermon, und fragte: was denn da unten los ſei? Tiefe

Digitized by Google

Stille. Endlich antwortet Peter Dreyer, der nicht allemal recht bei ſich: der Teufel iſt los! worauf Maria Cords die Schulmeiſterin einfällt: ja, der unhöfliche Satan iſt's in leibhaftiger Perſon, der hier über unſere Füße wegtanzt; Da wurde Jedermann ſehr verſtürzt, und der Tumult immer ärger, viele ſuchten ſich zu ſalviren und wollten hinaus. Aber der Paſtor blieb auf der Kanzel, gebot Stille und winkte dem Küſter und Kirchenvogt; ſelbigen herzhaften Männern gelang es, des Aufſtandes Urſach zu entdecken und Herr zu werden: denn ungemein verſtört über das Unheil ſo ſie angerichtet, kroch eine verirrte Katze unter dem Geſtühl bei der Orgel hervor, und entwiſchte durch die geöffnete Thurmthüre.

Der Uebelſtand aber, zu deſſen Erörterung Herr Dr. Corſinius wegen jenes Vorfalls nicht hatte gelangen können, war dieſer.

Ueber leere Kirchen konnten freilich die damaligen Paſtoren nicht klagen. Die ſonntäglichen und Wochen-Predigten, Betſtunden und Vesper-Andachten waren immerdar reichlich beſucht; und vor den Beichtſtühlen drängten ſich ſonnabendlich beſtändig die Conſitenten. Das war alles recht ſchön und gut. Nur ſcheinen die häufigen Bußpredigten jener Zeit darauf hinzudeuten, daß dennoch Predigt und Gebet nicht immer die gewünſchten Früchte getragen. Vielleicht rührte dies von dem allgemach aufgekommenen Gebrauch her: die Kirche ſchon vor dem Segen zu verlaſſen. Wenigſtens hielt Dr. Corſinius dafür, daß ohne den Segen, den Schlußſtein des Ganzen, kein Gottesdienſt anſchlagen könne. Es war ſo nach und nach entſtanden, anfangs nicht ſonder Schaamgefühl der Ausreißer, deren böſem Beiſpiel dann bald der allgemeine Zug der trägen Herzen folgte. Hier waren's Dienſtmädchen, die obſchon ſie vorher wegen ihres Putzes viel zu ſpät in die Kirche gekommen, nun viel zu früh wieder aufbrachen, um

Digitized by Google

noch geschwind eine Base zu besuchen. Dort waren eifrige Hausfrauen besorgt, das Mittagsmahl möchte Schaden nehmen, wenn sie nicht gleich nach dem Amen zu den Kochtöpfen heimkehrten. Aerzte, die damals zum Kirchenbesuch noch Muße hatten, konnten sich dennoch unmöglich fünf Minuten länger ihren Patienten entziehen. Kaufleute drängte es, nach angelangten Posten zu forschen. Junge Leute zog es allmächtig zu den freundlichen Begegnungen der Promenade vor Tisch. Alte und Kränkliche konnten das lange Sitzen oder die Kirchenluft und Kälte nicht länger ertragen; Advocaten und Rathsherren hatten vielleicht schon während der Predigt an ihre Geschäfte gedacht und sich zurück an den Actentisch gesehnt. Kurz, Alle hatten ihre Gründe wie die geladenen ausbleibenden Gäste im Evangelio, — und wenn der Pastor der Gemeinde den Segen spenden wollte, so waren Stühle und Bänke leer.

An einem der letzten Juli-Sonntage 1659 war's, als Dr. Corfinius, nach Erläuterung des ordentlichen Textes, sich in besonderer Angelegenheit an die Zuhörer wandte. In ernsten, freimüthigen Worten strafte er die einreissende übermüthige Kleiderpracht aller Stände; einleuchtend führte er solche Hoffahrt und weltliche Richtung auf die innere Herzenslauigkeit zurück, die den Kirchgänger verhindere, von Gottes Wort recht lebendig ergriffen zu werden, die ihn verleite, den Segen des Priesters zu verschmähen. Hier angekommen, schilderte er dessen hohe Bedeutung recht eindringlich, und ermahnte Alle, in sich zu schlagen und sofort die Besserung damit zu beginnen, daß sie blieben, bis der Segen gesprochen sei.

Insbesondere wandte er sich dann mit dieser Bitte an die Oberalten und übrigen Gemeinde-Vorsteher, und zuletzt noch an die anwesenden Herren des Rathes. Diesen zumal that er eine sehr bewegliche Erinnerung. Er führte es ihnen zu Gemüth, wie es nicht wohl ließe, wenn die Obrigkeit, auf

Digitized by Google

welche Jedermann blicke, so gar frühe ohne Mitnehmung des Segens aus der Kirche hinwegeile; er fragte sie, ob sie's verantworten könnten, daß sie damit der Gemeinde ein so bös' Exempel gäben? Er bat sie, ob sie nicht vielmehr als Väter der Stadt ihren Mitbürgern zu Lieb' sitzen bleiben möchten um des Segens abzuwarten.

Und seine lebendigen Worte flossen dem würdigen Manne so beredt vom Munde, daß man sah, wie überzeugt und durchdrungen er selbst von dem Werthe des Segens war. Seine Rede war so warmherzig, so liebreich, daß Jeder fühlte wie gut er's meinte, wie wahrhaft ihn das Wohl und Weh der Gemeinde bewegte. Er bat und flehete so freundlich dringend, so inständig, daß Keiner ungerührt blieb, sondern daß in jeder Brust der Entschluß feststand: hinfort zu thun, wie der treffliche Mann gebeten.

Als er von der Kanzel ging, flüsterten die Herren im Rathsgestühle einander zu: Amen, ja ja, es soll geschehen! In der Beede trafen Oberalten und Kirchgeschworene die gleiche Verabredung. Und als nach dem Gesange Dr. Corfinius am Altar die Collecte sang und den Segen sprach, siehe, da fehlte kein einziges Glied der Gemeinde.

Aber des Pastors gutes Wort zur rechten Zeit trug noch bessere Frucht. Die dabei gewesenen Herren vermeldeten bewegten Herzens alles in der Rathstube, und sprachen das Erforderliche an. Da vereinigten sich sämmtliche Mitglieder E. H. Raths mit Wort und Handschlag zu stetigem Sitzenbleiben in der Kirche, da wurde auch sogleich ein herzhaft Mandat erlassen. In selbigem war Bürgern und Einwohnern bei hoher Strafe geboten: von der übermüthigen Kleiderpracht abzustehen, den lieben Sonntag besser zu heiligen, und insbesondere allen Ernstes ihnen eingeschärft, hinfort niemals ohne größte Noth vor dem Segen aus der Kirche zu weichen.

Digitized by Google

Und dies Mandat hat, im Verein mit Dr. Corſinii herzlicher Anſprache, kräftig gewirkt. Pracht und Uebermuth verſchwanden und der Kirchenſegen wurde nicht fürder verabſäumt. Aber es blieben auch, was vordem nicht geſchehen, um des Segens zu gewärtigen, alle Herren des Rathes in der Kirche, bis auf den letzten Mann.

Deſſ' wurde der gute Herr Corſinius ſo vergnügt in ſeinem Gemüthe, daß er an einem ſpäteren Sonntage auf der Kanzel mit lauter Stimme Gott lobete und pries, und Ihm dankete, daß er ſeines Dieners ſchwachen Worten die Kraft gegeben, ein gutes Werk zum Heil der geliebten Gemeinden Hamburgs zu erwecken. Er dankte auch dem Rathe wie allen Zuhörern und Chriſten gar beweglich, und bat inſtändigſt, treufleißig fortzufahren auf dem beſchrittenen Wege.

Leider iſt das Gute, ſo der würdige Mann damals geſtiftet, nicht überall von Beſtand geweſen, was er aber nicht mehr erlebt hat, indem er ſchon nach fünf Jahren, im rüſtigſten Mannesalter, aus der Zeitlichkeit abgerufen worden iſt. — Gegen übermüthige Kleiderpracht iſt nach ihm noch oftmals gepredigt und verordnet, bis man's müde geworden iſt, weil's niemals gefruchtet hat, wie bekannt. In Betreff des Segens giebt's auch heute noch Viele, welche ähnliche Gründe wie die gemeldeten für ihr frühzeitiges Davonlaufen walten laſſen. Und wie's dato mit dem Kirchenbeſuch ausſieht, das wiſſen die Wenigen am Beſten, die ihn nicht verabſäumen. Es iſt ein andrer Geiſt, ein unkirchlicher Sinn in die Menſchen gefahren, deſſ' haben ſie ſelbſt kein Hehl. Und wenn unſre Prediger mit Engelszungen redeten, ihre Kirchen füllten ſich doch nicht halb ſo ſehr, als dazumal, wo doch manch' klingendes Erz und manche tönende Schelle unter den Geiſtlichen war.

Digitized by Google

Wie ſtark aber vor 150—200 Jahren der Kirchenbeſuch war, das geht unter Andern aus folgenden Beiſpielen hervor. In der Marien Magdalenen Kirche war von 1670—1680 kein Plätzchen, kein Stühlchen und kein Kläppchen zu bekommen, für kein Geld der Welt. Paſtor war damals Herr Haccius, der auch im Spinnhauſe predigte, und in jenen zehn Jahren 1480mal die Kanzel beſtiegen hat. — In der großen Domkirche konnte (um 1670) der Paſtor Chr. Siegm. Wolf vor Menſchengedränge platterdings nicht zur Kanzel gelangen, weshalb ihm unter derſelben eine kleine Sacriſtei gebaut wurde, in welche er ſich ſchon vor dem erſten Geſange begeben mußte. — In St. Michaelis Kirche um 1694 waren Paſtor Büſſing's Frühpredigten ſelbſt im Winter ſo beſucht, daß die Leute ſich kaum vor dem Erdrücktwerden bergen konnten. Der Beichtkinder hatte dieſer milde liebreiche Seelſorger ſo viele, daß er häufig erſt gegen Mitternacht fertig wurde. Drum bat er oft von der Kanzel: man möchte ſein ſchonen, er vermöcht's nicht mehr, man ſollte andre Beichtväter wählen, die verſtünden's noch beſſer denn er. Alles bekannten ihm ſeine Beichtkinder, die begangenen Sünden wie die böſen Abſichten. Als Anno 1695 der unglückliche Lic. Meins ſich aus Liebesgram erſchoſſen hatte,*) muß grade eine zur Schwermuth treibende Luft auf Hamburg gelaſtet haben, denn damals ſuchten binnen einer Woche vierzehn Perſonen bei Büſſing Schutz gegen ihre Anfechtung: ſich ſelbſt oder Andern das Leben zu nehmen. — Von der Jacobi Kirche, in welcher es den Anhängern des bekannten Dr. Mayer ſtets an Raum gebrach, wollen wir ſchweigen, weil es der Fanatismus war, der ſie dahintrieb.

Bei ſolchem Andrange zum Kirchenbeſuche mußte auf Vervielfältigung des Gottesdienſtes Bedacht genommen werden.

---

*) Siehe Hamb. Geſchichten und Sagen, S. 334.

Digitized by Google

Längſt hatten ſich in der Bürgerſchaft viele Stimmen vernehmen laſſen, welche auf Anordnung einer bis dahin noch nicht gebräuchlichen Nachmittags-Predigt drangen. Das Miniſterium war freilich dagegen, und meinte, des Predigens ſei's genug, es ließe ſich der neue Gottesdienſt nur auf Koſten der Seelſorge durchführen, welcher doch auch Rückſicht zu ſchenken ſei. Dieſe Gründe erſchienen aber dem Rathe nicht erheblich genug, worauf durch Rath- und Bürgerſchluß die Nachmittags-Predigt beliebt und am 1. Advent 1676 eingeführt wurde.

Bei dieſer Gelegenheit hatte das Miniſterium in der Meinung geſtanden, in dergleichen geiſtlichen Sachen gebühre ihm eine Stimme, da die ſtädtiſche Prieſterſchaft als dritter Stand anzuſehen ſei. Der Rath aber antwortete: in geiſtlichen wie weltlichen Dingen ſeien hierorts Rath und Bürgerſchaft bisher einzig competent geweſen, einen dritten Stand kenne er gar nicht; — durch welche Erwiederung Rev. Miniſterium ſich auch willig hat eines Beſſeren belehren laſſen.

---

20. Capitain Carpfangers Leben.

(1623—1683.)

1.

Die Geſchichte vom Tode des braven Capitain Carpfanger gehört wohl ſchon zu den verſchollenen, darum ſei es verſucht das Andenken an dieſen Ehrenmann einmal wieder aufzufriſchen und einige zeither unbekannte Momente aus ſeinem Leben und ſeiner Zeit hinzuzufügen. Nicht nur weil unter allen Hamburgiſchen Marine-Officieren ſein Name be-

Digitized by Google

ſonders rühmlich hervorleuchtet, ſondern auch, weil er in bürgerlicher wie allgemein menſchlicher Hinſicht ein ausgezeichneter Mann war, deſſen rechtſchaffenes Leben durch einen ebenſo tragiſchen als ſchönen Tod gekrönt worden iſt.

Die Stadt Hamburg pflegte vormals, — abgeſehen von den zum Loots- und Tonnenweſen gehörigen Fahrzeugen und einigen Wachtſchiffen, — keine beſtändige Marine zu unterhalten. Zu kriegeriſchen Seezügen miethete der Rath geeignete Handelsſchiffe, die er bemannen und bewaffnen ließ. Wie ſiegreich dieſe unter der Anführung eines Simon von Utrecht oder eines Ditmar Kohl geweſen ſind, das wiſſen wir aus den Stortebeker'ſchen und Kniphof'ſchen Geſchichten. — In ſpäterer Zeit war von ſolchen Freibeutereien wenig mehr zu fürchten. Zwar machten noch oftmals die von den Regierungen civiliſirter Seemächte gelegentlich autoriſirten Caper die Meere unſicher, — dennoch aber war es vorzüglich die Türkengefahr, welche der friedliche Kauffahrer beſonders fürchtete. Vor den ſchnellſegelnden Corſaren Algiers oder der andern Raubſtaaten war kein Entrinnen, — gegen die wilde Kühnheit der beutegierigen Barbaresken kein Widerſtand möglich. Und ſchrecklich war das Loos der Gefangenen, die von den grauſamen Chriſtenfeinden in die härteſte Sklaverei geſchleppt wurden. Nur wenige konnten ſpäter durch die zu ihrer Auslöſung beſtimmte "Sklaven-Caſſe" und ähnliche Inſtitute errettet werden, wofür die ganze Stadt freiwillig beiſteuerte.

Dieſe beſtändige Unſicherheit der Meere hatte ſchon frühzeitig unſre Schiffe genöthigt, nur flottenweiſe ihre Fahrten zu unternehmen. Dicht beiſammen ſegelnd, wohlbewaffnet und unter Commando eines mit der Admiralſchaft betrauten Führers, blieben ſie von einzelnen Piraten unangefochten, und ſelbſt mehreren derſelben konnten ſie getroſt die Spitze bieten.

Digitized by Google

Damals war jeder Matroſe auch zugleich Seeſoldat, und ſelten verliefen die Fahrten nach der Weſtſee und in's Mittelmeer ohne kriegeriſche Abentheuer. Aus ſolcher Schule gingen unſre See-Capitaine, ging auch Carpfanger hervor. Dieſe oft verwickelten Verhältniſſe der zu einer Admiralſchaft verbundenen Schiffer zu ordnen und zu überwachen, die Koſtenvertheilung zu regeln, auch von Staatswegen die Waffenmacht der Schiffe zu verſtärken, das war einer der verſchiedenen Zwecke des in Hamburg 1623 errichteten Admiralitäts-Collegii, dem auch die Sklavenauslöſung anvertraut war. Es beſtand aus Rathsmitgliedern und bürgerſchaftlichen Deputirten, welchen letzteren das ganze Detail der Geſchäftsführung oblag. Dennoch fielen oft genug Hamburgiſche Schiffe in die Hände der Algierer, ja es kamen ſogar häufig freche Caper verſchiedener Nationen bis auf die Elbe. Aber die vom Senat ſchon 1628 dagegen beantragte Ausrüſtung etlicher großer Kriegsſchiffe fand bei der Kämmerei und Bürgerſchaft keinen Beifall, der Koſten wegen.

Erſt der ſchmerzliche Verluſt eines Geſchwaders von acht Hamburger Schiffen, welche im Jahre 1662 eine Beute zweier algieriſcher Fregatten wurden, gab den Antrieb zu kräftigen Vorbeugungsmitteln. Dieſe mit 70 Gotlingen (kleinen Kanonen) und 119 Matroſen beſetzten Schiffe hatten nichts ausrichten können gegen die großen Fregatten der Räuber, deren jede 300 Mann Beſatzung und 32 Stücke großen Kalibers führte. Die Nothwendigkeit, unſere Handelsflotten durch ſchirmende Kriegsſchiffe convoyiren zu laſſen, leuchtete jetzt der Bürgerſchaft ein. Nachdem der hanſiſche Geſandte Aitzema in Holland vergebens den Anſchluß Hamburgiſcher Schiffe an das Holländiſche Convoyweſen, oder den Einbegriff unſrer Stadt in die Begünſtigungen des Holländiſchen Vergleichs mit den Algierern nachgeſucht hatte, ent-

Digitized by Google

ſchloß man ſich hier zur Errichtung eigner Convoy-Anſtalten. Sofort wurde eine Section des Admiralitäts-Collegii als Convoy-Deputation eingeſetzt, und derſelben die erforderlichen Anordnungen aufgetragen. Vorläufig miethete man große Kauffahrer, und verwendete ſie zum Convoyiren neben dem größten der Tonnenbojer, dem "Wapen von Hamburg," welcher mit 100 Matroſen und 50 Soldaten unter Commando des vielverſuchten Capitain Martin Holſt bemannt, als erſtes Orlogſchiff gelten kann. Uebrigens gab man allen ohne Convoy abſegelnden Schiffen auch anſehnliche Verſtärkung an Kriegsvolk aus hieſiger Garniſon, ſo wie an Geſchütz und Munition aus dem Admiralitäts-Arſenal mit.

Im Jahre 1668 wurde das erſte und 1669 das zweite der beiden am Theerhof gebauten Dreimaſter fertig; es waren Fregatten, jede mit 54 Kanonen armirt und völlig nach dem Muſter der beſten Holländiſchen "Orlog-" d. h. Kriegsſchiffe eingerichtet. Das erſte erhielt den Namen Kaiſer Leopold I. (deſſen rieſiges Standbild im Krönungsornat den Schiffsſpiegel zierte) und den Capitain Matthias Dreyer zum Commandeur. Das zweite nannte man das Wapen von Hamburg, deſſen coloſſale Darſtellung an üblicher Stelle angebracht war. Capitain Holſt, der das alte, nun wieder zum Tonnenbojer degradirte Schiff geführt hatte, erhielt das Commando des neuen.

Die Convoyfahrten gingen, wie es die damaligen Richtungen des Hamburgiſchen Handels erforderten, ſowohl in die nördlichen Meere, zum Schutz der Gröulands- und Archangelfahrer, oder in die Weſtſee und in's Mittelmeer. An allen Hafenplätzen dieſer Meere, wo Hamburgiſche Niederlaſſungen waren, z. B. Liſſabon, Cadix, Malaga, Livorno, machte die Convoy ihre Station. Je 20—30, oft 40—50 dieſer Kauffahrer ſammelten ſich um ihr Convoyſchiff, wie wehrloſe Leute

Digitized by Google

um einen gewappneten Mann. Der Capitain deſſelben war ihr Admiral, in ſeiner Hand lag das General-Commando, welchem zu aller Heil der ſtrengſte Gehorſam geleiſtet wurde. Seine Verantwortung war groß, denn nicht nur die Vertheidigung gegen die Türkengefahr, ſondern auch gegen Wind und Wetter, die ſtrategiſche wie nautiſche Führung war ihm anvertraut. Der Admiralsbrief beſtimmte genau das Verhalten der Handelsſchiffe zum Commandeur. Der Wichtigkeit ſeines Amtes entſprach die ihm beigelegte Autorität, wie auch zur See ſein wirklicher Admirals-Rang, wenn ſchon die hanſeatiſche Abneigung gegen hochklingende Titel ihm nur den Charakter eines Capitains oder Commodore's gönnte. Unter ihm ſtanden der Schiffs-Lieutenant, der Schiffer, die Steuerleute, Ober-Conſtabler und andere Officiere, nebſt einer Mannſchaft von 130—150 Matroſen und 60—80 Soldaten. Außerdem waren an Bord: der Convoy-Prediger der beim Schiffsvolk nur den holländiſchen Titel "Domine" führte, ein Wundarzt, ein Botellier der die Getränke beaufſichtigte, Köche, Profos ꝛc. Morgens und Abends war Gottesdienſt, Sonntags außerdem Predigt und Communion, denn damals galt der Spruch:

"Kein guter Boots- und Steuermann
Ohn' Beten und Singen fahren kann."

Der Artikelbrief enthielt ſtrenge Disciplinarvorſchriften für die Mannſchaft. Ein gottesfürchtiger Wandel war darin neben dem unbedingteſten Gehorſam Allen eingeſchärft. Trunk, Zank, Läſtern und Fluchen zog ſchweren Arreſt nach ſich. Wer auf der Wacht ſchlief, wurde dreimal "gekielt" (unterm Schiffskiel durchgezogen) und von allem Schiffsvolk "geleerſet" (vermuthlich die Bezeichnung für eine Art Spitzruthenlaufen). Wer den andern freventlich verletzte, wurde gekielt; wer ſein Meſſer auf den andern zuckte, dem wurde die linke Hand mit

Digitized by Google

einem Meſſer an den Maſt genagelt, ꝛc. *) Im Kabelraum durfte nicht "Toback getrunken" (geraucht) werden. Karten, Würfel und Weiber wurden an Bord nicht geduldet. Dagegen war den frommen und fleißigen Bootsleuten ein guter Sold, rechtſchaffene Koſt, — und bei Verwundung oder Verkrüppelung im Schiffsdienſt oder Gefecht, die Heilung auf Stadtkoſten bei vollem Solde, auch anſtändige Verſorgung am Lande in Ausſicht geſtellt.

II.

Der alte Capitain Matthias Dreyer war im Januar 1674 geſtorben und hatte "die rühmliche Fama eines redlichen treufleißigen Mannes hinter ſich gelaſſen." Sein Nachfolger als Convoy-Commandeur auf dem Schiff "Kaiſer Leopold I." wurde Carpfanger, zu dem wir nunmehr zurückkehren.

Wir haben von ſeinen Lebensumſtänden äußerſt ſpärliche Nachrichten. Bei ſeinen Zeitgenoſſen, die faſt gänzlich durch die damaligen traurigen Zerwürfniſſe zwiſchen Rath und Bürgerſchaft in Anſpruch genommen waren, iſt des edeln Mannes thatenreiches Leben ſo lange beinahe unbeachtet geblieben, bis daſſelbe durch die Flammen ſeines heroiſchen Todes hell aufleuchtend verklärt wurde, um dann ſpäter wieder in die Nacht der Vergeſſenheit zu ſinken. Respublica ingrata! — Nur aus den geringen Ergebniſſen mühſamer Nachforſchungen, aus Combinationen und aus einigen ſeiner zufällig erhaltenen

---

*) Eine alte Strafe, um von den damals alltäglichen Verwundungen durch Meſſerſtiche abzuſchrecken. In Oldenburg wurde 1639 ein eigenes ſogenanntes Meſſer-Edict erlaſſen. In den Seerechten der nordiſchen Völker hat ſich dieſe Strafe (die übrigens weniger grauſam iſt, als ſie ſcheint, und keine Verſtümmelung hinterläßt) am längſten erhalten.

Digitized by Google

Schiffsberichte konnten die nachfolgenden Notizen zuſammengeſtellt werden.

Im Jahre 1623 iſt Berend Jacob Carpfanger hier zu Hamburg geboren. Er ſchrieb ſeine Vornamen Bernard Jacobſen, letzteres wohl um ſich als ſeines Vaters Jacob Sohn zu bezeichnen. Dem Seedienſte ſich widmend und weidlich ſich tummelnd im Kampfe mit den Elementen und Corſaren, mag er die gewöhnliche Laufbahn als Boots- und Steuermann, bis zum Schiffer (wie der jetzt "Capitain" lautende Titel des Führers eines Handelsſchiffes heißt) raſch genug vollendet haben, da er in dieſer Eigenſchaft bereits vor 1655 das hieſige Bürgerrecht gewonnen hat. Am 27. Februar 1655 verheirathete ſich der 32-jährige Mann mit einem blutjungen Mädchen Anna Harmſen, welche eben erſt ihr ſechszehntes Lebensjahr angetreten hatte.

Damals dauerte die Schiffahrt nur vom Frühling bis Spätherbſt, in den Wintermonaten feierten Schiffe und Seefahrer. Solche Muße ſcheint Carpfanger nicht nur dem Genuß des Familienlebens, ſondern auch der eignen Ausbildung und dem Nutzen der Vaterſtadt gewidmet zu haben. Zuerſt war es die Corporation der ſeefahrenden Schiffer, die ihn zu einem ihrer Alten oder Vorſteher erwählte, worin wir ein gültiges Zeugniß für eine ihn auszeichnende Berufs-Tüchtigkeit finden dürfen. Aber auch ſeine Befähigung zu größeren Wirkungskreiſen wurde anerkannt durch ſeine Erwählung (1662) zum Mitgliede der Admiralität, welcher beſtändig zwei Schiffer beigeſellt waren. Hier fand er nicht nur im Admiralitätsgericht für die Seerechtsproceſſe, ſondern auch als Beiſitzer der Convoy-Deputation, ein weites Feld der Thätigkeit, zum Beſten ſeiner Vaterſtadt wie zur eignen Ausbildung. In noch höherem Grade geſchah dies, als er nach 3 Jahren

Digitized by Google

zum Mitgliede der Commerz-Deputation (welcher früher stets ein Schiffer angehörte) gewählt wurde.

Sein bürgerliches Wirken ging aber noch weiter. Er wohnte in der Neustadt, welche obschon durch die Festungswerke der Stadt einverleibt, dennoch in kirchlicher wie politischer Hinsicht eine Art Vorstadt geblieben war. Nachdem die große Michaelis-Kirche erbaut und 1661 eingeweiht war, trachtete die Gemeinde alles Ernstes nach völliger Gleichstellung mit der Altstadt, und übertrug die Führung dieser wichtigen Angelegenheit ihren Kirchenvorstehern, unter welchen wir schon 1665 auch unsern Carpfanger erblicken.*) Es wird nicht leicht ein Seemann, dem man hierzu weder Neigung noch Geschick zutrauen dürfte, zum Kirchenvorsteher berufen werden. Wir müssen daher in Carpfanger's Erwählung zu diesem, damals sehr bedeutsamen Amte, den Beweis eines höchst ehrenvollen Vertrauens der Gemeinde erblicken, welche bei ihm das erforderliche kirchliche und bürgerliche Interesse neben geistiger Befähigung fand. Lange Zeit blieben die unaufhörlich versuchten Schritte der Neustädter erfolglos. Dann verdankten sie der warmen Fürsprache des kaiserlichen Botschafters Grafen Windischgrätz, des oft verkannten Reichs-Commissars zur Vermittelung des innern Friedens, einige Concessionen. Aber erst 1678 wurde die Michaelis-Kirche zur fünften Hauptkirche, und erst 1685 die Gemeinde für das fünfte, mit der Altstadt gleichberechtigte Kirchspiel erklärt. Carpfanger, der nach seinem Eintritt in den Kriegs-Seedienst der Stadt aus allen bürgerlichen Functionen geschieden war, hat diese Früchte seines vormaligen Wirkens nicht mehr erleben dürfen.

---

*) Unter den auf dem Michaelis Kirchensaale aufgestellten Wappenschildern sämmtlicher Juraten, befindet sich auch Carpfangers mit dem Bilde einer Karpfe im Schilde wie auf dem Helme.

Digitized by Google

Dieſe Dinge ſind deshalb ſo umſtändlich erzählt, weil ſie klar darthun, daß unſer Carpfanger unendlich viel mehr als ein gewöhnlicher Genoſſe der wackern Schiffergilde geweſen iſt; und weil ſie nicht nur ſeinem Herzen, ſondern auch ſeinem geiſtigen Vermögen, Streben und Wirken alle Ehre machen. Daneben war er auch, wie die Randbemerkung eines Zeitgenoſſen es nennt, "ein gar feiner zierlicher Mann, der ſich überaus wohl aufzuführen verſtand", d. h. er beſaß jene geſellſchaftliche Bildung, welche ihn im Umgang liebenswerth und zum Verkehr mit höheren Kreiſen geſchickt machte. Sonſt hätte er auch ſeinen Poſten nicht erlangen können. Denn zu den vorſchriftsmäßig geforderten Qualitäten eines Hamburgiſchen Convoy-Capitains gehörte nicht nur, daß er evangeliſcher Confeſſion, hieſiger Stadt Bürger, von untadelhafter Reputation, und neben anderen neueren Sprachen auch der ſpaniſchen mächtig ſein mußte, ſondern es mußte "unſer Capitain von ſonderlich guter Conduite und capabel ſein mit großen Herren umzugehen, auch ſeinem Stande gemäß ſich überall zeigen zu können, damit die Stadt Ehre und Ruhm davon habe." Seine Tüchtigkeit als praktiſch erfahrener, wie wiſſenſchaftlich gebildeter Seemann, war bei ſeiner Erwählung wohl außer Zweifel. In ſtrategiſcher Hinſicht bot ſein früheres Leben der Momente genug, um den vorſchriftsmäßigen Beweis darüber zu liefern, "daß er ein Seegefecht zu leiten verſtehe, daß er bereits oftmals in wirklicher kriegeriſcher Action geweſen, mithin capabel ſei, das Commando zu führen."

Am Tage ſeiner Beeidigung vor dem Senat (14. Juli 1674) fand auch der feierliche Auftrag des Commando's ſtatt. Der erſte Bürgermeiſter der Admiralität umgürtete den Capitain mit einem ſilbernen Degen, und überreichte ihm dann den Admiralsſtab. In der Eidesformel heißt es etwa: "ich will

Digitized by Google

auch bei der meiner Admiralſchaft und Defenſion anvertrauten Flotte mannhaft ſtehen und eher Gut und Blut, Leib und Leben opfern, als ſie oder mein Schiff verlaſſen", — ein Gelübde, das Carpfanger auch getreu bis in den Tod erfüllt hat. —

Von nun an hat Carpfanger von jenem äußern Frieden, der das irdiſche Leben erſt werthvoll und genußreich macht, wenig mehr gekoſtet. Faſt unabläſſig war er auf der Fahrt. Kam er in einen Hafen, ſo lagen ihm die Vorbereitungen ob zu fernerer Geleitung der inzwiſchen ſich ſammelnden Schiffe, Geſchäfte, die ſtets mit Aerger und Verdruß verbunden waren. Kam er Winters zur Vaterſtadt zurück, ſo füllte eine verwickelte Rechnungsablage vor ſeinen (im kleinlichſten Detail ſehr großen) Vorgeſetzten die erſte Hälfte, die Ausrüſtung einer neuen Convoy die letzte Hälfte ſeiner Zeit. Er durfte wohl klagen: "meine Zeit iſt eitel Unruhe".

Auch auf dem Meere ließ den gewiſſenhaften Mann die ſtete Sorge um ſein Schiff und Schiffsvolk, um die ſeiner Einſicht anvertraute Handelsflotte, nicht raſten. Hab' und Gut ſeiner Mitbürger, Leben und Freiheit ſo vieler hundert Menſchen hing jedesmal an dem Commandowort ſeines Mundes.

Eigentlich waren alle Elemente, — ich meine die vier Elemente der alten Naturkunde, — dem guten Mann feindlich. Die Erde, das feſte Land, ſchadete ſeiner ohnehin geſchwächten Geſundheit, denn ein robuſter Seemann iſt er nie geweſen; ſein unerſchrockener Geiſt wohnte in einem zarten Körper. Deshalb ſchrieb er einſt, als man ihm ſein langes Weilen in Cadix zur Laſt legte: er ſei allemal froh, wenn's wieder aufs Meer ginge, wo ihm in friſcher Kühlte ſtetig wohler ſei, denn auf der terra firma. — Die Luft, der Wind, wehte ihm auf allen ſeinen Zügen mit ſeltener Be-

Digitized by Google

harrlichkeit contrair. "Wenn der Allmächtige doch diesmal mit den gewünschten Winden mich zu beseeligen gedächte"! schreibt er fast in jedem seiner Berichte, nachdem er die Unbilden der so eben erlebten Orkane geschildert, welche nach Gottes Rathschluß ihm beschieden gewesen seien, aus welchen er aber um seiner Mitmenschen willen gnädig errettet sei. — An solcher Feindlichkeit hatte das dritte Element, das Wasser, großen Antheil. Wie aber dasselbe, das ungetreue Meer, später mit dem vierten Element, dem Feuer, sich verband, um den treuesten Mann, den es je getragen, zu verderben, das werden wir später sehen.

III.

Carpfanger hat als Convoy-Capitain in 10 Jahren, zehn Reisen vollendet, auf der eilften fand er seinen Tod. Die drei ersten Reisen gingen nach Cadix, Malaga u. s. w. (1674—1677). Gleich auf der ersten Fahrt traf er beim Cap St. Vincent drei türkische Seeräuber, die jedoch der Hamburger Flotte auswichen, "weil der Kaiser Leopoldus ein gar zu ernsthaftig Gesicht machte, und sie keine Weitschichtigkeit mit ihm befahren wollten." Auf der Heimreise sah er wieder Corsaren, sie waren aber bereits satt, hatten drei Prisen im Schlepptau und wichen seitab, sonst hätte er gern versucht, "sie den eingeteufelten Türken abzujagen, und das Schiffsvolk, das Gott tröste, zu befreien." Auf der zweiten Reise traf Carpfanger im Canal auf die englische Flotte, welche den König und seinen Bruder (den Herzog von York) am Bord hatte. Carpfanger kannte seine Schuldigkeit, erwies mit fleißigem Salveschießen der Majestät die gebührende Ehrerbietung, und fuhr dann zur Aufwartung an Bord. Im Namen der Stadt Hamburg begrüßte er den

Digitized by Google

König und den Herzog, bot ihnen einige gute Presente dar, Wein, Rauchfleisch u. dgl., welche allem Anschein nach sehr willkommen waren, worauf ihm von jenen hinwieder alle Ehre wiederfuhr. Er speisete mit den höchsten Herrschaften, wobei Ihro Majestät ihm auf die Wohlfahrt der Stadt Hamburg zuzutrinken die Gnade hatte. Begegnungen mit den (ihm schon früher bekannten) Holländischen Admirälen, Tromp und de Ruyter bewiesen eben so wohl die persönliche Zuneigung dieser Seehelden zu unserm Carpfanger, als ihre Achtung vor der Hamburgischen Marine.

Auf der dritten Fahrt kam im Mittelmeere bei dunkler Nacht und "schmuttigen Nebelwetter" ein Schiff von der Flotte so weit ab, daß es sich am andern Morgen allein befand. Sogleich machten zwei türkische Corsaren Jagd auf das Schiff, dessen Führer keine andere Rettung sah, als es auf den Strand zu setzen. Hier bot die Mannschaft, verstärkt durch 50—60 spanische Strandbauern den Corsaren so lange einen wirksamen Widerstand, bis Carpfanger, der das Schiff längst suchte, zur Hülfe kam, und "die türkischen Hunde" verjagte; das Schiff wurde wieder flott gemacht und segelte mit der Flotte weiter. Diese Reise war überhaupt sehr gefährlich, sowohl der Stürme wie der Corsaren wegen. Es mußten die nach Hamburg zurückgehenden 33 Schiffe in Cadix überwintern, und nur durch den Umstand, daß zwischen England und Algier wieder "offenbarer Orlog" erklärt wurde, bekamen die hanseatischen Schiffe Luft.

Im April 1677 nach Hamburg gekommen, gönnte man kaum dem Schiffe die nöthige Zeit zur Reparatur wie dem Capitain zum Wiedersehen seiner Familie; schon im Juni mußte er mit den Archangel- und Grönlandsfahrern in's nördliche Eismeer. Im September heimkehrend, wurde er nochmals verschickt, um von Lissabon die dort liegenden Schiffe herzu-

Digitized by Google

geleiten. In diesem Jahre hatte der redliche Carpfanger viele Verdrießlichkeiten mit seiner Behörde, die seine Auslagen-Rechnungen zu groß fand; das seemännische Begrüßen andrer Kriegsschiffe durch Salutschüsse nannte sie ein nutzlos und kostbar Pulver-Verknallen. Die von Carpfanger am Bord des Leopold gegebenen Collationen zu Ehren vornehmer Gäste in fremden Häfen, und gar die gelegentlichen Presente an Gouverneure, — galten ihr für eitel Verschwendung und Ruhmredigkeit. Daß er hierin nicht nur nach üblichem Gebrauch sich richtete, sondern auch im wohlverstandenen Interesse der Stadt die er repräsentiren sollte, handelte, das konnten die in kleinen Verhältnissen lebenden Bürger der Convoy-Deputation nicht begreifen. Es ist immer schlimm wenn solche etwas großartig aufzufassende Verhältnisse mit der Elle bemessen, mit dem Krämergewicht abgewogen werden, wie dies in kleinen Republiken wohl vorkommt. Uebrigens hatte Carpfanger auch Neider und Widersacher, die ihn verredet und bei der Behörde "angegossen" hatten.

Im Jahr 1678 ging's wieder in's nördliche Eismeer mit 50 Grönlandsfahrern. Mit reicher Beute, etwa 550 großen Wallfischen ꝛc., kehrten sie im September zurück. Guten Muthes in die Elbmündung einsegelnd sah sich plötzlich die Flotte von fünf gut armirten Schnellseglern, französischen Capern aus Dünkirchen, angefallen. Das größte dieser Schiffe führte 38 Kanonen. Rasch traf Carpfanger seine Anstalten, er gab seine Befehle so umsichtig, daß die seiner Obhut vertrauten Schiffe völlig gedeckt blieben, während er selbst den Kampf mit den Piraten ausfocht. Es entstand ein hitziges fast zwölfstündiges Treffen, in welchem zuletzt die Caper von den Kanonen des Kaiser Leopold arg zugerichtet wurden. Zwei ihrer Schiffe schoß Carpfanger in den Grund, daß sie vor seinen Augen mit Mann und Maus versanken, die übri-

Digitized by Google

gen ſuchten mit Verluſt einiger 50 Mann das Weite und entkamen unter'm Schutze der Nacht. Das Convoyſchiff hatte nur zwei Todte und einen Verwundeten verloren. Unter den Todten war der Schiffs-Profos. Dieſer, der beim Gefecht eigentlich nichts zu thun hatte, war aus Neugier auf's Deck gegangen, um nachzuſehen ob die Affaire bald zu Ende, denn ihn hungerte. Und grade als er einem Bootsmann äußerte, er habe ſeit dem Frühſtück noch nichts Gewichtiges im Leibe, traf eine achtpfündige Kanonenkugel des armen Mannes Magen. Dem Kaiſer Leopold waren einige Schüſſe unter Waſſer in den Rumpf gegangen, auch hatte die Schanzbekleidung gelitten. Sonſt aber hatte er bei dem Feuer der fünf Caper ſo gut manövrirt, daß er übrigens unbeſchädigt geblieben war.

Wegen dieſer rühmlichen Affaire war viel Jubels in Hamburg. Selbſt die Admiralität — nach freiſtädtiſcher Art in lobender Anerkennung der Verdienſte ihrer Untergebenen äußerſt ſparſam — konnte nicht umhin den braven Carpfanger in damals üblicher Weiſe auszuzeichnen. Er bekam "wegen ſeiner wider die franſchen Caper zur Defenſion der Grönlandsfahrer getroffenen guten Anſtalten und wegen ſo mannhaft als ſiegreich gelieferten Gefechtes eine Verehrung von 300 Thalern."

Im April 1679 lief die Convoy abermals nach Grönland aus. Carpfanger erhielt Ordre in der Nordſee zu kreuzen, wegen der hier die Schiffahrt gefährdenden Brandenburgiſchen Caper. Der große Kurfürſt hatte damals ein böſes Auge auf Hamburg und bereits mehrere Schiffe durch ſeine Caper aufbringen laſſen. Erſt im Spätſommer des Jahres wurde der Friede vermittelt. Der Kaiſer Leopold war wegen ſeiner Größe und hohen Bauart zum Kreuzen ganz ungeeignet, und Carpfanger hatte noch nie ſo viel mit Schiff, Wind und Wellen aus-

Digitized by Google

geſtanden. Er mußte mehrmals, um ſich zu ſalviren, einlaufen; desfallſige Vorwürfe entkräftend, ſchrieb er: "Gottes Wind und Wetter kann E. E. Rath ſo wenig beſſern denn ich es vermag." Als er endlich in der See drei Brandenburgiſche Fahrzeuge traf, ging man beiderſeits ſehr rückſichtsvoll mit einander um. Jene waren mit 36, 26 und 14 Stücken armirt, der Kaiſer Leopold führte 54; wohl hätte Carpfanger ein Gefecht wagen können, aber er hatte ſtrenge Ordre, nur defenſiv zur Rettung etwa gefährdeter Handelsſchiffe zu verfahren. Die feindlichen Caper dagegen mochten einen Kampf mit dem großen trefflich geſchulten und bedienten Orlogſchiff doch auch bedenklich finden. Als bei der Begegnung im gleichen Fahrwaſſer die Caper wendeten, wendete Carpfanger ebenfalls und ließ alles zum Kampf rüſten. Der feindliche Commandeur zog die Brandenburgiſchen Wimpel auf, — Carpfanger ſeine Hamburgiſche rothe Admiralitätsflagge. Der Feind ſchickte ſeine große Schaluppe mit zwei Officieren und 50 Mann an Carpfanger, — der nur die Offiziere an Bord treten ließ. Dieſe gaben ſich das Anſehen einen ſeeüblichen Beſuch abſtatten zu wollen. Carpfanger forderte ſie in ſeine Cajüte, ließ die Römer mit Wein füllen und discurrirte mit ihnen. Sie äußerten, daß ſie hier nur auf weitere Ordres warteten, die wohl friedlich lauten würden. Nachdem ſie aufmerkſam die ganze Schiffseinrichtung betrachtet hatten, verabſchiedeten ſie ſich ſehr höflich. Carpfanger ließ dann zur Entgegnung der Brandenburgiſchen Artigkeit, einige Salutſchüſſe thun, die der Commandeur ſogleich beantwortete.

Den ganzen Sommer noch mußte er vor der Elbe und in der Nordſee kreuzen, die abgehenden Schiffe bis in den Canal begleiten, — ankommenden Nordfahrern entgegen gehen und ſie hereinführen, — alles bei "mächtig widrigen Winden und ſtetig quad' Wetter," — immer umſchwärmt von den

Digitized by Google

Brandenburgiſchen Capern (deren noch ſieben kleinere Schiffe vorhanden waren) welche aber insgeſammt durch den ernſthaften Kaiſer Leopold in Reſpect gehalten wurden. Außerdem hatte die Stadt noch zwei Schiffe gemiethet und jedes mit 150 Mann armirt, welche unter den Capitainen Johann Köſter und Peter Neumann, Carpfangers Commando untergeben waren.

Im November 1679 bekam er Ordre, mit ſeinem Schiff und Capitain Köſter nicht nach Hamburg zurückzukommen, ſondern unverweilt einen ſichern Holländiſchen Hafen zu ſuchen, da die feindſelige Haltung Dänemarks einen Angriff auf die Hamburger Kriegsſchiffe vermuthen ließ. Sie überwinterten alſo in Medemblick. Zur Koſtenerſparung mußte Carpfanger mit innigem Leidweſen ſein tüchtiges Schiffsvolk bis auf einen kleinen Stamm abdanken, ſein gutes Herz ließ ſie aber nicht ohne reichlichen Zehrpfenning ziehen, auch vermittelte er den Meiſten ihre ſpätere Wiederanſtellung. Zugleich erforderte der Leopold eine gründliche Reparatur. Ueber dieſe Dinge entſtanden wieder ärgerliche Mißverſtändniſſe mit der Behörde, deren kränkende Vorwürfe Carpfanger bei ſeiner ihm endlich geſtatteten perſönlichen Anweſenheit in Hamburg, vom December 1679 bis Februar 1680, völlig entkräftete.

Das Weihnachtsfeſt — obſchon geſtört durch dieſe unerquicklichen Verhandlungen — feierte er im Kreiſe ſeiner Familie. Bald darauf erkrankte ſeine Gattin, und am 6. Februar 1680 ſtarb ſie in ſeinen Armen. Ein gedrucktes Carmen feiert die Tugenden der im beſten Alter geſtorbenen Frau. Gleich nach ihrer Beerdigung mußte er wieder nach Medemblick zur Ausrüſtung ſeines Schiffes, mit dem er im April 1680 wohlbehalten auf die Elbe kam. Es blieb bei Wittenbergen (dem häufigen Liege-, An- und Abmuſterungs-Platz der Hamburger Orlogſchiffe) und ſchon im Mai ging die Convoy nach Cadix und Malaga unter Segel. Sein gerechtes Geſuch um Er-

Digitized by Google

ſtattung vieler Extrakoſten, die ſein Aufenthalt in Holland veranlaßt, blieb ebenſo unberückſichtigt als dasjenige wegen Vergrößerung der ungenügenden Cajüten-Dotation, aus welcher er pflichtmäßig die hohen Standesperſonen "zu Ehren und Ruhm der Stadt" bewirthen mußte.

Dieſe Reiſe dauerte bis zur Heimkehr 11 Monate. — Ende Juni war er in Cadix, wo der Vicekönig ihm durch einen Admiral die Viſite geben ließ. Im Auguſt war er in Malaga, wo der Gouverneur mit ſeinen Cavalieren ihn an Bord beſuchte. Die an beiden Orten etablirten Hamburger, aus den Familien Dreyer, de Hertogh, Moller, Ehlers u. ſ. w. verfehlten ebenſowenig den ſtets willkommenen Capitain zu feiern. Auf der Rückreiſe mußte er in Plymouth bis Februar 1681 liegen bleiben. Hier beehrten ihn die Gouverneure beider Caſtelle, die Mayors und Aldermen mit ihrem Beſuch, wogegen er einige herkömmliche "Regales" (Geſchenke) überſandte. Im März heimgekehrt, mußte Carpfanger gleich wieder rüſten um auf's Neue die weſtliche Convoy nach Cadix, San Lucar, Port à Port (Oporto) und Liſſabon zu übernehmen. Von dieſer Fahrt fehlen alle Nachrichten. Vielleicht darf man eine ohne nähere Zeitbeſtimmung uns aufbewahrte Heldenthat Carpfangers in dieſes Jahr verlegen, ſpäter iſt ſie keinenfalls vorgefallen. Die von Amerika kommende königlich ſpaniſche Silberflotte wurde nämlich unfern Cadix von türkiſchen oder mohriſchen Piraten angefallen. Im Laufe des ſich entſpinnenden Seegefechts hatten die Räuber ſich grade einiger reich beladener und deshalb zurückgebliebener ſpaniſcher Gallionen bemächtigt, als Carpfanger auf ſeinem Kaiſer Leopold mit der Hamburger Flottille darüber zukommt. Kaum gewahrt er den Stand der Dinge, als er auch raſch die Piraten angreift, ihnen einige volle Lagen von der Breitſeite ſpendet und nach tapferm Kampfe die ſpaniſchen Gallionen befreiet. Für dieſe

Digitized by Google

kühne und wohlausgeführte That wurde ihm von der spanischen Krone viel Dank und Ehre zu Theil. König Carl II., den tapfern Hamburger zu sich entbietend, dankte ihm persönlich und schmückte seine muthige Brust mit einer goldenen Ehrenkette deren große Denkmünze sein Portrait zeigte. Das war damals eben so viel — und bei der Seltenheit solcher Auszeichnung noch mehr, — als die jetzige Verleihung eines Ritterkreuzes. Der König soll auch an unsern Senat ein Schreiben gerichtet haben, worin er für die seiner Silberflotte geleisteten guten Dienste des Hamburger Orlogschiffes freundlichst gedankt und die kriegerischen Meriten des braven Commandeurs rühmend anerkannt hat. Später, bei dessen Tode, bewährte er nochmals sein besondres Wohlwollen für ihn. — Es kann sein, daß diese Action schon früher vorgefallen ist und daß sich daher das große Ansehen Carpfangers schreibt, dessen er sich bei allen spanischen Behörden zu erfreuen gehabt hat.

Im März 1682 trat er dieselbe Reise wiederum an. Sie war wegen besondrer Umstände äußerst mühevoll. Verschiedene Differenzen hatten den Befehl des spanischen Ministerii veranlaßt, alle Hamburger Güter im Reiche mit Beschlag zu belegen, die Hamburger Schiffe aber binnen 24 Stunden aus den Häfen zu weisen. Obgleich nun die Hanseatischen Consuln an letzteren Orten und der Hamburgische Resident Gualterus del Brügge zu Madrid sich sehr bestrebten, diese Maaßregeln rückgängig zu machen, so sah sich doch Carpfanger ebenfalls zu den eifrigsten Anstrengungen für diesen Zweck genöthigt. Er mußte vorerst seine Flotte in die Bai von Tanger bringen, und da er sie ohne seinen Schutz hier nicht liegen lassen konnte, daselbst verharren, und von hier aus die Verhandlungen betreiben, so unsicher der Ankerplatz auch sein mochte. Durch seinen persönlichen Einfluß bei dem

Digitized by Google

Gouverneur von Cadix, Marquis von Manſera, erlangte er die vorläufige Zulaſſung in der Bai von Cadix; ſeinen ferneren Vermittelungen glückte auch die Aufhebung des Perſonal- und Real-Arreſtes gegen Bürgſchaft. Im Auguſt wieder vor Cadix, war er Zeuge der Trauer über den Verluſt von vier großen ſpaniſchen Kriegsſchiffen, welche mit reichem Gut und 3000 Menſchen zu Grunde gingen, davon 800 in Cadix zu Hauſe gehörten. Hier wirkte er wieder unabläſſig im Intereſſe des Hamburgiſchen Handelsſtandes "mit vielfachem Sollicitiren und Briefſchreiben, ſo ſonſten gar nicht mein Caſus"; beſcheiden genug deuten ſeine Berichte das eigne Verdienſt in dieſer diplomatiſchen Angelegenheit nur an, welche dann im September einer günſtigen Beendigung entgegenſah, als Carpfanger nach Malaga ſegeln mußte, von wo er, Liſſabon anlaufend, Ende Novembers auf die Elbe zurückkam. Während er ſich nun freiwillig mit regſtem Patriotismus dem Dienſte ſeiner Vaterſtadt hingab, und deren politiſche und commercielle Verwickelungen glücklich zu löſen bemüht war, belohnte dieſelbe ihn durch eine Reihe empfindlicher Vorwürfe und Verdächtigungen kleinlichſter Art. Man warf ihm vor, daß er zur Rettung eines leck gewordenen Schiffes ſeiner Flotte, in einen Nothhafen eingelaufen ſei, und dadurch ſeine Reiſe verzögert habe. Man machte es ihm zum Verbrechen, daß er ſeiner pedantiſch genauen Inſtruction auch in andern Stücken nicht gehorſamt habe, — was theils im Drange der unvorhergeſehenen Umſtände unmöglich, theils aus höheren Rückſichten, zu Gunſten größerer Intereſſen geſchehen war. — Man forderte von ihm eine Specification der Güter die er in ſeiner Cajüte mitgenommen, man rügte das zufällige Vergeſſen derſelben bitter und ſcharf; man befahl gebieteriſch dieſe (doch ſo kleinliche) Forderung vor allen Dingen erſt zu erfüllen; man drohte, man gab zu verſtehen, daß man Unrecht-

Digitized by Google

fertigkeiten wittere, sowohl hiebei, als in Betreff der Tractamentskosten für Ehrengäste, man argwöhnte unter den Verzögerungsgründen der Reise eigennützige Absichten! Tief gekränkt, und augenblicklich bei der drückenden Last wichtigerer Geschäfte außer Stande, sich umständlich zu rechtfertigen, schrieb er wie das Bewußtsein des reinen Gewissens es ihm gestattete, und erklärte, er werde sich bei seiner Heimkehr mündlich vollkommen zu rechtfertigen wissen. Es scheint, daß dies höchst unbillige Verfahren gegen den verdienstvollen Mann nicht vom Senat ausging. Er selbst erwähnt, daß jene verletzenden Rescripte in einer ihm fremden Schreibweise verfaßt und ohne das übliche Stadtsiegel an ihn gelangt seien. Er giebt zu verstehen, daß er sich dies Alles nur aus dem Partheihaß gewisser Personen die sich damals in Alles mengten, und aus deren Wunsch ihm zu schaden, erklären könne. Wir brauchen diesen Intriguen nicht weiter nachzuforschen, da sie ohnehin mit Carpfangers Heimkehr verstoben. Als er persönlich vor seiner Behörde erschien und mündlich alles auseinandersetzte, da war er völlig gerechtfertigt, da war alles geschlichtet, kein Wort des Tadels weiter zu vernehmen.

Im Juli 1683 trat er seine gewöhnliche Fahrt nach Cadix wieder an, aber nicht auf seinem bisherigen Schiffe Kaiser Leopold, sondern auf dem Wapen von Hamburg. Sein Camerad, der Capitain Martin Holst, der diese Fregatte eigentlich commandirte, war grade suspendirt. Man gab ihm grobe Nachlässigkeiten auf einer früheren Convoy nach Italien Schuld und hatte deshalb eine Schadensklage über 28,498 ℔ gegen ihn angestellt, eine Sache die später für Holst (beiläufig: den Schwiegervater des Holsteinischen Canzlers Ulcken) günstig verglichen wurde. Da nun der Kaiser Leopold einmal wieder einer größeren Reparatur bedürftig war, so erhielt Carpfanger das Wapen von Hamburg, ein Schiff, welches

Digitized by Google

das Volk auch als Seitenstück zum Leopold I., die Kaiserin nannte.

Sein alter Unstern, widriges Wetter, regierte auch beim Beginn seines letzten Seezuges. Dem Allmächtigen gefiel es nicht, ihn "mit den gewünschten Winden zu favorisiren." In einem Sturm unweit Plymouth wurde eins seiner Schiffe so leck, daß er, um es zu salviren, in diesen Hafen einlaufen mußte, wo abermals heftiges Unwetter ihn längere Zeit festhielt. Wiederum wurde ihm hieraus von seinen Widersachern im Admiralitäts-Collegio ein Verbrechen gemacht, da in seiner Special-Instruction für Plymouth keine Liegetage bestimmt seien und es sich nun fragen werde, ob er noch vor Winter zurück sein könnte. Entschieden weiset er in seiner Antwort d. d. Cadix 24. September diesen Vorwurf zurück, indem es sich 1) von selbst verstehe, daß er ein seiner Obhut anvertrautes Schiff nicht leck und in Gefahr zu sinken auf offnem Meer zurücklassen dürfe, und 2) sei in seiner General-Instruction ausdrücklich das von ihm beobachtete Verfahren vorgeschrieben. Er fügt hinzu: "daß vor Winter meine Reise beendigt sei, und in den gewünschten heimathlichen Hafen einlaufen könne, hoffe selber von Herzen, allein solches stehet in Gottes und nicht in meiner Macht. Mit Gott kann ich's bezeugen, wie treulich ich's mit unsrer guten Stadt jederzeit gemeint, auch mit was Sorgfalt ich deren Wohlfahrt beobachtet und unnöthige Kosten zu verhüten getrachtet; will mein äußerstes Vermögen zur schleunigen Heimfahrt anwenden, das Uebrige der beliebigen Direction des Allerhöchsten befehlend. Verbleibe ꝛc. Ew. dienstwillig getreuer Capitain".

Inzwischen rechnete man in Hamburg auf seine baldige Rückreise. Es wurde wie gebräuchlich am 3. October an der Börse publicirt, daß Capitain Carpfanger beordert sei, seine Rückreise aus Hispanien via Insel Wight zu nehmen, seine

Digitized by Google

Flotte von dort auf hier allein reisen zu lassen und die daselbst ultimo October sich einfindenden Schiffe nach Portugal und Spanien unter seine Convoy zu nehmen und dahin zu befördern.

Es ist aber anders gekommen. Gott hatte den tapfern vielgeprüften Seehelden früher als er's gedacht, in den gewünschten Hafen der ewigen Heimath einlaufen lassen.

IV.

In der Bai von Cadix lag das Wapen von Hamburg vor Anker, die Expedirung der Handelsschiffe erwartend um nach der Insel Wight zu gehen. Es war am 10. October 1683 Abends gegen 8 Uhr. Carpfanger saß mit seinem Sohn, seinem Neffen, den Schiffs-Officieren und mit einigen Freunden aus der Stadt, die er zum Abschied bewirthete, wohlgemuth in der Cajüte bei der Tafel. Eben wollen die Gäste aufbrechen, als draußen ein lärmend Getümmel entsteht und der Cajütenjunge athemlos die Nachricht hereinruft, es sei Feuer in der Helle, (einem der untern Räume im Vordertheile des Schiffs) des Hochbootsmanns Junge habe es eben entdeckt. Der Capitain und seine Gäste springen auf und eilen dahin, wo sie das hier bewahrte Tauwerk in hellen Flammen finden. Dem Heerde des Brandes, in einem tiefen Raum mit schmalen Zugängen, war schlecht beizukommen, auf Ordre des Capitains wurde aber sogleich mit Eimern und Sprützen so viel Wasser als möglich auf die Gluth gegossen. Dennoch mehrte sich zusehends das Feuer, dem die Menge getheerter Taue eine ebenso entzündliche als nachhaltige Nahrung boten, und zugleich die Verbreitung fortpflanzten. Noch loderte die Gluth nur in den innersten Eingeweiden des riesigen Schiffes, dessen Helle zur Hölle geworden war, aber nach außenhin

Digitized by Google

ſignaliſirte noch kein Feuerſchein die Gefahr; dicker Rauch wälzte ſich über das unglückliche Schiff, in der Dunkelheit der anbrechenden Nacht kaum erkennbar, aber der löſchenden Mannſchaft ſehr hinderlich. Obſchon die Schiffsbeſatzung fleißig arbeitete, und zumal die gut befehligten Soldaten ihr Möglichſtes thaten, ſo mußte man ſich doch bald nach mehrerer Hülfe umſehen. Es wurden einige Kanonen als Nothſignale gelöſt; von den in der Nähe ankernden Schiffen, welche des Schießens Bedeutung nicht verſtanden, kam indeß kein Succurs; Carpfanger entſandte ſeinen Lieutenant zur Aufrufung nachbarlicher Hülfe. Es kamen nun endlich Boote genug, aber ſie wagten ſich nicht an Bord, denn ſie fürchteten ſowohl bei der wachſenden Gluth das Losgehen der geladenen Kanonen, als ſie beſorgten die Pulverkammer möchte ergriffen werden und das Schiff mit allen benachbarten Fahrzeugen in die Luft ſprengen. In der That war jetzt das Feuer dem Pulver nahe; daſſelbe durch die bereits brennenden Räume zu ſalviren, war unmöglich. Der überall thätige Capitain ließ nun auch dieſe Zugänge begießen, um wo möglich die Gefahr zu erſäufen. Während er hier die unerſchrockenen Soldaten aufſtellte, ſprang leider die Mehrzahl der Matroſen in die große Schaluppe. Aus dem Cajütenfenſter rief Carpfanger ihnen den Befehl augenblicklicher Rückkehr zu, er erinnerte ſie an ihren Eid, den ſie ihm, der Obrigkeit und Gott geleiſtet; er beſchwor ſie mit den herzlichſten Worten, ihn nicht zu verlaſſen, ſondern retten zu helfen, da jetzt mit Gottes Hülfe noch Rettung möglich ſei. Es wirkte, die Seeleute kamen wieder an Bord, und begannen auf's Neue mit Ernſt und Fleiß die ſchwierige Arbeit. Aber halb erſtickt vom Rauch, halb verſengt von der furchtbaren Gluth, hier tappend in Finſterniß, dort geblendet von der Tageshelle des Brandes, immer vergebens kämpfend gegen die reißenden Fortſchritte der nicht mehr zu bewältigenden

Digitized by Google

Flammen, ſank der Beſatzung Muth und Eifer. Nachdem man ſchon zwei Stunden lang erfolglos gegen das Element gekämpft, dem man jeden Zoll ſeines Vordringens ſtreitig machte, aber dennoch immer mehr Preis geben mußte, traten der Lieutenant und die übrigen Officiere vor den Capitain, dem ſie den unrettbaren Stand der Dinge vorſtellten. Zwiſchen Feuer und Pulver ſei nur noch ein einziges fingerdickes Brett; wofern man nicht in der Gluth verbrennen oder mit dem lodernden Wrack in die Luft fliegen wolle, ſei's jetzt an der Zeit zur Rettung von Leib und Leben. Der Capitain aber hielt noch immer die Rettung für möglich, wenn nur Jeder ſeine Pflicht thue; und als der Lieutenant meinte, das Schiffsvolk werde jetzt nicht länger an Bord zu halten ſein, ſagte er: Andrer Treubruch rechtfertige nimmer das eigne Vergehen, er kenne ſeine Pflicht und wiſſe was er zu thun habe, die Ehre ſtehe ihm höher als das Leben. Er werde das Schiff nicht verlaſſen und auf dieſen Planken leben und ſterben, ſo lange noch der Kiel unverſehrt ſei. — Es war ein erſchütternder Augenblick als jetzt ſein Sohn, ein Jüngling von 20 Jahren, dem Vater zu Füßen fiel, ſeine Knie umfaßte, und ihn mit Thränen um Gottes Barmherzigkeit willen anflehte, ſein Leben zu ſchonen und das Schiff zu verlaſſen; neben ihm kniete ſein junger Neffe. Der Vater wandte ſein Angeſicht ab, um die eignen Thränen zu verdecken, aber mit feſter Stimme entgegnete er "Hebe dich hinweg, mein Sohn, ich weiß beſſer was mir anvertraut iſt, der Pflicht und Ehre bleibe ich getreu." Hierauf befahl er einigen Quartiermeiſtern, die beiden Jünglinge in die große Schaluppe zu bringen, — und verbot es, mit Rettung ſeiner Werthſachen und Kleinodien die Zeit zu verſchwenden. Hierdurch und durch ſein unerſchrockenes ruhiges Betragen ſchien dem Volke wiederum der Muth zurück zu kehren; man ſchlug als Rettungsmittel

Digitized by Google

vor, Löcher in das Schiff zu hauen um es unter Waſſer zu ſetzen, aber der Capitain wollte ſein Schiff ſo wenig durch Waſſer als durch Feuer verloren ſehen. Er commandirte vielmehr die Taue zu kappen und das Schiff an den Strand zu ſetzen. Im Vollzug dieſes Befehls, als grade Beſam- und Fockmaſt mit der Takelage aufs Deck fallen und die Matroſen noch auf dem Raen ſitzen, kommt das Pulver vorn im Schiffsſchnabel in Brand. Da man es bereits ſtark genäßt hatte, ſo war die Exploſion mäßig, es flog wie ein ſchönes aber ernſtes Feuerwerk, in Millionen Funken zerſtiebend, ziſchend und praſſelnd empor. In demſelben Augenblick aber brannte das Feuer von unten heraus beim Fockmaſt durch, und lief nun mit geſpenſtiſcher Schnelle an dem Tauwerk dahin übers ganze Verdeck. In einem Nu ſtand jetzt das große Schiff überall in hoch gen Himmel lodernden Flammen, ein furchtbar prächtiges Leuchtfeuer auf der nächtigen Bai vor Cadix. — Im erſten Augenblick ſtand die Beſatzung wie erſtarrt, im zweiten brach ſie in ein entſetzliches Geſchrei aus und ſtürzte Rettung ſuchend nach verſchiedenen Seiten hin. Durch die Conſtabel-Kammer beim Steuer ging der Weg zur großen Schaluppe. Hier ſtand, den Zugang wehrend, auf Carpfangers Befehl der Lieutenant mit geladenem Gewehr. Er wurde hinausgedrängt in die Schaluppe hinein, und konnte froh ſein, ſeine Autorität noch ſo weit zu behaupten, daß das nachgeſtürzte Volk nicht gleich davon fuhr, ſondern noch auf mehrere Flüchtende wartend liegen blieb. Sehr viele Leute waren anfangs über Bord geſprungen, wo ſie kleine Boote und Jollen zu finden hofften; aber dieſe hielten ſich aus Furcht vor der Exploſion fern, und kamen nun erſt zur Rettung der armen Schwimmer näher, deren die meiſten ertranken. Noch lange ſah man in dem rothen Feuerſchein der auf dem Spiegel der Bai lag, die Köpfe der

Digitized by Google

mit den Wellen Ringenden, bis ſie ermatteten, und endlich in die Tiefe tauchten.

Das Feuer lief nun vor dem Winde mit aller Macht von vorn nach hinten. Der Gaſtfreund Carpfangers, der hernach einen Bericht dieſes ſchauerlichen Ereigniſſes aufgeſchrieben hat, war bis jetzt noch ihm zur Seite geblieben. Er erkannte daß er ſich jetzt retten müſſe, wenn dies überall noch geſchehen könne. Er ſah noch, daß Carpfanger mit dem Commandeur der Soldaten und einigen wenigen Getreuen zur Cajütenthür hinaus ging, und meinte, dieſe Leute trachteten, den Capitain ſelbſt gegen deſſen Willen zu ſalviren. Er ſelbſt, der Gaſtfreund, nahm ſeinen Vortheil wahr, als er das große Boot juſt unter der Cajüte ſah, und ſprang durchs Fenſter in Gottesnamen ins Meer, wo man ihn auffiſchte. Der Commandeur der Soldaten aber hat hernach ausgeſagt: an der Cajütentreppe ſeien die Flammen ihnen über den Kopf gegangen. Es habe der Capitain gerufen: rettet Ihr euch, worauf er und ſeine Cameraden über Bord geſprungen ſeien, glaubend der Capitain folge ihnen. Sie wurden gerettet. Der Capitain aber hatte ſeine Flammenburg noch nicht verlaſſen. Während es in der großen Schaluppe und unter den Rettungsbooten hieß, Carpfanger habe ſich ſo eben ſalvirt, ein holländiſcher Capitain habe ihn geborgen, — wuchs die Gefahr für die kleinen Schiffe in des brennenden Coloſſes Nähe. Da man Niemand mehr oben, und den Capitain jedenfalls gerettet glaubte, ſo kappten die Schaluppen und Boote eilends die Taue und ruderten landwärts. Es mochte um die Mitternachtsſtunde ſein. Bald darauf gingen alle Kanonen auf dem Schiffe los, ein Stück nach dem andern donnerte einen furchtbaren Scheidegruß über die Meeresfläche dahin. Schaurig tönten dieſe kriegeriſchen Salven durch die Nacht, mahnend ſchlugen ſie an's Ohr der geretteten Beſatzung, die

Digitized by Google

nun ihren Herrn vermißte. Von Schiff zu Schiff fuhr der Lieutenant mit Sorgen und Schmerzen, seinen Capitain überall vergebens suchend, er war nirgendwo gesehen. Um 1 Uhr erreichte die Flamme das Pulver in der Kugelkammer, und mit einem furchtbaren Schlage riß das Hintertheil sich vom Vordertheil los, und flog in die Luft. Jetzt begann der übrige noch brennende Theil des Schiffes sich seitwärts zu legen, und mit Allem was noch darauf war zu Grunde zu gehen, nachdem der Brand volle 5 Stunden gedauert hatte.

Einige wollen ihn von Ferne gesehen haben, den edeln Carpfanger, wie er, allein gelassen auf seiner dem Verderben verfallenen Fregatte, noch bis zuletzt umhergewandelt sei.

Andere vermeinen an einer offnen Stückpforte wohin die Lohe noch nicht gedrungen, sein ernstes bleiches Antlitz, von der Gluth tageshell beleuchtet, wahrgenommen, auch gesehen zu haben, wie er die Hände gefaltet gen Himmel geblickt, während die Kanonen neben ihm losgegangen und die Granaten gesprungen seien.

Noch andere sagten hernach aus, der selige Capitain habe zu allerletzt, als die Schiffsreste bis auf den Kiel heruntergebrannt seien, sich ins Wasser begeben, um schwimmend nach Gottes Willen entweder sich zu retten, oder unterzugehen; und sei es kein Wunder daß der kränkliche alte Herr, zumal nach den erschrecklichen Affecten und Anstrengungen der letzten 5 Stunden, baldigst in die Tiefe gefahren sei.

Folgenden Morgens 10 Uhr trieb ein Körper auf des englischen Schiffers William Thomsens Bootstau, man sah nach: es war Capitain Carpfangers Leiche, die erste der nach und nach aufgefischten Leichen der verunglückten 22 Soldaten und 42 Bootsleute. Gerettet waren 28 Soldaten und 128 Bootsleute.

Digitized by Google

V.

Am Sonnabend den 13. October, fanden unter allgemeiner außerordentlicher Theilnahme die Begräbnißfeierlichkeiten statt. Der Beerdigungsplatz für die Fremden, am Meeresstrande bei Puntales, sollte die sterbliche Hülle Carpfangers aufnehmen. Von Capitain William Thomsens Schiff wurde der mit Hut, Degen und Commandostab des Verewigten geschmückte Sarg, in einer mit Trauerfahnen behangenen Schaluppe, an's Land gefahren, gefolgt von unzähligen Booten mit leidtragenden Seeleuten aller Grade. Aus den Kanonen des Castells und aller Schiffe hallte ein Scheidegruß des Meeres, als der Sarg ans Land getragen wurde. Hier ordnete sich der Zug. Voran schritten die Schiffs-Officiere und Soldaten des zerstörten Kriegsschiffes, letztere das Gewehr rückwärts zur Erde gekehrt, als übliches Trauerzeichen. Es folgten die beiden Schiffstrompeter, einen Choral blasend, der Haushofmeister des Capitains mit dessen entblößtem Degen, zwei fremde Schiffscapitaine, der von 12 Capitainen getragene Sarg, wieder zwei Capitaine; nun folgte des Capitains Sohn, als Leidtragender, im schwarzen Trauermantel mit langwehendem Flor, ihm folgten seines seligen Vaters Freunde aus Cadix, dieselben, die mit ihm seinen letzten Abend froh verlebt hatten. Diesen schlossen sich alle anwesenden Hamburger, Hanseſtädter und Deutsche an, worauf der Zug, durch die Schiffs-Capitaine und Steuerleute sämmtlicher gegenwärtiger Schiffe von allen Nationen geschlossen wurde. Der Domine hielt am offenen Grabe eine ergreifende Rede, worin er den seligen Tod in der Treue pries, und dem Verewigten, den Gott so plötzlich aus der ungestümen Lebensschiffahrt abgerufen, und in das rechte Nobel Hispanien des Himmelreichs geführt habe, einen christlichen Nachruf widmete. Er schloß: "zwar nicht in des irdischen Hamburgs,

Digitized by Google

jedoch viel beſſer in des himmliſchen Heimburgs ewigen Ruhehafen biſt du eingelaufen, pia anima, frommer und getreuer Mann!" Dann wurde der Sarg in die Gruft geſenkt, — der Sohn warf die erſte Scholle Erde hinab, die Freunde und Cameraden thaten ebenſo. Jetzt donnerten wiederum die Kanonen des Caſtells und aller Schiffe. Mit dreien Salven wurde dem ſeligen Capitain Carpfanger die letzte Ehre erwieſen.

König Carl II. von Spanien hatte, ſobald er des ihm werthen Mannes Geſchick mit tiefſtem Bedauern erfahren, die von den Behörden zu Cadix dem Leichenzuge gegebenen Ehrenbezeugungen ſelbſt angeordnet. Solche Huldigung war wohl in dem ſtoltzen Hiſpanien ſelten einem Fremden erwieſen. Aber der König that noch mehr, er ließ auf Carpfangers Grabe ein Ehrendenkmal errichten, dem tapfern treuen Mann zum rühmlichen Gedächtniß.

Das iſt die Geſchichte von dem rechtſchaffenen Leben und Sterben des braven Hamburgiſchen See-Capitains Berend Jacobſen Carpfanger.

So ſehr nun auch die traurige Kunde ſeines Todes und des Verluſtes ſo vieler guter See- und Kriegsmänner die Gemüther der Hamburger erſchütterte, ſo hinderte dies doch nicht die Convoy-Deputation, dem Verluſt des ſchönen Orlogſchiffes auch eine gebührende Theilnahme zu widmen. Mit gewiſſenhafter Genauigkeit wurden die vom Schiffs-Lieutenant Henrich Stratmann geretteten und überſandten Schiffs-Rechnungen revidirt, um das etwanige Guthaben Carpfangers an Sold und Auslagen beſtens ausgleichen zu können. Johann Aldag, der Vormund der Carpfangerſchen Kinder, reclamirte für dieſe eine billige Entſchädigungsſumme, für das was nach dem Rechte dem Verſtorbenen zugekommen wäre, wenn er die

Digitized by Google

Reise vollendet hätte, wobei alles durch den Schiffsbrand unmittelbar an Hab und Gut Verlorene, gar nicht in Anschlag gebracht war. Sollte man es glauben? Erst nachdem in Holland und England angefragt war, wie die dortigen Admiralitäten es in gleichem Falle halten würden, und erst nachdem der Senat die Berücksichtigung der billigen Forderung anbefohlen hatte, verstand sich die Behörde dazu, "den unmündigen Kindern des seligen Carpfangers, da er Gut und Blut bei dem betrübten Ereigniß eingebüßt, die Summe von 800 Thalern zufließen zu lassen."

Ein Portrait stellt Carpfangers Antlitz mager und länglich dar. Die grade gescheitelten Haare fallen schlicht auf Schultern und Rücken. Die hohe Stirn ist gefurcht. Die großen Augen blicken ernst, fast wehmüthig, aber doch mild und freundlich; ein kleiner Bart schmückt die Oberlippe. Die weiße Halskrause fällt vorn in einer Schleife nieder. Auf dem weitfaltigen schwarzen Sammet Wamms prangt die goldene Ehrenkette mit der Denkmünze König Carls II. In gestickter Schärpe um Schulter und Brust hängt der Degen.

Von Carpfangers Nachkommen hat sich nur sehr wenig erkunden lassen. Ein Joachim Lambert Jacobsen Carpfanger ist 1696 als Kaufmann, ein Berend Jacobsen Carpfanger 1699 ebenfalls als Kaufmann, und 1721 wieder ein Berend Jacobsen Carpfanger als Weinhändler, Bürger geworden. Ob diese des Capitains Söhne und Enkel gewesen, oder ob sie Nachkommen seines Bruders Johann gewesen sind, läßt sich nicht mehr ermitteln. Später scheint der Name ausgestorben. Aber wenn auch keine Nachkommen seinen Namen unter uns fortgepflanzt haben, dennoch: das Gedächtniß des Gerechten bleibe in Segen!

Das königliche Denkmal auf Carpfangers Grabe am Meeresufer bei Cadix ist nicht mehr vorhanden; — es soll,

Digitized by Google

wenn nicht früher, doch 1808 im Franzoſenkriege bei Verſtärkung des Caſtillo de Puntales, mit dem vormaligen Gottesacker der Fremden und allen Umgebungen des Forts, zerſtört und verſchwunden ſein.

Hamburg hat niemals daran gedacht, ſeinem edeln Sohne ein Denkmal zu ſetzen; es hat ſich an den dürftigen Berichten in bald vergeſſenen Schriften vaterſtädtiſcher Geſchichtſchreiber begnügen laſſen. Und gebührt hätte ihm doch eine vom Lorbeer des Heldenthums umrankte Bürgerkrone mit dem Sinnſpruch: "furchtlos und treu, treu bis in den Tod!"

---

21. Friedensfeſte.

(1629—1667.)

Mit großer Feſtlichkeit ſind in Hamburg vormals diejenigen Friedensſchlüſſe gefeiert worden, welche die Stadt und ihren Handel beſonders intereſſirten.

So wurde am 31. Mai 1629 ein Dankfeſt abgehalten für den am 12ten deſſelben Monats zu Lübeck abgeſchloſſenen Frieden zwiſchen dem deutſchen Kaiſer und Dänemark. Die Publication deſſelben geſchah von den Kanzeln der Kirchen, worauf eine erweckliche Predigt folgte, und zum Schluß, in dem Te Deum laudamus mit Pauken und Trompeten, ſich geſammte Chriſtenheit zum Dank gegen Gott für die verliehene Gnade vereinigte. Nachmittags wurde mit allen Glocken geläutet, von allen Thürmen geblaſen, das Geſchütz auf den Wällen gelöſet, und von den 17 Compagnien Soldaten Salve gegeben. In Summa, die ganze Stadt war überaus fröhlich und guter Dinge. — Wobei hinterher zu beklagen, daß dieſe Freude nicht von Dauer, denn bereits im folgenden Jahre gerieth

Digitized by Google

die gute Stadt mit der Krone Dänemark in große Weitläuftigkeit.

Noch großartiger wurde der lang ersehnte westphälische Friede hier gefeiert. Am 15. October 1648 hatte zu Münster der bald darauf nach Hamburg berufene Dr. Schuppius das Glück gehabt, in seiner Predigt die Friedensbotschaft zu allererst von der Kanzel zu verkündigen. Diese frohe Zeitung kam dann rasch hierher und schon am Sonntage den 22. October wurde unter allgemeinster Theilnahme das Dankfest begangen. In dem Frühgottesdienst predigte man über das 51ste Capitel Sirachs, worin es Vers 35 heißt: "ich habe eine kleine Zeit Mühe und Arbeit gehabt, aber ich habe großen Trost gefunden." Die Hauptpredigten handelten über Psalm 117, 12—14: "Preise Jerusalem den Herrn, lobe Zion deinen Gott; denn er machet feste die Riegel deiner Thore und segnet deine Kinder darinnen. Er schaffet den Grenzen Friede und sättiget dich mit dem besten Waitzen." In den Nachmittagspredigten aber war der Text aus den Klageliedern Jeremiä genommen, Capitel 3, Vers 22—26, beginnend: "die Güte des Herrn ist es, daß wir nicht gar aus sind" und schließend: "es ist ein köstlich Ding, geduldig sein, und auf die Hülfe des Herrn hoffen." Unzählige Thränen der Rührung, der Freude und des Dankes sind damals aus Aller Augen geflossen, die Herzen waren weich und der göttlichen Gnade zugängig, denn die dreißigjährige grausame Kriegesnoth hatte beten gelehrt. — Nachmittags 4 Uhr begann die militairische Feier in einer unsern zarten Ohren gewiß allzu stürmischlauten Weise. Denn nicht nur donnerten zu dreien Malen alle Kanonen auf den Wällen wie auf unsern Kriegsfregatten und den Schiffen aller Nationen im Hafen, sondern auch die gesammte Miliz erregte in der Stadt ein ganz erschreckendes Musqueten-Gepraffel. Sie stand mit klingendem Spiele und fliegenden Fahnen in

Digitized by Google

drei Haufen: vor dem Rathhause, auf dem Pferdemarkte und auf dem großen Neumarkte. Als die letzte Salve verhallt war, begannen alle Glocken der Stadt ein wohlklingendes Friedensgeläute, welches anderthalb Stunden dauerte. Abends erscholl von den Thürmen eine ausnehmend schöne Choralmusik.

Diese Festlichkeiten erneuerten sich zwei Jahre später, nachdem am 16. Juni 1650 der Friede zu Nürnberg ratificirt und förmlich zur Vollstreckung gebracht worden war. Fast sollte man glauben, daß die Welt an der wirklichen Ausführung dieses Friedens gezweifelt hätte, so groß war wenigstens hier am 15. September desselben Jahres die Feier jenes sich eigentlich von selbst verstehenden Ereignisses. Nach den Predigten wurde der ambrosianische Lobgesang angestimmt, auch eine Friedenscollecte am Altar gesungen. In der Petri-Kirche wurde nach dem Hauptgottesdienst vom Cantor und seinem Sänger-Chor der 150ste Psalm mit Begleitung einer vollständigen Instrumental-Musik, ganz unvergleichlich schön ausgeführt, und nach der Nachmittagspredigt in der Nicolaikirche wiederholt. Die militairische Feier und das Glockengeläute folgte in obenbeschriebener Weise. Abends von 8—11 Uhr wurde dann noch zu männiglicher Ergötzung ein auf Stadtkosten veranstaltetes und trefflich gelungenes Kunstfeuerwerk auf der Binnenalster abgebrannt. Die Artillerie-Lieutenants Hector und Pfannenstiel hatten es verfertigt. Das schönste Stück war sonder Zweifel die feurige Vorstellung der Gerechtigkeit und des Friedens, imposante Geniengestalten, die sich umarmt hielten und einander inbrünstig küsseten, was ungemein rührend anzusehen war. In einer Pause wurde eine neue Friedens- und Freudenhymne, von der Erfindung des Pastor Rist zu Wedel, mit Trompeten und Pauken wechselsweise abgesungen und abgeblasen, wobei zum Schluß eine Menge Raqueten in die Luft stiegen. Vollkommen mit dieser Friedensfeier har-

Digitized by Google

monirte der Umstand, daß unter den dichtgedrängten Volksmassen im Jungfernstiege keine einzige Schlägerei, kein Zank, nicht einmal ein Wortwechsel sich bemerklich machte.

Auch der zu Copenhagen im Jahre 1660 zwischen Dänemark und Schweden zu Stande gekommene nordische Friede wurde am 7. October hieselbst so kirchlich wie militairisch gefeiert. Im Ganzen ähnlich wie früher, doch minder großartig und auch ohne Feuerwerk. Das Salveschießen der Soldateska innerhalb der Stadt war aber doch mißliebig geworden, weshalb es in einigen der Wallbastionen vor sich ging.

Endlich ist noch von einem eigenthümlichen Friedensfeste zu berichten, welches zwar kein obrigkeitlich angeordnetes, aber doch ein halb öffentliches gewesen ist. Nachdem es nämlich im Jahre 1667 zu Breda zwischen den Seemächten England und Holland zum Friedensschluß gekommen war, gab am 8. September der hieselbst accreditirte holländische Resident Herr Matthias Romer in seiner Wohnung, an der Ecke des alten Steinwegs und des großen Neumarkts, ein solennes Banquet, bei welchem der englische Resident Sir William Swan als vorzüglichster Ehrengast erschien. Es galt nämlich, die Versöhnung der beiden so lange verfeindeten Nationalitäten durch eine besondere Demonstration kund zu thun. Alle anwesenden fremden Gesandten, die Rathsmitglieder und die vornehmsten hiesigen Bürger waren geladen. Während der unter herrlicher Tafelmusik genossenen üppigen Mahlzeit, wurden die officiellen Gesundheiten von Trompetenstößen begleitet, auch dazu mit Schiffsböllern aus den Fenstern geschossen, was damals noch nicht polizeiwidrig war. Der Hauptact aber kam nach dem Schmause. Nachdem nämlich die Gäste sich an den Wänden des Saales gruppirt und die Musik eine besonders feierliche Weise begonnen hatte, traten die Repräsentanten Englands und Hollands Hand in Hand in den

Digitized by Google

Kreis, und tanzten dann selbander unter Trompetenschall mit ernsthafter Amtsmiene den Friedensreigen, wobei sie allerhand nachdenkliche symbolische Stellungen und Gebehrdenspiele zur Anschauung brachten.

Nachdem sie so den Hergang der Beziehungen ihrer hohen Principale zu einander mimisch dargestellt hatten, bezeichneten sie deren friedlichere Annäherung durch entsprechende immer inniger werdende Gesten, bis sie den Friedensschluß durch eine zärtliche Umarmung mit einem schallend-herzlichen Kusse darthaten. Jetzt fielen wiederum die Böller in den Fenstern des Vorsaals ein, die Trompeten machten Tusch und alle Anwesenden, äußerst gerührt und erbaut von der meisterhaften Pantomime, gratulirten.

Alsdann ließ man sich abermals zu einer Nachcollation und zum Poculiren nieder. Auf dem Markte draußen wurde ein Thurm von Theertonnen angezündet, welches Freudenfeuer mehrere Stunden brannte, was man damals ebenfalls ganz erlaubt und gar nicht gefährlich fand. Das ganze Fest dauerte sehr lange, nämlich bis an den lichten Morgen, — der durch dasselbe gefeierte Friede aber leider nur wenig länger.

---

22. Duell-Geschichten.

(1634 bis 1699.)

Verschiedene Auflehnungen gegen Moral und bürgerliche Ordnung sind niemals, in Hamburg so wenig wie in der übrigen Welt, völlig zu unterdrücken gewesen, absonderlich diejenigen, bei welchen die menschliche Eitelkeit als Haupttriebfeder erscheint. Was ist in Hamburg wie überall gegen den verderblichen Kleiderprunk, gegen Uebermuth und Hoffahrt

Digitized by Google

im äußerlichen Erſcheinen gepredigt und verordnet! Wie hat man durch Strafgeſetze den Luxus der "Brudlachten und Kindelbiere", oder der Hochzeitsgelage und Taufſchmäuſe, den unſinnigen Pomp der Leichenbegängniſſe zu beſchränken getrachtet, immer vergebens, bis zuletzt die in dieſen Exceſſen liegende Eitelkeit eine andre Richtung genommen hat. Aehnlich war es mit den Duellen unſrer gottſeligen Vorfahren vor zweihundert Jahren. Allerdings giebt es unter beſtimmten Vorausſetzungen gewiſſe Fälle, in welchen die ſonſt unheilbar verletzte durch kein Gerichtsverfahren herzuſtellende Mannes- und Standesehre, um größeren Uebeln vorzubeugen, den ehrlichen Zweikampf ſtatthaft erſcheinen läßt, — eine Wahrheit die mit beſtimmten Ehrbegriffen zuſammenhängt und deshalb wohl von keinem Frauengemüth verſtanden werden kann; — indeſſen liegt doch unleugbar den Duellen, da wo ſie maſſenhaft auftreten, viel Eitelkeit und Oſtentation zum Grunde. Deshalb waren und ſind alle Duell-Verbote zeither erfolglos geblieben, und nur die veränderte Sitte hat hier beſchränkend eingewirkt.

Dem mittelalterlichen Bürger unſrer Reichsſtadt war gewiß der Duellgeiſt des Ritterthums fremd. Beſonnen und ruhig ſeinen practiſchen Lebenszwecken hingegeben, wird kein ſcrupulöſer Ehrbegriff ſeine Berufsthätigkeit geſtört haben. Die dabei etwa vorfallenden Beleidigungen ſühnte der Spruch des Gerichts. Kam dennoch eine Ehrverletzung vor, zu deren Heilung ihm das Gericht incompetent erſchien, ſo hing ja ein Schwert an ſeiner Seite zum ſofortigen Austrag des Handels. Erſt der dreißigjährige Krieg, welcher eine Menge fremder Cavaliere und dienſtloſer Officiere, auch Glücksritter mancherlei Art, hieher führte zu dem beliebten Werbeplatz für die Armeen der Kriegsfürſten, machte bei den Hamburgern den ſyſtematiſch geregelten Zweikampf einheimiſch, welcher dann von den

Digitized by Google

Officieren unſrer Garniſon eifrigſt ausgebildet wurde. Er war längſt durch die Reichsgeſetze als eine Art des Todtſchlags verboten, wurde aber wohl nur ſelten nach der Strenge als ſolcher beſtraft.

Am 12. October 1634 verherrlichten in dieſer Weiſe zwei unſrer Officiere die Hochzeit des Lic. Freſe in Bürgermeiſter Vogler's Hauſe in der Johannisſtraße. Der Capitain Beckmann und der Stallmeiſter Curtz, anfangs unter den frohen Hochzeitsgäſten die fröhlichſten, geriethen nach der Mahlzeit mit harten Worten an einander. Von guter Lebensart wie Beide waren, verſchonten ſie die vornehme Geſellſchaft mit der weiteren Auseinanderſetzung ihrer Privatſache und beſchieden ſich gegenſeitig vor die Hausthüre. Als hier kein Friedensſchluß zu ermitteln war, erging die Forderung, welcher auch ſogleich Folge gegeben wurde. Sie gingen zum ſ. g. Plan, vor dem Johanneum, wo ſie zu ſo ſpäter Abendſtunde keine Störung zu erwarten hatten. Einige benachbart wohnende friedliebende Schulmänner, Rector Jungius, Conrector Strickius, alias Melethräus, Subrector Buſchius, mögen wohl, beim Vernehmen des ungewohnten Waffenlärmens im dortigen ſtillen Muſenrevier, entſetzt an's Fenſter getreten ſein, und, als ſie beim Fackelſcheine zwei kämpfende Cavaliere wahrgenommen, eiligſt ſich zurückgezogen und das Haupt verhüllt haben. Sonſt ſtörte keine Seele die Duellanten, deren Ehrenſache damit endete, daß im dritten Gange des Stallmeiſters Schwert dem Capitain durch's Herz fuhr. Der Sieger flüchtete und ging in auswärtige Dienſte, der Getödtete wurde mit militairiſcher Feierlichkeit in der Petrikirche am Altar beſtattet.

Seit dieſer Zeit nahm der Zweikampf, beſonders bei den hier lebenden fremden Standes- und Militairperſonen überhand. Dieſe, welche ſich der ſtädtiſchen Gerichtsbarkeit nicht unterworfen glaubten, fochten ihre Händel ganz öffentlich aus.

Digitized by Google

Es hatte ſich hierfür bereits ein förmliches Ceremoniale ausgebildet; die Kämpfer zogen zu Roß mit ihren "Secunden" (Secundanten) Cartellträgern und vielen Freunden und Zuſchauern, in zwei getrennten Haufen, zum Kampfplatz; je zahlreicher das Gefolge, je glänzender und pomphafter deren Anzug und Rüſtung, deſto ehrenvoller. Wenn ſolch ein kleines Geſchwader durch's Thor in's Freie ritt, ſo wußte Jedermann, daß ein Zweikampf der Zweck war. Dabei meinten dieſe Duellanten es ſehr ernſt und ehrlich mit ihrem Vorhaben. Mit leichter Verwundung begnügte ſich Keiner, der Tod eines der Fechter, — oft beider — war der häufige Schluß dieſes Dramas.

Böſe Beiſpiele verderben gute Sitten; das Exempel der höheren Stände wirkte natürlich auf die untern Claſſen. Wir haben oben geſehen, wie die fürſtliche Turnierluſt den Bürger Bernd Beſeke ergriffen hatte. Aehnlich fand ſich nun auch mancher vornehme Bürgersſohn von der herrſchenden Duellwuth angeſteckt; und was er nachahmte, das pflanzte ſich auch in den geringeren Ständen fort. Was fremde Edelleute ungeſcheut hier thun durften, ſollte das den freien Bürgern Hamburgs nicht ebenfalls geſtattet ſein? Und obgleich Zweifelsohne ihre Nachahmungen der cavaliermäßigen Sitten etwas ſpießbürgerlich ausgefallen ſein mögen, ſo breiteten ſie doch das Uebel immer weiter aus, und die Zahl der pomphaften Duell-Comitate, der prunkvollen Aus- und Einritte zum Zweikampf mehrte ſich in erſchreckender Weiſe. Mit der Häufigkeit verlor freilich der Werth, der Ernſt der Sache, die Duelle wurden im Ganzen weniger lebensgefährlich, aber weil Eitelkeit und Spiegelfechterei in den Vordergrund getreten und eine rohe Rauf- und Händelſucht damit verknüpft war, ſo erſchien dieſer die bürgerliche Ordnung gefährdende Zuſtand noch unleidlicher.

Digitized by Google

Am 14. Januar 1660 zogen ein Graf von Mansfeld und der schwedische Graf Gyldenstern mit unerhörtem Gepränge und zur Schau getragener Absicht zum Zweikampf nach Fuhlsbüttel, woselbst der Letztere schwer verwundet wurde. Und im Februar ritt abermals derselbe Graf von Mansfeld ebenso pomphaft zum Thore hinaus, um sich mit einem fremden Edelmann zu Pferde auf Pistolen zu duelliren. Des Grafen unschuldiges Roß mußte diesmal als Sühnopfer gelten, es wurde erschossen, und über seiner Leiche versöhnten sich die nur leicht verletzten Feinde.

Jetzt aber war die Nachsicht unsers Raths zu Ende. Er erließ (im März 1660) ein geharnischtes Mandat zur Erinnerung an die Reichsverbote der Duelle. Nachdem er in diesem Gesetz das Unzulässige, das Unchristliche, das Unmenschliche des Zweikampfes dargelegt, welchen er für Todtschlag oder Todtschlagsversuch erklärt, beklagt er bitter die schier offentliche Betreibung desselben mit Pomp und Comitat, die Thorheit der geringen Leute, welche die ärgerliche Aufführung der Größeren nachzuahmen sich unterfangen. Dann ergeht das Duellverbot für alle Stände ohne Ausnahme! Der prunkhafte Aus- und Einritt soll den Duellanten verwehrt, jeder ihrer Genossen verantwortlich gemacht werden; ihnen selbst droht bei bloßen Verwundungen ernstliche Abstrafung und darnach Stadtverweisung, — bei vorgefallener Tödtung aber: dem Ueberlebenden die Strafe der Todtschläger: die Enthauptung, und dem Körper des Getödteten: Versagung des ehrlichen christlichen Begräbnisses, Einscharrung in der Stille.

Diesem ebenso gutmeinend Moral predigenden als richterlich strengen Mandat zum Trotz fielen noch in demselben Jahr eine Menge Duelle und duellartige Rencontre's vor. Die raufluſtige Jugend strich allezeit bewaffnet umher. "Ihrer

Viele laſſen ſich mit Carabinern, Musquetons und andern geladenen Feuerröhren zu Wagen, Pferde und Fuße, in dieſer guten Stadt und dero Gaſſen blicken, friedlichen Bürgern zum Schrecken, ihres Gleichen zum Trutz, damit ſie ſich öffentlich in Wirthshäuſern und Schenken ausfordern" — ſo heißt es in dem am 19. December deſſelben Jahres wiederholt publicirten, hie und da verſchärften Mandat, das ausdrücklich auf alle Officiere ausgedehnt wird. — Dennoch kamen in den nächſtfolgenden Jahren beide Arten des Zweikampfs vor, und am 6. März 1665 verlor des ſchwediſchen Agenten Hinrich Schut's etwas leichtfertiger Sohn im Duell mit einem Officier ſein Leben. Solche im Affect des Augenblicks entſtehende Rencontre's, die man leichter ahndete als vorbedachte Zweikämpfe, fielen oft genug am hellen Tage auf der Straße vor. Im Jahr 1666 am 16 Januar geriethen zwei Kunſtgenoſſen, ein italieniſcher Concertſänger und ein Bänkelſänger, ein ſ. g. Bacchant,*) in der Steinſtraße vor dem Convent an einander. Vielleicht reizte künſtleriſche Eiferſucht die Gemüther, ſie zogen die Degen und fochten ſehr geſchickt eine Weile, bis der Italiener von ſeinem Gegner durchſtochen todt zur Erde fiel. Es zeigte ſich nun, daß er ein evangeliſcher Deutſcher war und Franciscus Demmin hieß, der aber ſeine Geſangskunſt in Italien ausgebildet hatte. Er ſoll ein muſikaliſches Wunder geweſen ſein und alle vier Stimmen, ſonderlich aber den Discant, zu Jedermanns Verwunderung unvergleichlich ſchön ge-

*) Bachanten nannten ſich urſprünglich auf Univerſitäten alle "flotten Burſchen," jene luſtigen Renommiſten, die, einzig beim Rundgeſang und Becherklang, Würfelſpiel und Schwertertanz, ausgezeichnet fleißig, ſich auch durch äußerſt auffällige Kleidung und Sitten hervorthaten. Viele derſelben verdarben ſpäter und ſanken zu Bänkelſängern, Gauklern und Comödianten hinab. Der Bacchanten Name, Tracht und Lebensweiſe pflanzte ſich dann auf eine ganze Species ſolcher vagirender Genies und Stegreifkünſtler fort.

Digitized by Google

ſungen haben. Seine irdiſche Hülle empfing der Dom. — Einige Zeit darnach rauften ſich zwei junge Bacchanten, vorher gute Cameraden, die vor den Thüren ſehr lieblich ſangen und gern gehört wurden. Sie forderten ſich, zogen ihre Degen und einer blieb todt.

Wenig mehr als ein Rencontre war der Zweikampf der beiden jungen Licenciaten, die ſich im Jahre 1677, auf Herrn Steineckers Hochzeit mit Lorenz Schulte's Tochter in der Deichſtraße, ganz empfindlich verunwilligten. Nicht ſo artig als die obengedachten militairiſchen Kampfhähne, tummelten ſie ſich vor den Augen und Ohren der zarten Braut und aller vornehmen Hochzeitsgäſte waidlich herum, anfangs mit Worten, dann mit den Degen; es wunderte alle Welt, daß die beiden angeſehenen Licentiaten ſich alſo knabenhaft durch die Zimmer, ja ſogar treppauf, treppab, jagen mochten. Endlich erinnerten ſie ſich ſelbſt der academiſchen Sitte und gingen hinaus auf die Straße. Während man nun oben endlich zu den herkömmlichen drei Hochzeitstänzen gelangen konnte, hielten die beiden Graduirten ihren Waffentanz auf offner Straße, bis einfallender Platzregen ſie auf friedlichere Geſinnungen brachte. — Vorfälle dieſer Art mögen ſehr häufig geweſen ſein, und meiſtentheils in den öffentlichen Wirthsſtuben, Wein- und Caffee-Häuſern ihre Wiege gehabt haben.

Selbſt auf der mit beſonderem Frieden bewidmeten Börſe kam es zuweilen zum Rencontre unter den ſtets wohlbewehrten Kaufleuten. Martin Fette, dem ſein in Liſſabon etablirter reicher Bruder den Titel eines portugieſiſchen Agenten verſchafft hatte, erzürnte ſich mit Lüder Knudſen, ſeinem Concurrenten im Handel, und griff ihn mit blankgezogenem Degen an, worauf verſtändige Männer das beginnende Gefecht trennten, bevor noch der Börſenknecht kam. Die Börſenalten beſtraften ihn mit hoher Geldbuße, und verboten ihm, jemals wieder

Digitized by Google

mit dem Degen an der Börse zu erscheinen. Andern Tages kam er mit Sammetrock und Scharlachhosen bekleidet, in seiner Carosse zur Börse gefahren, ließ beim Aussteigen zwar den Degen im Wagen, griff aber nun mit nackten Fäusten seinen Gegner an, den er zu Boden warf, worauf er einen ehrenvollen Rückzug suchte. Er schlug sich glücklich bis zu seinem Wagen durch, der ihn aber nur bis zur Troßbrücke brachte, wo die Wache ihn anhielt. Für seinen doppelten Börsenfrevel, saß er lange Zeit, trotz seiner portugiesischen Agentschaft, auf dem Winserbaum.

Auch unter den Garnisons-Officieren kam es oftmals zum ernsten Rencontre. So erzürnten sich im Jahre 1678 der Oberst-Lieutenant von Wasserberg*) und der Capitain-Lieutenant Bösch bei der Wachtparade auf dem Alarm- (oder wie man damals sagte) General-Platz. Die Zeit mit müßigen Hin- und Widerreden zu vertrödeln, war nicht Sache der in Cavaliersitte erfahrenen Kriegsmänner. Nach Wechselung einiger, ihren gegenseitigen Mangel an Liebe characterisirenden Kraftausdrücke, zogen sie vom Leder und kreuzten ihre guten Klingen, worauf das anwesende Officiercorps sofort einen Ring um die Kämpfer bildete. Diese fochten sehr ritterlich, zum höchsten Interesse ihrer zuschauenden Cameraden, bis der Oberst-Lieutenant am Kopfe blessirt wurde. Nach seiner Genesung sollte der Strauß von Neuem beginnen. Es wurden aber beide Gegner auf's Rathhaus gefordert, zwei Senatoren bemüheten sich, sie zu versöhnen, indeß vergebens. Der von Wasserberg als der Schuldigere erhielt darauf seinen Abschied. Nun fochten sie ihre Sache zu gelegener Stunde

*) Conrad von Wasserberg oder Wasserburg war der Schwiegervater des Rittmeisters a. D. von Hartwig, welcher, bei der Snittger'schen Entführung betheiligt, am 13. April 1685 hieselbst hingerichtet wurde.

Digitized by Google

vollends zu Ende, worauf man den tapfern Oberſt-Lieutenant wieder anſtellte.

Die eigentlichen Duelle ſcheinen damals gewöhnlich in der Gegend hinter dem Peſthofe auf dem Hamburgerberge abgehalten zu ſein, wo einſame Felder zwiſchen hohen Bäumen und buſchreichen Hecken, einen gemüthlich ſtillen zu ſolchem Vorhaben paſſenden Ort darboten. Hier hatten ſich 1677 zwei ſchwediſche Edelleute in fabelhafter Weiſe mitſammen gepaukt, trotz ihrer nahen Vetterſchaft. Denn nachdem der Aeltere dem Jüngeren den Degen dergeſtalt durch die Bruſt gerannt, daß er darin ſtecken blieb, rangen ſie noch eine Weile um den Degen des verwundeten Jüngeren, bis es dieſem trotz des Stahls in der Bruſt gelang, ſeine Klinge wieder frei zu bewegen, worauf er ihn in voller Furie dem Aelteren durchs Herz ſtößt, daß er röchelnd zu Boden ſinkt. Jetzt zieht er gelaſſen den Degen aus ſeiner eigenen Bruſt, wiſcht ihn ab, ſteckt ihn ein, ſtopft vorn und hinten Charpie in die Wunde, ſpringt auf's Pferd und jagt davon. So erzählt eine Chronik den Hergang.

Bald darauf im Jahre 1680 wurde auf derſelben Stelle ein Lieutenant der Garniſon im Zweikampf erſtochen. Ueberhaupt nahm jetzt der Duellunfug wieder überhand. Die Chronik erzählt: es ſei das leidige Duelliren ſo ſtark eingeriſſen, daß Fremde und Einheimiſche, Edelleute und Officiere wie Bürger und Bürgersſöhne, auf die geringſten Anläße hin, ſich augenblicklich in Rencontres oder cartellmäßigen Zweikämpfen mit einander geſchlagen hätten. Da fuhr denn auch der ritterliche Rauf- und Paukgeiſt in die ehrliche ſpießbürgerliche Räthelwacht. Röper und Schlieker (die Stundenrufer und Aufpaſſer unter den Nachteulen) befehdeten einander bitter. Unſühnbare Beleidigungen ſchrieen ſie ſich bei ihren nächtlichen Dienſtverrichtungen zu, worauf blutige Duelle an

Digitized by Google

der Tagesordnung waren. So betraten denn auch am heiligen Ostertage 1680 zwei graubärtige Nachtwächter die moderne Mensur hinter dem Pesthofe. Cartellträger und Secundanten fehlten nicht, die Sache ging im höchsten Grade commentmäßig zu. Auf das Commando "los" fuhren sie unerschrocken mit ihren Sabeln gegen einander, klopften, paukten und hackten unverdrossen mit rechtschaffenem Ernste so emsig auf einander herum, daß sie der kleinen Fleischwunden und des rieselnden Blutes gar nicht achteten. Ein Hieb über's ganze Gesicht that dem einen Paukanten empfindlich weh; er gerieth darüber in Berserkerwuth und hieb seinem Gegner die rechte Hand mit einem Streich so energisch ab, daß sie 10 Schritt weit wegflog. Nun war's genug dieser Parodie. Der Verstümmelte suchte seine Hand, und steckte sie ein. Beide wurden als Nachtwächter cassirt. Was aus dem Kerl mit der Gesichtschmarre geworden, weiß man nicht. Der andre, durch seine Verletzung arbeitsunfähig gemacht, verlegte sich auf's Betteln, das ihn gemächlich nährte. Sein Weib ging mit ihm Haus bei Haus; sie trug ein Gefäß mit Essig, darin lag die abgehauene Hand ihres Gatten, die zeigte sie den Leuten vor, wie er seinen Armstumpf, dann gaben die mitleidigen Herzen gern ein Almosen um Gotteswillen.

Gegen solchen Unfug ließ der Rath oftmals sein Mandat wiederholt und verschärft publiciren. Die welche in irgend einer Weise hülfreiche Hand dazu geboten, auch Wirthe und Hauseigner in deren Local der Streit zur Forderung geführt hatte, wurden mit 100 Thalern Buße bedroht, wenn sie nicht sogleich Anzeige davon machen würden. Sogar die zum Beistande der Verwundeten hinzugezogenen Chirurgen wurden zur Anzeige verpflichtet.

Noch am 10. Februar 1699 belehrte der Rath in einer ausführlichen Verordnung Einheimische wie Fremde über die

Digitized by Google

Unmoralität der Duelle. Er ſchildert lebhaft das verbrecheriſche Treiben jener Ruheſtörer und Friedebrecher, welche ſich bei etwanigen Beleidigungen mit dem ordentlichen Weg Rechtens nicht vergnügen laſſen, ſondern lieber zu eigenmächtiger Ahndung mit Worten und Werken greifen, und das höchſt ſchädliche Duelliren, Balgen und Kugelwechſeln gleichſam als erlaubte Dinge oder gar als Profeſſion betreiben. Solche friedhäſſige Raufbolde gebe es leider unter den Einheimiſchen wie Fremden hierorts zu viele, die in Wirths- und Caffeehäuſern ihr liederlich Gezänke und Haderweſen tagtäglich exercirten, ſich zum Duell ausforderten, andere ebenſo unſaubere Subjecte als Cartellträger und Seconden anſtellten, um mit Degenkreuzen und Kugelwechſel ihre nichtsnutzige Differenz abzumachen. Vollends unleidlich wäre es, wenn Auswärtige ihre auf fremdem Territorio entſponnenen Händel hieſelbſt ausführten und dabei mit Pomp und Comitat ein- und auszögen. Solch ein friedbrüchiges Betragen erwecke Gottes Zorn und Strafe über Stadt und Gebiet, der augenſcheinlichen Gefahr für Verluſt der Seelenſeeligkeit der Frevler gar nicht einmal zu gedenken. Darum müſſe E. H. Rath noch ernſter denn zuvor einſchreiten.

Und nun erfolgt das verſchärfte Verbot mit allen Strafdrohungen, darunter die Todesſtrafe für den Ueberlebenden, das unehrliche Begräbniß für den getödteten Duellanten, Gefängnißſtrafen wenn kein Leben dabei verloren iſt, Geld und Freiheitsſtrafen für die Seconden, Cartellträger u. ſ. w. auch für die Wirthe, Aerzte und alle Hehler, welche vom Duell gewußt, die Anzeige aber unterlaſſen haben. Auch das Rencontre, darunter gegenwärtig ein Duell verſteckt zu werden pflege, wird ſtrenge verboten.

Mehr als dies Mandat mag die veränderte Zeit- und Sittenrichtung dem Unweſen geſteuert haben. Unter den Hamburger Bürgern und Einwohnern finden wir im vorigen

Digitized by Google

Jahrhundert nur selten Spuren des Brauchs der Zweikämpfe, welcher dagegen unter dem Militair, sowohl im hiesigen als fremden Dienste, fortbestand. Namentlich fielen oftmals Duelle vor zwischen den Hamburgischen und den Dänischen Officieren in Altona, sowie zwischen den vielen fremdherrlichen hieselbst auf Werbe-Commando stehenden Militairpersonen, deren geschäftlicher Zweck leicht Eifersüchteleien erzeugte, welche dann bei abendlicher Muße im Caffeehause ebenso schnell zur Herausforderung führten.

---

23. Ein unheilvolles Landgericht.

(1660.)

In alten Zeiten, etwa damals, als die Landschaft Billwärder von dem Schauenburger Grafen Adolf zu Holstein an Hamburg abgetreten wurde (1385), nannte man ihre der Stadt zunächst liegende Spitze Billhorn. Der noch ältere Name, etwa um 1162, war Billnemuthe gewesen, beides längst verschollene Namen. Selbst die zuletzt gebräuchliche Benennung Bullenhusen scheint gegenwärtig in dem lang gestreckten, von der grünen Brücke bis nach Rothenburgs-Ort reichenden Begriff Billwärder-Steindamm untergegangen zu sein, und sich nur noch andeutungsweise erhalten zu haben in den Namen Buller- oder Bullen-Deich und Bullenhuser-Schleuse. Freilich die Schleuse, welche vormals in der Gegend des Ausschläger Weges den Lauf der Bille hemmte, ist längst weggeräumt und hat der grünen Brücke Platz gemacht; daneben aber hat sich das Schleusenhaus wohl erhalten. Es diente von Altersher wie noch heutigen Tages zu verschiedenen öffentlichen Zwecken der Landherrschaft Bill- und Ochsenwärder,

Digitized by Google

z. B. als Verſammlungsort der Landvögte und Höftleute, zur Abhaltung von Auctionen, zur Hegung des Landgerichts, als deſſen vornehmſter, (zuletzt einziger) Gegenſtand die Verlaſſung des Grundeigenthums anzuſehen iſt. Obſchon es bald 300 Jahre alt, nämlich im Jahre 1587 gebauet iſt, ſo ſieht dieſes (übrigens auch abſeiten der Landſchaft als Wirthshaus verpachtete) Gebäude dennoch ſehr ſtattlich und unverfallen aus, und Jedermann der einen Spatziergang dahin unternimmt, wird ſich der höchſt anmuthigen Lage am ſchattigen Bill-Ufer erfreuen, bei deren Anblick gewiß jede Berlinerin ausrufen wird: "wundervoll reizend!"

In dieſem Bullenhuſer Schleuſenhauſe nun wurde am 21. Juni 1660 von den beiden Prätoren und Rathmannen Herrn Nicolas von der Fechte und Herrn Lic. Peter Rentzel herkömmlichermaaßen das Landgericht abgehalten, welches leider Gottes für beide Herren höchſt verderblich ausgeſchlagen iſt, wovon, was noch mehr zu beklagen, ihnen ſelber und ihrer wechſelſeitigen Gemüths-Antipathie, die ganze Verſchuldung beizumeſſen iſt.

Gedachte Herren ſollen einander niemals ſonderlich günſtig geweſen ſein, was wohl urſprünglich in einem bereits ein Jahrhundert dauernden Zwieſpalt ihrer anſehnlichen Familien ſeinen Grund gehabt hat, wie dergleichen Zwiſte unter vornehmen Geſchlechtern freier Städte von jeher vorgekommen ſind. Hier mögen nun noch Gemüths-Verſchiedenheiten und allerlei Perſönlichkeiten hinzugetreten ſein. Herr Nicolas von der Fechte, der vor ſeiner Erhebung zum Rathsſtande (1653) wohlverdienter Camerarius und Oberalter, übrigens aber ehedem ſeines Zeichens ein großer Seidenkramer geweſen war, hatte bei vieler Gutmüthigkeit, unerſchrockener Characterſtärke und gutem Verſtande, doch den Fehler der Hitzköpfigkeit, wobei der ehrliche gradſinnige Herr auch etwas derb und ruſti-

Digitized by Google

calisch in seinen Manieren, wie grobdräthig in seinen Scherzen gewesen sein soll. Der gelehrte Herr Lic. Peter Rentzel dagegen, dessen Vater, Groß- und Urgroßvater im Rathe gesessen,*) war ein großmüthiger Mann, klug zu Rath und rasch zur That, welterfahren und gewandt, leider eben so jäh zum Zorn als Herr Nicolas, dabei ein feiner witziger Kopf, nur allzuscharf mit der Zunge, — Eigenschaften die den Rentzels insgesammt zugeschrieben wurden. Tüchtige patriotische Männer, warmherzig und biedersinnig waren aber Beide, die einander trefflich ergänzt haben würden, wenn sie sich kühn entschlossen hätten Freunde zu werden. Bislang hatten sie indeß ihre gegenseitige Abneigung noch immer zu verbergen gewußt, und alle vorgekommenen Reibungen in und außer der Rathsstube waren stets anständig verlaufen.

An diesem unseligen 21. Juni 1660 müssen beide Herren jenes Gebot überhört haben, welches doch nach alter Formul in ihrem gerichtsherrlichen Namen vom Fiscal und Vogt dreimal laut genug ausgeschrieen war: Unlust, Hader, Geschrei u. dgl. zu meiden. Vielleicht wälzten sie noch eine Controverse aus der Rathsstube in sich herum oder grübelten über eine sonstige Unbill, die einer dem andern nachtrug, — genug, sie übten zwar während des Landgerichtes ihr Amt zu Jedermanns Genügen fein ordentlich aus, jedoch mit erstaunlich ernsthaftiger Miene und unverkennbarer Gewitterschwüle der Gemüther. Soweit ging alles noch gut. Als nun aber nach geschlossenem Gericht der landesübliche Schmaus folgte, bei welchem die Herren in rüstiger Vertilgung kräftiger Fleisch- und Gemüse-Massen von Landvögten und Höftleuten nach-

*) Sein Vater war jener Rathsherr Hermann Rentzel, von dem das Sprüchwort "na Spandau fahren" herrührt; m. s. Hamburgische Geschichten und Sagen, S. 286.

Digitized by Google

drücklichſt unterſtützt wurden, da kam denn leider das ſtille unheilkündende Grollen zum dröhnenden Donnerwetter.

Es ſoll ein witziger aber biſſiger Scherz des Herrn Rentzel geweſen ſein, der den ehrlichen von der Fechte ſo ausnehmend alterirt hat, daß er replicando mit keiner geringen Derbheit herausgefahren iſt. Nach der ſoeben noch ob dem Mahle brütenden Schweigſamkeit war urplötzlich, wie Raketen- und Schwärmer-Geprasſel, ein hitziger Wortwechſel zwiſchen beiden wohlweiſen Herren entſtanden, ſo ſcharf und ſchneidend, ſo laut und tobend, daß Landvögten wie Höftleuten vor Schrecken und Staunen der fetteſte Biſſen in den offenen Mäulern ſtecken blieb, und ſie betreten des Ausganges harrten. Der kam nur zu bald. Herr Rentzel ereifert ſich über eine neue höchſt anzügliche Derbheit ſeines Widerparts dergeſtalt, daß er ſich gänzlich vergißt, und Herrn von der Fechte unter der injuriöſen Betitelung eines dummen Kramerjungen, einen empfindlichen Schlag an den Hals verſetzt, was Etliche für eine Ohrfeige, Andere für eine Maulſchelle gehalten haben.

Als nun Herr von der Fechte, ſchier von Sinnen über ſolche Schmach, wie ein angeſtochener Eber über Herrn Rentzel herfallen will, da ſcheint es den Bauern an der Zeit ihre Herren auseinander zu reißen, zerren alſo ihrer fünf bis ſechs den Einen zurück, während die andern dem von der Fechte Hände und Füße halten daß er ſich nicht rühren kann. Es iſt ein wüſtes Getümmel geweſen im Bullenhuſer Schleuſenhauſe, Jedweder hat geſchrieen und die Bauern haben zuletzt wie unſinnig gebrüllt, in der guten Abſicht, dadurch die gute Harmonie unter den Herren herzuſtellen. Herr von der Fechte hat anfangs ſehr gegen ſeine Bändiger getobt und ſich platterdings losreißen wollen, ihrer plumpen Fäuſte ſich aber nicht entledigen können. Dann hat ſeine Berſerkerwuth nachgelaſſen, er iſt leichenblaß und ganz ſtumm geworden, nur daß ſeine

Digitized by Google

Augen wild gerollt haben, während er seinen ungeheuren Aerger hat hinunterwürgen und das ganze Maaß seiner Leidenschaften still in sich hineinfressen müssen, (wie ein alter Erzähler sich ausdrückt). Mittlerweile ist Herr Rentzel zur Stadt gefahren, worauf die Landleute Herrn von der Fechte in seinen Wagen gesetzt und nach seiner Sommerwohnung in Billwärder haben bringen lassen, womit die ehrlichen Kerls den ganzen Handel völlig geschlichtet geglaubt haben. Aber solche Leidenschaften, Ehrenkränkung, Zorn und Rachbegier, stumm und unmächtig in sich selbst verarbeiten zu müssen, das kann nimmermehr gut thun. Drei Tage und drei Nächte lang saß Herr Nicolas in seinem Landhause, sprach kein Wort, schlief nicht, aß und trank nicht. Am vierten Tage beredeten ihn die Seinen, daß er sich werde christlich gefaßt haben, und nun zu Rath fahren möge. Welches er that. Als er aber in der Rathsstube während der langen Session auf seinem Platze neben seinem Todfeinde ganz still sitzen mußte, ohne ihm, nach seiner Leidenschaft Gelüste, den Degen durch die Brust stoßen zu dürfen, da ist ihm übel zu Muthe gewesen; und beim Klang der Stimme des grade votirenden Herrn Rentzel, da ist der innere Kampf in ihm so übermächtig geworden, daß es ihm das Herz gebrochen hat, und er für todt vom Sessel gefallen ist. Als man den armen Herrn nach Hause und zu Bette gebracht, hat er noch einige Tage gelebt. Herr Rentzel, obzwar er sich selbsten am gröblichsten beleidigt geglaubt, hat sich doch über diesen betrübten Fall seines Gegners sehr erschrocken, darum ist er in sein Haus gegangen, um sich mit ihm auszusöhnen. Ob dieser aber schon in agonia mortis gelegen, oder die Anmeldung falsch verstanden, genug Herr Rentzel ist gar nicht mehr vorgelassen, und Herr von der Fechte ist bald darnach, am 3. Juli, seines Alters erst 53 Jahre, verstorben und in St. Catharinen-Kirche

Digitized by Google

beſtattet. Seine Frau Wittwe, Anna geb. Wallich, hat ſogleich voller Bitterkeit gegen Herrn Rentzel, demſelben die Hiobspoſt kund thun und ihm gar penetrabel zu Gemüthe führen laſſen: Wie daß er der Urheber dieſes jammerhaften Unglücks ſei und ſie zur Wittwe, wie ihre zwei Töchter zu Waiſen gemacht habe. Die arme Frau hat ſich über all' dies Unheil ſo abgehärmt, daß ſie ihrem Eheherrn ſehr bald nachgefolget iſt.

Fürwahr, das war ein unheilvoll Landgericht geweſen, wie keins je zuvor noch hernach.

Denn auch Herr Peter Rentzel hat ſeitdem keine frohe Stunde mehr gehabt, wie leicht zu ermeſſen. Mit ſeinem Scherz und Witz iſt's für immer aus geweſen; geredet hat er überhaupt nicht viel mehr hienieden, und ſein früher Tod, zwei Jahre darauf, iſt wohl die fernere Folge dieſes verderblichen Landgerichts geweſen. Wie viel Kummer und Herzeleid iſt daraus entſprungen! Faſt ſollte man meinen, es wäre beſſer geweſen, die ehrlichen Bauern hätten die Streiter nicht getrennt, — oder noch beſſer: die Herren hätten gleich beim Beginn des Zwiſtes die leidige Zungendreſcherei eingeſtellt, und dagegen draußen am buſchigen Ufer der Bille einen ſtillen Ort aufgeſucht, allda ihre Degen gezogen und nach altdeutſcher ritterlicher Sitte den Strauß ausgefochten. Schlimmeres hätte ja gar nicht darnach entſtehen können, als nun in viel weniger ehrenhafter Weiſe entſtanden war. Beſſer doch immer ein Tod durch das Schwert eines vollbürtigen Gegners, als Erſtickung an Gift und Galle, oder Verzehrung in friedloſer Reue.

Herr Peter Rentzel alſo ſtarb im November 1662. Er war immer ernſthafter geworden und bei muſterhafter Verwaltung ſeiner Aemter ſichtbarlich dahin geſchwunden. Das ſtete Andenken an ſeine große, ungebüßt gebliebene Uebereilung und ihre betrübten

Digitized by Google

Folgen hatte in ihm den Gedanken erweckt: durch eine der Vaterstadt gewidmete Stiftung einen Act der Sühne zu begehen und der Gerechtigkeit eine Genugthuung zu bieten. Seine richterlichen Erfahrungen leiteten ihn auf die Nützlichkeit einer Anstalt für Uebelthäter. Männliche und weibliche Maleficanten von gewissen Gattungen wurden damals nach bestandener Züchtigung mit der Stadtverweisung bestraft, welche sie entweder sogleich wiederum brachen und die Stadt von Neuem mit ihren Missethaten heimsuchten, oder auswärts fortfuhren zu sündigen und zu verführen, jedenfalls aber selbst immer gottloser und verderbter wurden. Diese sollte die Anstalt aufnehmen und unschädlich machen, sie auch durch strenge Zucht, Arbeit und Lehre falls möglich noch bessern. Dies ist der Sinn der letztwilligen Verfügung Herrn Rentzels, durch welche er der Stifter des Spinnhauses geworden ist, dessen Bestimmung jetzt freilich etwas verändert erscheint. Nach der Verordnung des kinderlosen Stifters haben seine Erben, seine Wittwe, Anna Maria geb. Twestreng und seine Brüder Hermann und Hinrich Rentzel, das Werk vollendet. Auf einem von der Kammer verliehenen Platze, am Ende des vormaligen Alsterthors und Holzdamms, dem Marstall am Heidenwall gegenüber, ließen sie durch den berühmten Stadtbaumeister Hans Hamelow im Jahre 1666 den Bau des Spinnhauses ausführen, und wiesen zu dessen Unterhaltung ein Capital von 10,000 ℳ Sp. an, dem die Wittwe noch 3,000 ℳ beifügte. Später ist es mehrfach erweitert und vergrößert. Der gedachte Bruder Hermann Rentzel war seit 1662 Oberalter zu St. Catharinen; er hat dem Thurme dieser Kirche eine schöne vergoldete Krone geschenkt, die man irrigerweise aus Störtebekerschem Golde angefertigt vermeinen will.

Digitized by Google

Dazu hat er für die Schulen im St. Catharinen Kirchspiel eine Katechisation gestiftet, welche noch jetzt alle Dienstag von einem der Prediger in der Kirche gehalten wird, wobei halbjährlich schöne Medaillen als Prämien unter die besten Schüler vertheilt werden.

Die Familien von der Fechte und Rentzel haben sich zuletzt vertragen, und den Vergleich durch eine Heirath solemnisirt.*) Es sind von 1528 bis 1660 unter unsern Bürgermeistern, Rathsherrn, Oberalten und Kämmereibürgern, neun von der Fechte's gewesen. Zwei noch bestehende milde Armenstiftungen rühren von dieser Familie her, deren eine von 5 Brüdern gemeinsam gegründet ist. Von der nunmehr auch ausgestorbenen Familie Rentzel sind in den 300 Jahren von 1532 bis 1832 etwa 10 Mitglieder als Rathsherren ꝛc. für das Gemeinwohl besonders thätig gewesen. Deshalb ziemt es sich wohl, wenn wir bei dieser Gelegenheit beiden um unsere Vaterstadt wohlverdienten Familien einen dankbaren Nachruf widmen.

---

24. Dr. Johann Blume's Ende.

(1672.)

Herr Johann Blume J. U. Dr. war allhier zu Hamburg im Jahre 1620 von unbemittelten Eltern geboren. Er war

---

*) Es war die Frau Wittwe Ursula von Spreckelsen, des Herrn Protonotarii Martin von der Fechte Tochter, welche am 18. März 1668 des obengenannten Oberalten Hermann Rentzels eheliche Hausfrau zu werden, und dadurch den Frieden in beiden Familien zu besiegeln, sich entschloß. — Leider sind etwa 30 Jahre darauf die von der Fechte's völlig ausgestorben.

Digitized by Google

ein braver und fleißiger gelehrter Mann, der's aber nie recht vom Munde geben konnte, was er im Kopfe und Herzen hatte, weil er leider sehr blöde und in sich gekehrt war. Von Natur schon sanft und still, war er dann durch beschränkte Erziehung, freudenlose Kindheit und sorgenvolle Universitätszeit nur noch schüchterner geworden, so daß er lieber in seinem Stübchen der Wissenschaften pflegte und mit Büchern handtirte, als der Advocatur zu leben, die ihn gezwungen hätte, mit Menschen zu verkehren und sich täglich herumzuzanken über Hab und Gut unfriedfertiger Personen. Im Hause des Kaufherrn Peter von Spreckelsen hatte er ein vorläufiges Unterkommen gefunden, wo er nach Gefallen seinen profunden Studien leben konnte; doch da er daselbst auch die Kinder seines Principals informiren mußte, was ihm lästig fiel, so nahm er mit tausend Freuden das Amt eines Stadt-Bibliothekars an, als ihm dasselbe im Jahre 1667, nach Herrn Georg Schumachers Tode, wegen seiner Kenntnisse und Gelehrsamkeit von hohen Gönnern übertragen wurde. Das war ein heller Sonnenblick, vielleicht der einzige, in des guten Mannes Leben.

Da er nun Amt und Brodt hatte, so meinten einige seiner Gönner, er werde wohl thun sich nunmehro zu beweiben. Aber der gelehrte Herr floh das Frauengeschlecht wie das hölliſche Feuer, aus einem mehr denn billigen Respect. Und doch wäre sicher die Ehe ein zweiter, noch hellerer nachhaltigerer Sonnenblick für sein ganzes Leben, ein Rettungsmittel für sein vereinsamtes Gemüth geworden. Indessen ihm schwebte Dr. Lambecii Hausdrache vor der geängsteten Seele, er sperrte sich mit Händen und Füßen wider jegliche Zumuthung, und man mußte ihn gewähren lassen.

War nun aber schon zuvor der Herr Doctor ein stiller häuslicher Stubengelehrter gewesen, so wurde nun der Herr Bibliothekar zum leibhaftigen Karthäuser. Von seiner Wohnung

Digitized by Google

quer über die Straße zur Stadtbibliothek hin und zurück, auch Sonntags zur Mittags-Predigt (wo's bekanntlich am leersten in den Kirchen,) das waren seine Gänge und Wege. Die Bücher waren sein einziger Umgang und Verkehr, denn in Gesellschaft ging er nie, und vor's Thor kam er kein Mal, wußte kaum, ob Gras und Bäume grün wären oder blau; kurz er lebte noch eingezogener wie ein Eremit am Berge Libanon, der doch noch zuweilen von reisenden Engländerinnen besucht wird. — Dabei aber wartete er seines Amtes treufleißig spät und früh, verfaßte auch schöne gediegene Opera, die er allesammt in Lateinischer Sprache drucken ließ, z. B. über König Salomonis Schiffahrt nach Ophir, über die Deutschen Bischöfe u. s. w.

Solch völlig sitzsames Leben ohne Menschenverkehr, ohne Umgang mit der Natur und ohne Motion in freier Luft bekommt keinem Menschen wohl, und bekam dem wackern Dr. Blume gradezu übel. Er litt bald körperlich an hundert Beschwernissen und Gebrechen, sah aus wie ein alter vergilbter Pergamentband seiner staubigen Bibliothek, und war nach einigen Jahren ein ganz vollendeter Melancholicus und Hypochondrist, welchen krankhafte Phantasmata aller Art peinigten. Darunter war auch die Einbildung: als würde er heimlich von grimmigen Widersachern verfolgt, die ihn von Brodt, Ehre und Leben zu bringen trachteten. Es mag sein, daß einige Uebelwollende, denen zuweilen selbst der friedlichste Mensch nicht ganz entgehen kann, ihn gelegentlich verafterredet, oder seiner Verwunderlichkeiten wegen verspottet hatten, welches der arme kränkliche Mann sich dann ganz über die Gebühr zu Gemüthe gezogen hatte.

Nun geschah es im Frühling des Jahres 1672, daß man Herrn Dr. Blume vermißte; in seiner Wohnung war er nicht, und die Stadtbibliothek, welche um die Osterzeit gewöhnlich

Digitized by Google

Ferien macht, war feſt verſchloſſen. Niemand aber denkt Arges, und da ſein Medicus ihm kurz zuvor den Rath gegeben, zu ſeiner Zerſtreuung eine kleine Reiſe zu thun, ſo meinte man, die werde er wohl jetzt angetreten haben. Als nun aber die Ferien längſt vorüber und an vier Wochen verſtrichen ſind, von Herrn Dr. Blume noch immer nichts zu hören und zu ſehen iſt, inzwiſchen aber viele hieſige Gelehrte Bücher aus der Stadt-Bibliothek zu entlehnen wünſchten, da befahlen die Herren Scholarchen, daß ſelbige geöffnet werden ſolle. Als nun die Leute die Thür des verſchloſſenen Gebäudes erbrachen und in die Bücherzimmer eindrangen, da hatten ſie einen ganz erbärmlichen Anblick, indem ſie den guten Mann den ſie ſuchten mit hochaufgezogenen Knieen und gefalteten Händen an der großen Bücherleiter mit einem Strick um den Hals aufgehängt fanden. Er war todt und ſein Körper bereits ſo ſtark in der Verweſung begriffen, daß wohl ſchon vor vier Wochen dieſe jammerhafte That der Selbſtentleibung mochte geſchehen ſein. Die Schlüſſel hatte er in der Rocktaſche, auf dem Tiſche lag ein von ihm ſelbſt geſchriebener Zettel folgenden Inhalts: "in dem obern Schapp, da die alten Manuſcripta inne ſind, da liegen noch 1000 ℔, davon ſoll dem Waiſenhauſe 100 ℔ und das Uebrige meinen armen Blutsfreunden gegeben werden. Weil ich von böſen Leuten übel verredet bin, alſo fahre ich dahin. Der Herr Jeſus der mich erlöſet hat, wolle meiner armen Seele gnädig ſein. Im Doms-Kreuzgange beim Buchbinder ſind noch etliche Bücher beſtellt. Gute Nacht, Gott wolle mir und meinen Feinden gnädig ſein Amen!" Da hat man den Leichnam abgenommen und weggebracht, alles auch ſo befunden, wie der ehrliche Mann geſchrieben. Und weil es unzweifelhaft, daß er die böſe Handlung nicht wegen begangener Miſſethaten, auch nicht aus Muthwillen, Frevel oder Atheiſterei vollführt, überdies der Herr Phyſicus

Digitized by Google

atteſtiret, daß die geſchehene Selbſtödtung ihre causa movens im Unterleibe und daher rührender Geiſtes-Zerrüttung gehabt habe: ſo ſind E. H. Rath und Rev. Miniſterium einig geworden, daß man ihn mit der Selbſtmörder-Einſcharrung durch den Büttel billig verſchonen, und ihm ein chriſtlich Begräbniß in der Stille gönnen dürfe. So iſt er denn auch auf dem St. Annen-Kirchhofe, allwo die armen Leute der Catharinen Gemeinde pflegten begraben zu werden, in einem ordentlichen ehrlichen Sarge bei nächtlicher Zeit zur Erde beſtättiget worden. Requiescat in pace.

Es dient aber dieſe betrübte Geſchichte zur warnenden Lehre 1) für die wißbegierige Jugend, daß ſie bei ihren Studien auf Univerſitäten bei Leibe nicht in blöde Schüchternheit und Menſchenſcheu verfalle; 2) für die gelehrten Männer, daß ſie durch allzu emſig ſitzende Lebensart ſich nicht die Bücherwurmkrankheit zuziehen, ſondern ſich für ihre Vaterſtadt, Mitbürger und Familien fein geſund erhalten durch häufiges Luſtwandeln in Gottes freier Natur und durch fleißiges Nichtsthun; und 3) für alle einſamen Junggeſellen, daß ſie bei Zeiten ſich berathen und in den Stand der heiligen Ehe treten mögen.

---

25. Feuersbrunſt.

(1676.)

Vier Jahre vor der bereits in Hermann von Huden's Viſion geweiſſagten verderblichen Einäſcherung des Brook- und Kehrwieder-Viertels, (welche oftmals beſchrieben iſt) wurde Hamburg von einer zwar weniger umfangreichen aber doch auch recht großen Feuersbrunſt heimgeſucht.

Digitized by Google

Ende Juli 1676 hatten die Sprützenmeiſter verlauten laſſen: es ſei einige Brandgefahr im Anzuge, weil die Sprützen im Schauer ſich von ſelbſt bewegt und unheimlich Getöſe von ſich gegeben hätten, wie man immer bemerke, wenn eine große Feuersbrunſt bevorſtehe. Aehnlich ſoll ja auch, — nach einer Sage unter den Frohnen — das Richtſchwert im Schrank ſich leiſe bewegen und vernehmlich klingen, wenn bald darnach ein todeswürdiges Verbrechen begangen wird, zu deſſen Vergeltung es beſtimmt iſt.

Ob dazumal bei den Sprützenleuten eine Sinnentäuſchung oder ob eine Zufälligkeit obgewaltet, bleibe unerörtert; aber wenige Tage nach ſolcher Mahnung, am 4. Auguſt 1676, entſtand bei heißem trocknen Wetter, Nachmittags 4 Uhr, ein Feuer im Cremon, in Gerd Harmſen's Keller, wo ein Junge unvorſichtig mit dem offnen Lichte unter Thranfäſſern gewirthſchaftet, und alſo das ganze unſägliche Unglück veranlaßt hat.

Anfangs wälzte ſich ein ſo dicker ſtarker Rauch und Schmauch durch die Straße und alle Häuſer, daß kein Menſch darin ausdauern konnte, dann aber brach in entſetzlicher Raſchheit die helle feurige Lohe durch. Es lagerten grade in allen Speichern des Cremon's große Maſſen von Thran, Oel, Pech, Theer, Flachs und Hanf, Korn und Malz, welche feuerfangende Dinge den Brand ungemein raſch verbreiteten, ſo daß in kurzer Zeit die halbe Straße an beiden Seiten flammte und an kein ordentlich Löſchen zu denken, zumal alles Holzwerk trocken und dürr, und im Fleth nur weniges und ſchlammiges Waſſer war. In 3½ Stunden brannten 30 Capitalhäuſer mit aller Habe nebſt gefüllten Speichern und Packräumen, bis auf den Grund ab, von der Mitte des Cremon's beide Häuſerreihen, bis zum Krahn, und von hier links bis zur kleinen Brücke. Die Bewohner der benachbarten Straßen flüchteten in blinder Angſt ihre Mobilien und Güter, was bei der Gaſſen-

Digitized by Google

engheit eine heilloſe Verwirrung anrichtete. Die im Flethe wegen niedrigen Waſſerſtandes feſtliegenden Ever, Schuten und Kähne, wurden theils durch die bloße Gluth, theils durch die brennende Maſſe die wie ein Lavaſtrom ſich auf ſie ergoß, entzündet und verzehrt. Denn die aus den Speichern in den Canal geworfenen oder gefallenen Oel-, Thran-, Pech- und Theerfäſſer waren geſprungen, ihr fettiger harziger Inhalt, durch Gluth und Funken angeſteckt, ſtrömte brennend dahin, dergeſtalt, daß Gaſſe wie Canal ein einziges Feuermeer war, welch ſchrecklicher Anblick die Menſchen ſehr verzagt machte.

Was wäre daraus geworden, wenn nicht Gott geholfen hätte! Nach vier bangen Schreckensſtunden ließ der Wind nach, der ſonſt bei Feuersbrünſten durch dieſelben ſtets ſtärker zu werden pflegt. Zu gleicher Zeit ſtellte ſich unerwartet früh die Fluth mit ungewöhnlich ſtarker Strömung ein, ſo daß jetzt die Sprützen dem Umſichgreifen der Gluth an ihren Endpunkten Schranken ſetzen konnten. Das neue feſte Haus des Tabacksſpinners Joh. Grote, dicht an der kleinen Brücke beim Krahn, ſtürzte ein, worauf man das gegenüber liegende Haus eines Segelmachers ſchnell einriß und dadurch dem Brande die Nahrung entzog. Dies rettete die ſchon ſehr gefährdeten Straßen dahinter: Mattentwiete und Mühren. — Die hölzerne Puppe auf der neuen Wage beim Krahn, welche die Gerechtigkeit vorſtellte, drehte ſich flammend wohl zehnmal wie ein Kreiſel zu Jedermanns Erſtaunen herum, wobei ihrer linken Hand die Wagſchale, dann der rechten das Schwert entfiel, worauf ſie ſelbſt nachſtürzte. Die Gluth hier beim Krahn, der mit abbrannte, war ſo gewaltig, daß die nach altem Brauch dort lagernden großen Mühlenſteine in Stücken zerſprangen. Und dennoch blieb eine Stadtlaterne daſelbſt, Pfahl wie Glas, völlig unverſehrt, ohne Brandzeichen, mitten in der Lohe, — was ſehr merkwürdig gefunden wurde.

Digitized by Google

Leider verunglückte auch ein Menſch dabei, Claus Bruns des Maklers Sohn, ein emſiger treuer Comtoirdiener, der heldenmüthig in die Flammen rannte, um die Handlungsbücher ſeines Herrn zu retten. Wenn's noch deſſen Kinder geweſen wären! Seine verkohlten Gebeine wurden hernach im Schutt gefunden und feierlich beſtattet. Was an Hab und Gut bei dieſer Feuersbrunſt verloren gegangen iſt, das haben die Hamburger gar nicht genau ſagen mögen, damit man im Auslande nicht glauben ſolle, nun wären ſie ganz verarmt.

Den größten Schaden aber litten einige Flüchtlinge aus dem Stifte Bremen, die wegen dortiger Kriegsunruhen mit ihrem ganzen Vermögen hieher gezogen waren, und zufällig im Eremon wohnten. Darunter war ein Edelmann, dem eine große Kiſte voller Geld, Kleinodien, Silberwerk, Obligationen und Documente, im Volkmann'ſchen Hauſe verloren ging; der lamentirte ſehr, und ſagte: geſtern war ich ein reicher Edelmann von vielen 1000 Thalern Vermögen, — heute bin ich ein Bettelmann!

Als nun noch der Schutt auf dieſer Brandſtätte und die Trauer und Sorge auf der Menſchen Herzen lag, da brach — wenige Tage ſpäter — abermals ein Feuer aus, und zwar wiederum in dieſer ſüdlichen Stadtgegend, welche aller größten Feuersbrünſte Wiege und Heerd geweſen iſt. Das Haus "zum Oranienbaum" bei den Mühren gerieth in Brand. Und wieder war es tiefſte Ebbe und kein Waſſer im Fleth, und wieder lagerten Brennſtoffe in jenem Hauſe, Spirituoſen, Brantwein und Wein. Da half nichts, man öffnete die Orhofte und füllte die Sprützen mit den edelſten rheiniſchen, ſpaniſchen, wälſchen und franſchen Weinen. Aber die Sprützenleute löſchten damit nicht nur die Gluth des Brandes, ſondern leider auch ihren eigenen Durſt. Sie tranken ſo unmenſchlich viel von dem ungewohnten Segen, der zu ihren

Digitized by Google

Füßen dahin floß, daß sie zuletzt völlig umnebelt waren. Den Rohrleitern schwamm's vor den Augen, der Strahl ging rechts und links vorbei, in's Blaue hinein; und als neue Löschflüßigkeit gebraucht werden sollte, da vergriffen die betrunkenen Leute sich und öffneten Spiritustonnen statt der Weinfässer. Das war Oel in's Feuer gegossen, denn was der Wein eben gelöscht hatte, das entzündete nun der Brantwein zu verdoppelter Kraft, so daß noch 3 — 4 Häuser elend abbrannten, und Jedermann froh war, daß das Unglück noch so billig ablief. — Und als eben die Gemüther sich beruhigen, da entsteht an demselben Tage plötzlich ein Mordlärmen am Brook in der Schiffbauer-Gesellschaft, allwo am Feuerheerde, dicht bei den Kohlen, ein Packen mit fünf Pfund Schießpulver entdeckt worden war, was doch gar zu verdächtig anließ.

Nun schien's ausgemacht zu sein, daß Hamburg in den Händen einer Mordbrennerbande stehe! Der Gerichts-Actuarius und alle Diener forschten und kundschafteten, konnten aber nichts herausbringen, und jene Pulververschwörung blieb unenträthselt. Diese Furcht vor Brandstiftern wurde folgenden Tages noch vermehrt, als im Rathhause, in dem Zimmer der Bier-Accise, Feuer und Rauch auskam. Jetzt war der Argwohn allgemein. Nachbarn thaten sich zusammen und wachten vor ihren Häusern; die Juraten zu St. Catharinen ließen fleißig patrouilliren, und E. H. Rath ordnete Extra-Runden der Soldateska und Nachtwache an. So vereinten Bestrebungen konnte einiger Erfolg nicht entgehen. Nachts am 24. August ertappte man einen Kerl, der vor Klaucke's Hause in der Catharinenstraße bei einer tiefen Mauerspalte herumarbeitete, die zwischen diesem und dem Nachbarhause befindlich. Da wäre denn ein Brandstifter auf offner That ertappt, so hieß es allgemein, denn auch das gleich untersuchte Mauerloch steckte voll alten Plunders,

Digitized by Google

Papiere und Lumpen. Nun kannte man auch die Manier der Brandstifter, und selbigen Tages waren in ganz Hamburg nicht Maurer genug aufzutreiben, um alle ähnlichen Löcher und Spalten zuzukalken. Der verhaftete Mordbrenner wurde verhört, aber er wollte sich zu keinem Feueranlegen bekennen; sogar ein bischen peinlich befragte man ihn, indeß vergebens. Er bekannte jedoch bei dieser Gelegenheit, daß er ein großer Schelm und Betrüger sei, der mit falschen Bettelbriefen und Atteſtaten umherziehe, z. B. als Collectant zur angeblichen Auslösung von Sklaven in Algier, mithin, daß er zwar nicht zu brandstiften, aber doch gerne seine Mitmenschen zu brandschatzen pflege. Man hatte ihm also doch mit der scharfen Frage nicht zu nahe gethan. Darum erhielt er nun am 9. September einige Züchtigung, sodann die Ausstellung am Pranger, wobei ihm das falsche Collectenbuch in die Hand gesteckt und der falsche Recommandationsbrief um den Kopf gebunden war, — und zuletzt die Stadtverweisung, womit denn die Brandstiftungsgerüchte zu Ende gingen.

Das ist die Geschichte der Feuersbrünste im August 1676, bei welchen ersichtlich einige Dinge vorgekommen sind, die sich Anno 1842 wiederholt haben. — "Nichts Neues in der Welt, Alles schon dagewesen."

---

26. Gott läßt sich nicht spotten.

(1677.)

Herr Morsen, dessen Vornamen und Stand die Chronik nicht aufbewahrt hat,*) hatte eine gar wirthschaftliche Haus-

*) Vielleicht der Lic. Jacob Morsen, der in der Bürgerschaft so viele Unruhe verursachte.

Digitized by Google

frau, die überall ſelber nach dem Rechten ſah und ungern etwas Gutes unnütz vergeuden ließ. Selbige Hausfrau hatte eine Köchin, die es hinwieder ſehr unnütz fand, daß die Herrin ihr ſo genau auf den Dienſt paßte. Selbige Köchin hatte einen Liebſten oder Bräutigam, der ſie wohl Abends heimlich beſuchte. Denn, was eine richtige Köchin ſein will, die vermeint nun einmal eines ſolchen "Schatzes" nicht entrathen zu können, wie jegliche Hausfrau mir ſeufzend bezeugen wird. Selbiger Schatz endlich hatte einen leckeren Appetit, der es wohl vertrug, wenn ihm bei ſolchen Gelegenheiten ein guter Biſſen vorgeſetzt wurde, und wär's auch nur Bratenfett oder Gänſeſchmalz zum Butterbrodt. Denn was ein richtiger Bräutigam einer Köchin iſt, der hat ein gut Theil ſeines Abſehens allemal auf ihren Speiſeſchrank gerichtet, wie neuerdings auch auf ihr Sparcaſſenbuch.

Nun ereignete es ſich im Mai-Monat 1677, daß die Köchin von ihrer Frau wegen einer ziemlichen Schüſſel Bratenfettes angeſprochen wird, und allerlei loſe Ausflüchte vorſchützet; weshalb die Frau ihren Argwohn von wegen des Schatzes laut werden läſſet. Ob ſolcher wohlbegründeten Anſchuldigung verſtrickt ſich nun die Köchin in ſolch' arges Lügen, daß ſie anhebt auf das Greulichſte ſich ſelbſt zu verwünſchen und zu vermaledeyen, ſofern ſie ſchuldig ſei, und zuletzt ſchreiet: wo ſie unwahr ſpreche, ſolle der Teufel ſie gleich in's Feuer werfen. Und ſiehe, ſelbigen Augenblicks, da ſie alſo ruchlos geſprochen und Gottes Allgegenwart und Allmacht dermaaßen geſpottet, fällt dies Menſch, (als ob Jemand es bei den Haaren hineinwürfe) Hals über Kopf in das lodernde Feuer des Heerdes, tummelt ſich wie ein raſender Hund unter wüthendem Geſchrei eine Weile in den Flammen herum, und wird endlich, nachdem ſie ſich ziemlich verbrannt, mit vieler Mühe vom herzugeloffenen Geſinde

Digitized by Google

herausgezogen; worauf ſie, mittelſt Ueberſtürzung vieler Eimer kalten Waſſers, völlig gelöſcht und wieder zu ſich ſelbſt gebracht worden iſt.

"Ei freilich, Gott läſſet ſich nicht ſpotten" hat Herrn Morſen's Beichtvater geſagt, als er zufällig ins Haus kam und nun dem heulenden Küchenmenſch einen kräftigen Straftert hinterdrein las. Zum Troſte aber hat er ihr dann geſagt, daß ſie noch ziemlich gnädig, ſo zu ſagen mit einem blauen Auge davon gekommen ſei, während die Verdener, die zu Zeiten des Papismus einmal Gottes und des Herrn Jeſu in gar greulicher Weiſe geſpottet, allerdings viel gründlicher geſtraft wären. Worauf Se. Wohlehrwürden ſich freundlich herbeigelaſſen, der Köchin wie ihrer Herrſchaft folgende ſehr nachdenkliche Geſchichte zu erzählen, auf die er ſich aus dem tiefen Born ſeines Wiſſens in historicis zu rechter Zeit beſonnen gehabt.

Anno 1487 nämlich, — ſo berichten alte Geſchichtſchreiber, — iſt zu Verden in der Char- oder Marterwoche ein ſ. g. Paſſionsſpiel aufgeführet, wie dergleichen Darſtellungen des Leidens und Sterbens unſers Herrn Jeſu Chriſti in katholiſchen Landen vielfach und zu allen Zeiten im Brauch geweſen ſind. Anfangs mag wohl eine löbliche Abſicht dabei obgewaltet haben, auch manch leichtſinnig Herz beim Hinblick auf die ſinnlich fürgeſtellten Dinge heilſam erſchüttert, und manch einfältig gutes Gemüth dadurch erbaut geweſen ſein. Aber ſpäter iſt ſolch' Spectaculum immermehr in eitel Poſſenſpiel entartet, und hat meiſt gedient zur lärmenden Kurzweil und ſchnöden Luſtbarkeit, ſowohl der Darſteller — zu welchen ſich faſt nur lockere Zeiſige und böſe Buben hergaben — als der neugierigen Gaffer aus dem Volke. Weshalb denn auch ſchon im Jahre 1445 allhier zu Hamburg, ſolchem Aergerniß theilweiſe vorzubeugen, bei der Palmſonntags-Proceſſion das be-

Digitized by Google

kannte Heilandsbild auf einem hölzernen Esel umhergefahren wurde.*)

Zu Verden aber ließ man dazumal, und zwar unter den Augen des Bischofs Barthold, (eines Herrn von Landsberg) die ganze Leidensgeschichte durch lebendige Menschen darstellen, die insgesammt arge Strolche gewesen sind. Es hat dabei ein gewaltiger Zulauf und Gedrang stattgefunden, Unzählige haben das leidige Spiel mit angesehen, wie es auf dem Domkirchhof ist aufgeführet worden, unter wüstem Geschrei, Toben und Gelächter, in Trunkenheit und Völlerei, — ein wahrhaftiges Zerrbildniß des Heiligsten. Aber "Gott lässet sich nicht spotten" sagt die Schrift. Denn was hat sich Wunderbar-Schreckliches darnach begeben? Die Capelle, welche die Hölle hat fürstellen müssen, ist nach solcher Entweihung eingestürzet, und alle diejenigen Personen, so aus Frevelmuth an dem Gaukelspiel thätigen Theil genommen, sind zu Schaden gekommen, verunglückt oder gewaltsamen Todes verfahren. Der Kerl, der den Teufel agiret, ist in seiner Vermummung schmählich erstücket. Der, so als Heiland am Kreuze gehangen, ist von einem der Stricke, der ihm unversehens um den Hals geschlungen gewesen, elend gewürget; wie er so gezappelt und geächzet, haben die Leute dies für Kurzweil und Gaukelei geachtet, bis er zu Ende des Spectaculs ist herabgenommen als ein todter Mann. Der, so unsern Herrgott fürgestellet, hat zwar in heiler Haut sein ruchlos Spiel beendigt, ist aber gleich darnach im Rathskeller beim Trunke vom Apostel Johannes erstochen, welcher dafür später von der Justiz mit dem Schwerte angesehen worden. Der Pilatus endlich, (der beim Spiele stetig nach Wasser geschrieen hat, um seine Hände in Unschuld zu waschen) ein Kerl von jenseits

*) Siehe Hamb. Geschichten und Sagen, S. 137.

der Weſer her, der hat ſelbigen Abends, als er heimgehen wollen, genug des Waſſers gekriegt, denn er iſt in der Weſer jämmerlich verſoffen.

Und iſt darnach in Verden Clerus wie Bürgerſchaft zu der Erkenntniß gekommen, daß der Allmächtige ſolche Gaukelſpiele nicht dulden wolle, und haben keine mehr abgehalten. Und haben's überhaupt beherzigt, weſſen ſie mit gerechtem Entſetzen ſind inne geworden, daß es ein wahrer Spruch der heiligen Schrift iſt: "Gott läßt ſich nicht ſpotten."

Alſo erzählte der gelehrte Seelſorger. Und mehr noch als ſeine alte Geſchichte und neue Strafpredigt hat die eigene Erfahrung bei der Köchin gefruchtet, denn "gebrannt' Kind ſcheut's Feuer." Die Nachwirkungen davon hat Herrn Morſen's Hausfrau mit größerem Vergnügen geſpürt, als der bewußte Bräutigam ihrer Köchin. Derzeit, da ihr abſchreckendes Belebniß in allen Küchen der Stadt bekannt geworden war, ſoll's mit dem dortigen Bräutigamsweſen ſehr in Abnahme gekommen ſein, aus Mangel an Nahrungsmitteln der Liebesflamme; was Gottleider, ſeitdem die lehrreiche Geſchichte völlig verſchollen iſt, ſich wieder zum Vorigen geändert hat. Darum hoff' ich nun, durch Wiedererzählung dieſer Dinge, mir den Dank der Hamburgiſchen Hausfrauen verdient zu haben.

---

27. Allrüneken.

(1679.)

Jetzt giebt es wohl keine Allrüneken, Allräunchen, Erd- oder Wurzelmännchen mehr, die den Leuten das Unglück abwenden und Glück bringen. Urſprünglich, bei den alten

Digitized by Google

Deutſchen, lebten ſie nur in der Phantaſie der Menſchen; man wünſchte ſich den Beſitz eines ſolches dienenden Hausgeiſtes, und wem wider Erwarten alles gelang, der glaubte ihn ſich geſichert zu haben; aber unſichtbar blieb er doch, und wenn man ihn ſah, ſo verſchwand er mit ſeinem Segen für immer. Die Sehnſucht der Abergläubigen nach Allräunchen wurde ſo allgemein, daß kluge Leute, die obendrein im Rufe geheimer Wiſſenſchaft ſtanden, darauf ſpeculirten. Sie ſchnitzten aus den härteſten Pflanzenwurzeln kleine, meiſt weibliche Figürchen, und verkauften ſolche ganz heimlich an Liebhaber, als wirkliche, ächte lebendige Allräunchen zum beſtändigen Hausgebrauch. Dabei hieß es: dieſe Erdgeiſterchen könnte man nur unter dem Galgen finden, denn ſie entſtänden aus den Thränen, die den brechenden Augen eines unſchuldig Gehängten entfielen, und deshalb ſeien ſie ſo ausnehmend rar. Kein Menſch — ſo hieß es weiter — könne ohne große Vorſicht ein Allrüneken aus der Erde nehmen, mit der ſie verwachſen, denn es ließe dabei einen ſo herzzerreißenden Weheſchrei vernehmen, daß man vor Entſetzen ſterben müſſe. Drum verſtopfe man ſich die Ohren mit Wachs, binde einen ſchwarzen Hund an die Wurzel, der dann aufgejagt ſie herausziehe, aber gleich ſterbe.

Wer ein Allrüneken beſaß, der ſchätzte ſich glücklich; vorzüglich wirkten die nicht häufig vorkommenden Männlein als kräftiges Heilmittel, wenn man das Waſſer trank, worin man ſie gebadet. Wer ein Allrüneken in der Taſche hatte, dem war Jedermann gut, ſelbſt der ſtrengſte Richter wurde ihm gewogen. Geld ſollten ſie freilich auch ſchaffen, aber in dieſem Punkte verſah man gewöhnlich etwas in den nöthigen Vorbereitungen. Deſto beſſere Rathgeber waren ſie; wenn man ihnen in ſtiller Stunde einen Caſus vorlegte, ja oder nein, ſo nickten ſie ja oder kopfſchüttelten nein. Darum hielt man dieſe kleine Hausgötzen ſehr werth, bettete ſie weich in Kiſt-

Digitized by Google

chen, zog ihnen alle Neumonde andere Kleider an, wusch sie sonnabendlich mit Wein und Wasser, setzte ihnen auch Speise und Trank vor, damit sie nicht schrieen wie kleine Kinder. —

Hier in Hamburg glaubten die Leute in den unteren Classen vor 200 Jahren steif und fest an die Allrüneken, auf deren Anfertigung sich hie und da ein unheimliches Weib, ein Schäfer vom Lande, und vorzüglich die alten ausgedienten Scharfrichterknechte verstanden. Genaue Kunde von dem Aussehen eines ächten Allrüneken verschafft uns ein Vorfall im Jahre 1679.

Am 24. März jenes Jahres begrub man nämlich auf St. Catharinen Kirchhof eine steinalte arme Frau, die von dem wöchentlichen Almosen aus dem Gotteskasten der Kirche gelebt hatte. Als der Kirchenvogt, dem Gesetze nach, ihre geringe Habe zum Versteigern ordnet, da findet er eine große Lade, in der großen Lade ein Schubfach, im Schubfach eine große, und darin wieder eine kleine Schachtel; in der kleinen Schachtel endlich ein kleines zierliches Särglein, völlig gearbeitet wie ein ordentlicher vornehmer Sarg. Als nun der Vogt voller Neugier und Befremden das Särglein geöffnet hat, da findet er eine Figürchen, mumiengleich in weißlinnen Zeug gewickelt, darauf ein schwarzes Kreuz gemalt; und endlich und zuletzt in der Leinwand: ein richtiges Allrüneken der seltensten künstlichsten Art.

Das kleine Ding sah, als es gänzlich ausgezogen war, einem alten, ehrwürdigen, seltsamen Männlein völlig gleich. Es hatte schönes langes Bart- und Haupthaar, letzteres fast bis auf die Füße reichend; eine lange gebogene Nase, einen Mund voll gleichartiger spitziger Zähnchen, zierliche Hände und Füße mit Nägeln daran; die Farbe war fast bräunlich und die Haut sehr runzelig, unter derselben war das ganze Gerippe eines menschlichen Körpers in kleinster Gestalt, deut-

Digitized by Google

lich fühlbar. Ganz seltsam aber war dies, daß dem Allrüneken die Hände auf dem Rücken zusammen gebunden waren, daß der Hals auf beiden Seiten ganz schief, und daß das Genick entzwei gebrochen war, alles genau so, wie bei dem Körper eines Gehängten. Vielleicht hat die alte Frau Jahre lang ihr Allrüneken abgöttisch verehret, immerdar von ihm Rettung und Hülfe gehofft; dann aber, als sie in Armuth und Elend versank, hat sie sich betrogen gesehen, und nun in stiller Verzweiflung ein Strafgericht über den falschen Götzen gehalten, mittelst Aufknüpfung an einem Hausgalgen. Dennoch aber hat sie's nicht über sich vermocht, ihn zu vernichten oder wegzuwerfen, sondern sie hat dem gerichteten vormaligen Liebling ein ehrlich Begräbniß in den Schachteln und Schubfächern ihrer Lade gegönnt.

Das Allrüneken ist damals in der Sacristei zu St. Catharinen aufbewahrt, woselbst Tausende es gesehen und viel Wesens davon gemacht haben, weil es gar zu menschlich natürlich geschienen. Als E. H. Rath davon vernahm, ließ er es sich bringen. Daß Hochderselbe besagtem todten Körper des gehängten Allrüneken annoch einige günstige Einwirkung auf den damalen hülfsbedürftigen Zustand der Stadtfinanzen zugetrauet haben sollte, scheint kaum muthmaaßlich; jedennoch wird glaubhaft erzählt, daß der Rath das Allrüneken habe zur Aufbewahrung in die Kämmerei bringen lassen. Seitdem hat man von demselben gar nichts weiter gesehen. Aber es verlautete damals: so wie fürstliche Kammern ihre Hofjuden zum Geldschaffen hätten — also hielte unsere Stadt-Kämmerei sich ein Allrüneken.

Im Volke soll man noch viel später, — wenn von großen kostbaren Staatsunternehmungen, z. B. von Sielbauten, Wasserkünsten, Elbstrommerken ꝛc. die Rede, gemunkelt haben: die Kammer kann's wohl bezahlen, sie hat ja das Allrüneken!

Digitized by Google

Von eben demſelben mögen denn auch wohl die ſchönen vollen Extracaſſen herrühren, die ſich bisweilen in der Kammer als Depoſitozinſen u. dgl. zur gelegenen Stunde einfinden.

---

28. Die Prinzeſſin von Oſtfriesland.

(1695—1715.)

1. Die Prinzeſſin.

Wer in den Jahren um 1705 in Hamburg Sonntags die Waiſenhauskirche beſuchte um eine Predigt des beliebten Paſtor Morgenweg zu hören, der konnte auch ſicher ſein, als die andächtigſte unter den andächtigen Zuhörerinnen in der vorderſten Reihe eine vornehme Dame von edler Erſcheinung und Haltung zu gewahren, die mit geſpannteſter Aufmerkſamkeit der ebenſo glaubenstreuen als geiſtreichen und mit hinreißender Beredtſamkeit vorgetragenen Predigt folgte. Wenn dieſe dann zu Ende war, und die Dame ſich erhob, um mit einer ſehr kleinen zarten Geſellſchafterin zu ihrer draußen harrenden Caroſſe zu gehen, ſo wollten ſcharfſinnige Beobachter in ihren faſt verklärten Geſichtszügen auch denjenigen Ausdruck erkennen, der das Antlitz ſo mancher guten Pfarrersfrau nach beſonders gelungenem Sermon ihres Gatten durchleuchtet; ein Ausdruck, welchem ſich zuweilen auch ein gewiſſer Zug beimiſcht, deſſen Ueberſetzung in Worten etwa lauten würde: "das iſt aber auch mein Mann, der ſo herrlich gepredigt hat."

Dieſe Dame war Niemand anders als Ihro hochfürſtliche Durchlaucht die Prinzeſſin Juliane Louiſe von Oſtfriesland, mit ihrer Freundin Fräulein von Brobergen. Sie war nicht mehr jung, die gute Prinzeſſin, aber die Jahre ſah man ihr gar nicht

Digitized by Google

an, oder vielmehr, man vergaß solche Unerheblichkeit bei dem Gesammt-Eindruck, den ihre Persönlichkeit unwillkürlich hervorbrachte. Eine schöne edle Gestalt, einfach aber standesgemäß gekleidet, eine stattliche würdevolle Haltung, ein überaus mildfreundlicher Ausdruck ihres Gesichts, das waren Vorzüge, die noch durch eine gewisse Vornehmigkeit ihres ganzen äußern Wesens und durch vollkommene Grazie der Bewegung sehr erhöht wurden.

Sie war des vormals regierenden Fürsten Enno Ludwig von Ostfriesland ältere Tochter, geboren 1657. Kaiser Leopold, von welchem ihr Vater ein Jahr vor ihrer Geburt aus dem Reichsgrafen- in den Fürstenstand erhoben war, hatte auch ihr und ihrer um zwei Jahre jüngeren Schwester den Titel Prinzessin ertheilt. Sonstige Geschwister besaß sie nicht. Ihrer hohen Geburt ungeachtet war ihr Leben doch ein vielgeprüftes, durch manche Leiden und schmerzliche Verlüste heimgesuchtes gewesen. Schon früh hatte sie das Entsagen und Entbehren lernen müssen, daran die Erde so reich; aber das Loos der Vereinsamung, das ihr beschieden war, hatte ihr innerliches Leben desto segensreicher entwickelt.

Ihren Vater hatte sie als kaum dreijähriges Kind verloren. Er starb auf seinem Schlosse zu Aurich in Folge eines Sturzes mit dem Pferde auf der Jagd (1660) und hinterließ die Landesregierung seinem Bruder, dem Grafen, nachmaligen Fürsten, Georg Christian, dessen Feindseligkeiten gegen seine Schwägerin und Nichten denselben vielfach das Leben verbittert haben. Er entzog den kleinen Prinzessinnen die rechtmäßigen Apanagen. Ihre testamentarisch vom Vater ernannten Vormünder: der regierende Herzog Rudolf August zu Braunschweig und die Generalstaaten der Niederlande, vertraten ihre Rechte nicht energisch genug, und begnügten sich (im Vergleich zu Emden 1663) mit einem dürftigen Provisorium.

Digitized by Google

Die 24-jährige Mutter, Juſtine Sophie, eine geborene Reichsgräfin von Barby, mußte mit ihren Töchtern das fürſtliche Schloß zu Aurich verlaſſen, und ſich auf ihren kleinen Wittwenſitz, Haus Berum, zurückziehen, wo ſie in großer Abgeſchiedenheit nur der Erziehung ihrer Töchter lebte, deren religiöſe und wiſſenſchaftliche Ausbildung allerdings durch die faſt klöſterliche Stille der alten Burg ſehr gefördert wurde.

Vor grauen Zeiten, als der oſtfrieſiſche Häuptling Hayo Sydſena hier hauſete, und ſpäter, nachdem ſein Nachkomme Ulrich Kirkſena die Burg umbauete (1444), da mochte es lebendiger zu Berum geweſen ſein. Nun vergingen im friedlichen Frauenleben Tage auf Tage im ſteten Einerlei. Kaum daß die ländlichen Bewohner des benachbarten Kirchdorfes Hage die Idylle der grünen Burg, durch eine Andeutung des Menſchenverkehrs in der Ferne, zuweilen unterbrachen. Vom hohen Wall der die Burg umgab, konnten die jungen Prinzeſſinnen in die Welt hinaus blicken, da weitete und breitete ſich das flache Land mit ſeinen einſamen grünen Weiden und Aeckern endlos aus, ſelten dem Auge ein dichtes Gebüſch zur heimlichen Einkehr bietend, bis fernhin, wo das Meer glänzte, die weißen Dünen Norderney's den Geſichtskreis ſchloſſen. Das war ihre Ausſicht in's Leben! Ein Durchwandeln des Gartens, innerhalb der tiefen bewegungsloſen Waſſergräben, von den Vögeln mit Geſang begrüßt und entlaſſen, — oder ein Gang über's Feld in's Berumer Luſtgehölz, zu den ſchönſten Buchen des Landes, von denen zierliche Eichkätzchen mit verwunderten Augen den fremden Erſcheinungen nachblickten, — das waren die Freuden der fürſtlichen Kinder, zugleich die einzigen Eindrücke der Welt und des Lebens, die ſie empfingen.

Jetzt ſteht vom Hauſe Berum nur noch das Vordergebäude mit Thurm und Thor, der Sitz des Amtsgerichts, — das übrige iſt 1764 abgebrochen, der hohe Wall iſt verſchwunden.

Digitized by Google

Unſere Prinzeſſin war kaum zwanzigjährig, als ihr das neue Unglück widerfuhr, die vortreffliche Mutter, eine ſehr kluge, fromme und allgemein geliebte Frau, durch den Tod zu verlieren. Nunmehr völlig verwaiſ't und ohne nahe Angehörige, lebten die beiden jungen ſchönen Prinzeſſinnen noch einige Jahre in äußerſter Zurückgezogenheit auf Berum, wie die Dornröschen in der verwünſchten Burg. Aber kein Ritter fand den Weg zu ihnen, ſie blüheten Keinem zu Lieb, ſie verblüheten, Keinem zu Leid. — Ein neuer Act der Feindſeligkeit ihres Oheims traf die armen Prinzeſſinnen: er entzog ihnen wiederum die Apanagengelder und verſetzte ſie in große Bedrängniß. Der unvermeidliche Proceß brachte Weiterungen und Kränkungen mancherlei Art. In dieſer Noth nahm ſich die Herzogin von Holſtein zu Plön, eine Tochter des genannten Herzogs zu Braunſchweig ihres geweſenen Vormundes, der verlaſſenen Prinzeſſinnen an; ſie bewog dieſelben, vor allen Dingen das Gebiet ihres Gegners, ihr väterliches Erbe, das Land ihrer tapfern Ahnherren, zu verlaſſen, und zu ihr zu ziehen. Hier zu Plön, wo ſie etwa um 1686 anlangten, verlebten ſie mehrere Jahre, zwar gegen eigentliche Sorgen geſchützt, da die geringen Erträge ihrer einzigen Habe, zweier Allodialgüter Hafendorf und Moritzbähr, durch die Großmuth und Gaſtfreiheit ihres fürſtlichen Wirthes, des Herzogs Johann Adolf, genügend ergänzt wurden, indeß doch nicht ohne den fortdauernden Druck der Abhängigkeit, der edlen Naturen peinlicher iſt als Entbehrung. Der Herzog nahm ſich auch ihres Proceſſes an, deſſen fortgeſetzte Führung ein geſchickter Advocat in Hamburg, Dr. Timotheus Stieler, mit ſo vielem Erfolge übernahm, daß er bereits im Jahre 1695 ein Vergleichs-Capital von 59,000 Thalern erſiegte, deren Auszahlung aber erſt 2 Jahre ſpäter erfolgte, nachdem wider den ſäumigen Gegner bereits die Reichs-Execution erkannt war.

Digitized by Google

Inzwiſchen hatte ſich ihre Schweſter Sophie Wilhelmine entſchloſſen, dem Herzoge Chriſtian Ulrich von Württemberg-Oels zu Bernſtadt in Schleſien, ihre Hand zu reichen. Sie war damals (1695) bereits 36 Jahre alt, und des Herzogs dritte Gemahlin; die Gründe, welche ſie zu dieſer Vernunftheirath veranlaßten, lagen nahe genug. So ſchwer unſerer Prinzeſſin die Trennung von ihrer Schweſter fiel, der einzigen ihr wirklich nahe ſtehenden Seele, ſo ſchlug ſie doch das Anerbieten mit ihr zu ziehen vorläufig aus, um erſt abzuwarten, wie die Verhältniſſe in Bernſtadt ſich geſtalten würden. In Plön freilich war ihres Bleibens nun auch nicht länger. Bei gelegentlichen Reiſen nach Hamburg hatte ihr dieſe Stadt ausnehmend wohl gefallen. Jetzt, wo ſich ihre Vermögensumſtände beſſerten, wählte ſie hier ihren Aufenthalt, und bezog neben ihrem Conſulenten Dr. Stieler, am (alten) Jungfernſtieg, damals auch der Damm oder Reſendamm genannt, eine ſchöne Wohnung, welche ihrem vormaligen Vormunde, dem Herzog Rudolf Auguſt zu Braunſchweig gehörte. Es gefiel ihr nun in Hamburg je länger deſto beſſer; zumal ſeit ſie auch ein freundliches Landhaus in Ottenſen an der Elbe erſtanden hatte, woſelbſt ſie die ſchöne Jahreszeit zubrachte und ſich mit großer Liebe der Gartenpflege hingab. Und als 1698 ihre Schweſter, zu der es ſie vielleicht hingezogen hätte, zu Bernſtadt nach dreijähriger Ehe mit Hinterlaſſung einer Tochter geſtorben war, da entſchloß ſie ſich, Hamburg nicht wieder zu verlaſſen. Deshalb erwarb ſie auch, nach dem Tode des Herzogs zu Braunſchweig*) im Jahre 1704,

*) Dieſer Herzog Rudolf war in zweiter (morganatiſcher) Ehe mit einer ſchönen Barbierstochter aus Braunſchweig, Demoiſelle Roſine Eliſabeth Menthin verheirathet (1681) welche nach ihres erlauchten Gemahls Vornamen insgemein "Madame Rudolphine" genannt

Digitized by Google

deſſen von ihr bewohntes Haus für 9000 Thaler. Daſſelbe war ſeit 1699 der verwittweten Frau Gertrud Luis geb. Sillem zugeſchrieben, auf deren Namen es auch bis 1722 geſtanden hat; es iſt daſſelbe, welches Herrn Peter Godeffroy sen. gehörte, und ſodann bis zum Brande von 1842 als ein Theil des Hôtels zur alten Stadt London bekannt genug geweſen iſt, ein ſtattliches Gebäude von großartigen Verhältniſſen, mit violetten Spiegelfenſtern.

In der That mußte es ihr in Hamburg gefallen, wo ſie keinen fürſtlichen Aufwand zu machen brauchte, dem Zwange der Hof-Etiquette oder des Verkehrs mit Standesgenoſſen nicht unterworfen war, wo ſie vollkommen frei und unabhängig in jeder Beziehung, — zuerſt in ihrem Daſein — leben konnte. Ihr früh vereinſamtes Gemüth, der ſtillen Einkehr in ſich ſelbſt längſt gewohnt und derſelben ſchon mit Luſt zugethan, fand hier eine auch durch äußere Umſtände begünſtigte Befriedigung. Bei ihrer, dem Treiben der großen Welt abgewandten, ſinnig-beſchaulichen Richtung, die gleichwohl ein reges inneres Geiſtesleben nicht ausſchloß, gewährte es ihr ein eigenthümliches Behagen, die Wogen des Weltverkehrs der großen Stadt um ſich her brauſen zu ſehen, ohne von ihnen berührt zu werden; ſie konnte alle Vorzüge derſelben genießen und brauchte doch ihre Schattenſeiten nicht zu kennen. Die Einſiedelei, welche ſich inmitten des ihr ſo fremden großſtädtiſchen Treibens der alten Reichsſtadt geſchaffen, ſah ſie von deren Behörden und Bürgern rückſichtsvoll reſpectirt. Innerhalb ihres Stillelebens waren eine paſſionirte Blumen-

---

wurde und 1701 ſtarb. Was den Herzog eigentlich bewogen hatte, in Hamburg ein Haus zu kaufen, iſt nicht erſichtlich. In jener Zeit beſaßen übrigens mehrere benachbarte Reichsfürſten und manche Edelleute hier Grundſtücke, die natürlich ſtets auf eines Bürgers Namen zu treuen Händen geſchrieben waren.

Digitized by Google

pflege, Uebungen in den ſchönen Künſten, wiſſenſchaftliche Lecture und zumal geiſtliche Erbauung ihre Beſchäftigungen, die zugleich ihre Beziehung zur Außenwelt vermittelten. Umgang ſuchte ſie nicht, mit Menſchen kam ſie eigentlich nur ſonntäglich in der Kirche zuſammen, welche ſie niemals verſäumte. Uebrigens aber gewährte ihr der kleine Hofſtaat, den ihre Hausgenoſſen vorſtellten, einen gewiſſen Erſatz für das Familienleben. Es waren — das eigentliche dienende Perſonal abgerechnet, — vorzüglich zwei Damen, denen ſie nicht nur eine überaus gütige Herrin, ſondern auch eine mütterliche Freundin war: das obengedachte Hoffräulein von Brobergen, ein zartes, faſt kindlich kleines, zierlich gebautes Weſen, ihrer Prinzeſſin, zu der ſie hier im Jahre 1701 gekommen war, von ganzem Herzen ergeben, ein "hochbetrautes und hochgetreues Fräulein", wie ihre Grabſchrift beſagt. Ferner eine junge Holſteinerin Juliane Louiſe Jenſen, des Paſtors zu Gleſchendorf (zwiſchen Lübeck und Eutin) Aug. Friedr. Jenſen Tochter, die das practiſche Intereſſe des kleinen Hofſtaates und Haushalts mit geſchickter Hand und uneigennützigem Sinn wahrnahm; — hierzu kam noch eine junge etwa um 1700 geborene Franzöſin, Jeanneton de la Marel, das Kind einer verarmten Refugié-Familie, von der Prinzeſſin aus Mitleid angenommen und erzogen, welche wohl mit der ihrer Nation eigenen graziöſen Heiterkeit in dem fürſtlichen Stilleleben das jugendliche Element vertrat.

Zu den Eigenthümlichkeiten der Prinzeſſin gehörte eine gewiſſe Vorliebe für kleine oder Nebenkirchen, — vielleicht, weil dieſe ſie an ihre heimathliche Dorfkirche zu Berum erinnerten. Nachdem ſie bei ihrer Ankunft in Hamburg, welches damals deren noch viele beſaß, verſchiedene beſucht hatte, gefiel ihr keine ſo wohl, als die alterthümliche kleine Marien-Magdalenen Kloſterkirche. Einige dort aufbewahrte Alterthümer und Kunſt-

Digitized by Google

werke, z. B. die schön geschnitzte Kanzel und das große Bildniß des Stifters, Grafen Adolf IV. von Schauenburg, werden sie wohl weniger angezogen haben, als die Stille des Kirchleins, das mitten in der geräuschvollen Stadt seinen eigenthümlichen Frieden, seine klösterliche Beschaulichkeit bewahrt hatte, und hauptsächlich die guten Predigten des ehrwürdigen Pastors Peter Schele. Nachdem aber im Jahre 1698 das Pastorat am Waisenhause neu besetzt, und der Ruf der dortigen ergreifenden Kanzelvorträge auch bis zu ihr gedrungen war, da mußte Schele, welcher übrigens ihr Beichtvater blieb, die Prinzessin als Zuhörerin entbehren lernen. Des alten Herrn untergehend Gestirn sollte dem jungen Morgen weichen. Die kleine Kirche des damaligen Waisenhauses, erbaut auf dem classischen Grunde der uralten Scharkapelle am südlichen Ende des Rödingsmarktes*) konnte die Menge der Verehrer des neuen Predigers niemals fassen. Aber seit die Prinzessin ihn gehört, ruhete sie nicht eher, als bis sie für theures Geld passende Plätze sich erworben hatte, um diesen Mann Gottes, der in nie erlebter Weise sie zu fesseln verstand, recht in der Nähe und von nun an lebenslang, zu vernehmen. Er wurde in der That ein Weg zum ewigen Morgen für sie, — ach und er sollte noch in ganz andrer nie geahnter Weise ihr Herz nach langem Winterschlaf zu einem späten doch freundlichen Morgen wecken.

II. Der Prediger.

Joachim Morgenweg oder Morgenweck, wie er sich eigentlich schrieb, war in Hamburg 1666 geboren. Von seinen Eltern und seiner Kindheit wissen wir nichts. Nach gründ-

*) Siehe Hamb. Geschichten und Sagen, S. 105 und 219.

Digitized by Google

licher Schulbildung des Johanneums verweilte er noch 5 Jahre lang auf dem hiesigen academischen Gymnasium, ein eifriger Jünger des Professors Eberhard Anckelmann, und des rühmlichst bekannten Orientalisten Lic. Esdras Edzardi, ehe er von 1689—1693, vier Jahre lang zu Leipzig Theologie studierte. So viel Zeit nahm man sich damals, um sich zu einem tüchtigen Gelehrten auszubilden. Heimgekehrt wurde Morgenweck Candidat und bald darauf auch Catechet am Werk- und Zuchthause. Schon 1697 erhielt er, von dem Kirchenpatron Herrn von Buchwald auf Borstel berufen, das Pastorat des Holsteinischen Dorfes Süllfeld. Aber nun, da der Prophet im Auslande weilte, wurde er auch in der Vaterstadt anerkannt, denn ein Jahr darauf wählte man ihn zum Pastor am Waisenhause, dem er auch 31 Jahre lang, bis zum Tode, treu geblieben ist.

Morgenweck war anerkanntermaaßen ein bedeutender Mann, gleich hervorragend als Mensch, wie als Gelehrter, Prediger und Seelsorger. Von der Natur freigebig mit den Gaben des Geistes ausgestattet, hatte er sich durch gründliches Wissen zu einer ungewöhnlichen Vielseitigkeit ausgebildet, von der seine Predigten, seine Schriften, seine erlesene Bibliothek, eine reiche Sammlung der seltensten schönsten Kupferstiche, Zeugniß ablegten. Sein reger Kunstsinn veranlaßte ihn auch zu dem — leider vergeblichen — Versuch, eine städtische Gemälde-Gallerie ins Dasein zu rufen. Musik und Poesie liebte er, und übte sie mit Glück und Geschick aus. Große Verdienste erwarb er sich auch bei Herausgabe eines verbesserten Hamburgischen Gesangbuches, als einer der Hauptarbeiter an diesem Werke. In seinem priesterlichen Amte, das er mit hoher Begeisterung, und in Bezug auf das Waisenhaus, mit rastloser Berufstreue ausübte, zeichnete ihn seine Kanzelgabe vor Vielen aus: eine seltene Kraft und Eindringlichkeit der lebendig warmen Rede, die das Wort Gottes lauter und rein mit dem Ausdruck der

Digitized by Google

innerſten Ueberzeugung verkündete. Er war ein tüchtiger, männlicher Character, ein reiches Gemüth, ein edles Herz; unermüdet thätig Gutes zu thun, furchtlos und kühn dem Niedern und Böſen entgegentretend, ein treuer Freund, ein geiſtvoll unterhaltender Geſellſchafter, — kurz, ein ebenſo liebenswürdiger als verehrungswerther Mann.

Einzig ſein zu großer, obſchon ſtets einem guten Grunde entwachſener Feuereifer, ſeine mitunter ihn zu weit führende Lebhaftigkeit, könnte hie und da einen Schatten auf dies Characterbild werfen. Seine Zwiſtigkeiten mit der Waiſenhausbehörde wie mit ſeinen Amtsbrüdern im Miniſterium beweiſen dieſen bedauerlichen Temperamentsfehler der Unbeſonnenheit und Heftigkeit, jedoch ohne die Beimiſchung des Kleinlichen. Den alten Herren im Miniſterium mochte der kräftig auftretende neue College von Anfang an etwas mißliebig ſein. An den zu ſeiner Zeit herrſchenden unſeligen Prieſter-Streitigkeiten ſcheint er keinen Theil genommen zu haben, was ihn in unſern Augen nur noch günſtiger ſtellen kann. Keinenfalls aber gehörte er zu den Anhängern des bekannten unduldſamen Fanatikers Dr. Mayer, der nur zu lange die ganze Stadt zum heilloſeſten Partheikampfe verführte, und den armen Paſtor Horbius in die Verbannung, in den Tod trieb.*) Den Waiſenhaus-Proviſoren waren ſeine, an ſich völlig gerechtfertigten Reform-Verſuche für das in Verfall gerathene Inſtitut, gleich anfangs allzu eifrig und läſtig geweſen. So drang er darauf, ein neues, größeres Waiſenhaus, und zwar auf dem zum Artillerie-Zeughauſe beſtimmten Platz am Neuenwall (jetzt

*) In unſerer vom Einfluſſe des kirchlichen Elements nur zu wenig berührten Zeit, will es uns faſt unbegreiflich erſcheinen, daß daſſelbe damals mächtig genug war, um wegen dogmatiſcher Controverſen, wegen einer Paſtorenwahl u. dgl. das ganze öffentliche Intereſſe der Stadt zu verſchlingen und zu tumultariſchen Zuſtänden zu

Digitized by Google

Bohns Platz) zu erbauen; das Zeughaus, so sagte er in einer Eingabe an den Rath, auf dessen Fundament seit 16 Jahren doch nicht weiter gebaut sei, müsse billig einem Waisenhause weichen, in welchem ja die allerbesten Kanonen aufbewahrt würden, die mit ihrem Gebet im Falle der Noth durch die Wolken dringen und den Himmel stürmen müßten. — Der rastlos thätige, das Gute selbst gegen die Möglichkeit des Gelingens erstrebende Mann wurde häufig unbequem, und brachte sich selbst durch unbesonnenes Verfahren in eine falsche Stellung zu seiner Behörde, die trotz seiner anerkannten Verdienste niemals wieder berichtigt werden konnte, woraus ihm unendlich viel Aerger und Verdruß erwuchs.

III. Prinzessin und Prediger.

Wir kehren zur Prinzessin zurück. — Nachdem im December 1700 ihr Beichtiger der alte Schele verstorben war, übertrug sie diese Function ihrem sonntäglichen Erbauer, dem Pastor Morgenweck. Damals hatte dieser Zweig des priesterlichen Berufs eine viel tiefere Bedeutung, als jetzt, und schloß ein wahres Amt der Seelsorge im weitesten Begriff in sich. Bei der beschaulichen Innerlichkeit der Prinzessin, deren tiefe Religiosität ein stetes Bedürfniß nach geistlicher Unterhaltung nährte, erscheint es desto natürlicher, daß sie mit ihrem nun

---

führen, die einem Bürgerkriege nahe kamen. — Dr. Mayer war übrigens ein ausgezeichneter Mann von seltenen Talenten. Weniger bekannt ist, daß er hier ein sehr üppiges Leben führte, ein glänzendes Haus machte, Gesellschaften gab, Concerte, sogar Comödien bei sich aufführte, einen schönen Garten in St. Georg besaß, und des Lebens Freuden recht con amore genoß. Merkte er, daß seine Gemeinde an solchen unerbaulichen Dingen Anstoß nahm, so verstand er es, durch die nächste Predigt alles vergessen zu machen und die Gemüther auf's Neue völlig einzunehmen.

Digitized by Google

erkorenen Beichtiger in einen allmählig immer bedeutſamer werdenden Verkehr trat.

Bei den Forderungen, die ſie an einen Seelſorger ſtellte, durfte ſie ihr inneres Weſen, ihr Denken und Empfinden demſelben nicht verhüllen. Auch ihre äußeren Begegniſſe, die ſo vielfach eingewirkt hatten, konnten ihm nicht verborgen bleiben; und gern offenbarte ſie ihm den ganzen Gang ihres äußern und innern Lebens, nachdem ſie ſich völlig von ſeinem edlen Sinne, ſeiner Würdigkeit überzeugt hatte. So wurde er nach und nach ihr geiſtlicher Freund, und nicht minder ihr weltlicher Berather, ein wohlbetrauter Miniſter ihrer geſammten innern und auswärtigen Angelegenheiten, deren Förderung er ſich mit dem regſten Eifer und aufopfernder Hingebung unterzog.

Eigentlich war, obſchon ſie bereits in den vierziger Jahren ihres Lebens ſtand, noch niemals ein Mann ihrem Gemüthe nahe getreten. Ihre ganze Jugendzeit hatte ſie in weiblicher Umgebung verlebt. Am Hofe zu Plön war ſie, nach ihrer Natur und Gewohnheit, dem geſelligen Umgang zu fern geblieben, um den dort auftretenden männlichen Perſönlichkeiten irgend ein beſonderes Intereſſe abzugewinnen. Jetzt kam ſie in Berührung mit einem Mann, den ſie als Geiſtlichen verehrte, deſſen Eigenſchaften ſie bewunderte, den ſie bei näherer Bekanntſchaft auch als Menſch hochſtellen mußte. Der unwillkürliche Einfluß einer edeln Männlichkeit auf jede ächte Weiblichkeit konnte hier um ſo weniger ausbleiben, als er ein gänzlich neuer und für die Vereinſamte ein weſentlich ergänzender war.

Er ſeinerſeits fand in der Prinzeſſin je mehr und mehr ein weibliches Weſen, wie es ihm noch nicht erſchienen war in ſeinem bisherigen, freilich beſchränkten Familien-Verkehr, bei welchem er — ungleich den meiſten ſeiner Amtsgenoſſen — ein völlig freies Herz bewahrt hatte. Die ebenſo fein-geiſtige als geiſtliche Richtung der vornehmen,

Digitized by Google

vom Unglück geprüften Dame (welche in mancher Beziehung der späteren Goethe'schen "schönen Seele" nicht unähnlich gewesen sein mag, — zog ihn gleich anfangs mächtig an. Das Vertrauen, mit dem sie ihn beehrte, die Anerkennung die sie ihm bewies, konnte ihm als Ersatz für so manche Kränkungen in seinem amtlichen Beruf gelten. Wer will es dem etwa sechs und dreißig-jährigen Manne verargen, wenn die allmählige Wahrnehmung: daß eine fürstliche Dame von so ausgezeichneten Eigenschaften ein besonderes Wohlgefallen an seinem persönlichen Umgang fand, ihn gar erhebend anmuthete.

Sie sah sich — zuerst in ihrem Leben — von einem geistig bedeutenden, ihr überlegenen Manne mit einer nichtgekannten Rücksicht, mit einer Freundlichkeit behandelt, die nicht der Prinzessin, nicht dem Beichtkinde, die ihrer eigensten weiblichen Natur galt.

Seine Unterhaltung, stets anziehend für sie durch erbauliche Einblicke in die höheren Regionen des Seelenlebens oder durch die Würze der Wissenschaft und Kunst, begann allmählig auch durch persönliche Motive fesselnd für sie zu werden. Er offenbarte eine so aufrichtige Theilnahme für sie und alles was sie betraf, er bewährte seine Ergebenheit durch so manche uneigennützige Dienstleistung, er ließ durch so viele zartsinnige Aufmerksamkeiten ein so lebendiges Denken an sie errathen: daß in dem Herzen der Prinzessin eine wohlthuende Wärme und Freudigkeit entstand, von der sie sich lange keine Rechenschaft zu geben vermochte.

Die gleichmäßigen Empfindungen Beider wirkten so natürlich wie nothwendig auf einander ein. Ihre stummen Zeichen des Wohlwollens steigerten seine ebenso sprachlosen, doch beredten Aeußerungen der Zuneigung, welche dann wiederum ihrerseits entsprechende Merkmale hervorriefen. Als die Prinzessin endlich sich entschloß, in ungeschminkter Selbst-

Digitized by Google

prüfung ihr Innerſtes zu ergründen, da mußte ſie ſich, nicht ohne Erröthen, geſtehen, daß ſie nun wiſſe, was Liebe ſei. Als ihr Freund in ſtiller Stunde in ſein Herz blickte, da wußte auch er die wunderbare Bewegung in der Tiefe ſeines Gemüths zu deuten, zu nennen.

Wann und wie ſie dies einander offenbarten, das hat kein Menſch erfahren, das iſt Geheimniß geblieben.

Wenn aber ſolche Menſchen, wie dieſer Prediger und dieſe Prinzeſſin, mit ſolchen Eigenſchaften, in ſolchen Standes- und Alters-Verhältniſſen, einander Liebe geſtehen, da kann ihr Bündniß unmöglich den Gang einer gewöhnlichen Liebesgeſchichte nehmen, welche nach den üblichen Publicationen, Verlobungsviſiten und Brautfeſten, in dem ſolennen Hochzeits-Schmauſe mit Reitendendienern ꝛc. ihren Schluß zu finden pflegt.

Hier war alles ungewöhnlich, außerordentlich, — hier gab es höhere und wichtigere Rückſichten.

Konnte und durfte er eine ſolche Hausfrau beſitzen, ohne ſich ſeinem Berufe zu entfremden und ohne ſie ſelbſt zu verlieren? Konnte und durfte ſie in ſeinen Stand, in ſeine Häuslichkeit, in ſeinen Lebenskreis eintreten, ohne mindeſtens einen Theil ihres Selbſt einzubüßen?

Bedurfte denn ein ſolches Seelenbündniß, wie das dieſer Beiden, auch der äußern Gemeinſamkeit des täglichen Lebens, um Genügen, Befriedigung und Förderung zu ewigen Zwecken zu finden?

War es aber nicht auch ein unabweisbares Gebot der Gewiſſenhaftigkeit und Ehre für die fromme Fürſtin und ihren edeln Freund: dem Bekenntniß der Liebe entweder die völlige Trennung oder die kirchliche Weihe und Einſegnung des Bundes folgen zu laſſen?

Digitized by Google

Getrennt haben sie sich nicht. Eine Gemeinsamkeit des äußern Lebens, ein Eintreten der Prinzessin in den Stand und die Häuslichkeit ihres Freundes ist ebenso wenig erfolgt. Sie setzten nach wie vor in derselben Weise einen Umgang fort, welcher für sie aus einer schönen Gewohnheit zur Nothwendigkeit des Daseins geworden war. Dennoch blieben Ehre und Gewissen gewahrt, da sie zur glücklichen Vermittelung einen Ausweg gefunden hatten, der in unsern Tagen kaum noch möglich sein würde. In einer feierlich ernsten Stunde weihte ein verschwiegener Priester ihren Bund zu einer rechtmäßigen und vor Gott offenbaren, aber vor allen Menschen unter dem tiefsten Geheimniß verborgen gehaltenen Ehe. —

Fast möchte der Berichterstatter wünschen, daß hier plötzlich alle Kunden abbrächen und die ganze Geschichte mit einigen vieldeutigen Gedankenstrichen enden könnte! Indessen finden sich noch so manche Nachrichten, welche theils das Dargestellte bestätigen, theils spätere Ereignisse melden, daß ein gewissenhafter Erzähler alter Hamburgischer Geschichten sie unmöglich unterschlagen darf.

IV. Das Publikum.

Was wissen nicht alles die Menschen, Gutes wie Böses, von ihrer Mitmenschen Thun und Lassen zu erzählen! Wie viele städtische Enten, Seeschlangen und Tartaren durchschwimmen und durchreiten täglich die Zeitungen, Märkte und Gassen! Die Stadtgeschichte, die heute von Aller Munde tönt, ist Morgen vor einem neuen Tagesgespräch verhallt, und Uebermorgen ins Meer der wohlthätigen Vergessenheit hinabgesunken.

Man sollte meinen, der eigenthümliche Verkehr zwischen dem Waisenhaus-Prediger und der Prinzessin von Ostfries-

Digitized by Google

land, so verborgen auch ihr wahres Verhältniß bleiben mußte, wäre auffallend genug gewesen, um gar bald den Stoff zu den merkwürdigsten Erzählungen geliefert zu haben. Denn in dieser Hinsicht stand gewiß das alte Hamburg dem gegenwärtigen nicht nach, und achtsame Aufspürer wie thätige Ausbläser einer anziehenden Chronique scandaleuse wird es genug gegeben haben. Indessen scheint es nicht, daß unsere Geschichte jemals das große Publikum von Hamburg erheblich beschäftigt hat, wozu wohl die öffentlichen Angelegenheiten des durch endlose Partheikämpfe zerrütteten Gemeinwesens beitragen mochten, welche die gesammte Aufmerksamkeit damals ausschließlich in Anspruch nahmen. Es war ja gerade die Zeit (1705—1708) wo herrschsüchtige fanatische Priester und ehrgeizige Bürger, unter dem gemißbrauchten Namen der Freiheit, die Zwietracht anfachten und schürten, ihre kleinlichen Partheizwecke mit tumultuarischen Demonstrationen auf dem durch sie entweihten Rathhause durchsetzten, und die Vaterstadt bis an den Rand des Verderbens brachten, bis endlich (1708) mit den Reichstruppen die kaiserliche Commission eintraf, welche richtend und schlichtend, — und im Verein mit den gutgesinnten Hamburgern, — ordnend, bessernd und bauend, der Stadt den lange entbehrten innern Frieden wiedergab.

Daß in solchen unruhigen Zeitläuften, wo jeder Bürger einer der Partheien angehört, und nur für deren Wohl oder der Gegner Wehe, kaum für eigene Familien-Ereignisse, Sinn und Theilnahme hat, — der stille freundschaftliche Verkehr einer fremden Fürstin mit einem dem politischen Hader fern gebliebenen Prediger, von dem großen Publikum nicht beachtet wurde, und ungekannt und unverspottet fort blühen konnte, das ist hieraus erklärlich. Daher kommt es, daß die Chronisten unter den Zeitgenossen, die sonst so fleißig jedes Tagesereigniß wie eine Denkwürdigkeit aufzeichneten, vollständig schweigen

Digitized by Google

über unsre Geschichte, deren Daten nur mühsam den verschiedensten Quellen zu entnehmen waren.

Indessen, ganz unbemerkt konnte die Sache doch nicht bleiben. Die hier residirenden fremden Diplomaten, deren Umgang die Prinzessin nicht gesucht sondern abgewehrt, hatten sie seitdem zum Gegenstande ihrer nicht immer wohlwollenden Beobachtung genommen. Ihre Resultate trafen irgendwo mit den Bemerkungen derjenigen Personen zusammen, welchen Morgenwecks Lebensweise bekannt sein mußte. Die unausgesetzte Anwesenheit der Prinzessin bei Morgenwecks Predigten und der Eingangs gedachte Ausdruck ihrer Gesichtszüge, worin eine große persönliche Zuneigung sich kund gab, — zusammengehalten mit seinen täglichen Besuchen in ihrer Stadt- oder Land-Wohnung, konnte schon für etwas gelten. Dazu kamen aber noch besondere Anzeichen.

Im Jahre 1708 hatte nämlich Morgenweck wiederum einen harten Strauß mit seinen Provisoren zu kämpfen. Die Kanzel der Waisenhauskirche lag so ungünstig, daß sie dem Schalle seines Wortes Eintrag that, und ihn zwang mit äußerster Anstrengung zu reden, um nur vernommen zu werden. Was war billiger als sein schon vor Jahren vergebens geäußerter und stets geduldig wiederholter Wunsch, die Kanzel an einen passenderen Platz zu verlegen. Aber — sie war erst 1695 als Geschenk einer Bürger-Compagnie erbaut, man fürchtete den Unwillen der Schenker und noch mehr die Kosten des Umbaues. Nun wurde die Sache ernster, Morgenweck forderte entschieden, und drohte sogar, die kaiserliche Commission anzurufen. Die Provisoren gaben nicht nach, und grade war der Streit so heftig geworden, daß für ihn Alles auf dem Spiele stand, — als unerwartet eine Vermittelung eintrat, indem "eine gottliebende Seele" dem Waisenhause unter der Bedingung der Kanzel-Verlegung 4000 ℳ schenkte.

Digitized by Google

Wie die Wißbegier der Proviſoren es bald erforſchte war die ungenannte "gottliebende Seele" Niemand anders, als die Prinzeſſin, welche durch dieſe rettende That ihren Freund vor den ſchlimmſten Verwickelungen bewahrte, dadurch aber auch dem heimlichen Geflüſter über das ſeltſame Liebes-Verhältniß, neue Nahrung gab.

Um dieſe Zeit bekamen auch einige Mitglieder des Miniſteriums Kunde von den dunkel umlaufenden Gerüchten. Beſorgt für den makelloſen Ruf ihres Amtsbruders, konnten ſie nicht umhin ſein Benehmen mindeſtens verdächtig und anſtößig zu finden. Morgenweck wurde von dem Senior Dr. Volkmar zur Rede geſtellt und brüderlich admonirt. Hier erklärte er denn, zur Wahrung der Ehre der Prinzeſſin wie ſeiner eigenen, daß er mit derſelben in einer zwar heimlichen jedoch vollkommen rechtmäßigen Ehe lebe.

Sollte nun auch damals dieſes, ſicherlich unter dem Siegel der Verſchwiegenheit dem Senior mitgetheilte Geheimniß, dem Kreiſe des Miniſteriums entſchlüpft und hie und da in weltliche Regionen eingedrungen ſein, ſo iſt es dennoch niemals unter das große Publikum gekommen und von demſelben weiterverarbeitet. Und ſo mag das gelegentlich auftauchende Gerede über die Prinzeſſin, nachdem die Geſchichte durch ihre moraliſche Wahrheit den unmoraliſchen Reiz verloren hatte, gar bald wieder ſpurlos in den Wogen der Tagesereigniſſe untergegangen ſein. Die kaiſerliche Commiſſion und ihre Werke, die drohenden Calamitäten des Krieges und der Peſt, welche letztere dann (1713) Hamburg ſchwer heimſuchte, zogen Aller Aufmerkſamkeit auf ſich, und wurden unſerm Paare zu einer Schutzmauer, hinter der ihr zartes Verhältniß den Augen der Menge verborgen blieb.

Digitized by Google

V. Der Prinzessin Tod und Begräbniß.

Unsere Kunden berichten über das fernere Ergehen des Paares bis zum Jahre 1715 nur so viel, daß man auf den ungestört glücklichen Fortbestand der Verbindung schließen kann. Nicht unwahrscheinlich ist es, daß Morgenweck einige seiner vertrauten Freunde in den Kreis des fürstlichen Hauses gezogen hatte, namentlich den Lic. Joh. Friedr. Fürsen, einen höchst kenntnißreichen, wohlgesinnten Mann und sehr geachteten Rechtsgelehrten, welcher sich zur Zeit der kaiserlichen Commission, als Consulent des Sechsziger Collegii, außerordentliche Verdienste um Herstellung des innern Friedens und einer trefflichen Verfassung erworben hat, die nur zu bald von der Republik vergessen worden sind. Auch der Pastor der Marien-Magdalenen Kirche, Christian Ludwig Seiler, ein furchtloser Mann, der seinen Vorstehern derb den Text gelesen hatte, als sie einen Buchladen in dem Gotteshause anlegen wollten, und sie "Kirchen-Verstörer", statt Vorsteher titulirte, — imgleichen ihr alter Sachwalter und Nachbar, Dr. Timotheus Stieler, scheinen zu diesen wenigen Auserwählten gehört zu haben, auf welche die Prinzessin ihren Verkehr mit Menschen beschränkte. Denn auch ihr Zusammenhang mit fürstlichen Stammes- nnd Standesgenossen hatte je länger desto völliger aufgehört, und von ihrer Nichte (ihrer verstorbenen Schwester Tochter) der jungen Prinzessin Auguste Louise von Württemberg zu Oels, scheint ihr so wenig Anhänglichkeit und Theilnahme bewiesen zu sein, daß sie die Bande der Familie für zerrissen halten mußte.

Am 18. October 1715 entschlief sanft und selig die geliebte Freundin der Prinzessin, Fräulein von Brobergen, und wurde in der Marien-Magdalenen Kirche vorläufig beigesetzt. Denn in diesem stillen Kirchlein, bei ihrer Ankunft in Hamburg ihr erstes Asyl, hatte sich die Prinzessin schon längst

Digitized by Google

die dereinſtige letzte Ruheſtätte für ſich und das Fräulein ausgeſucht, und zur Erwerbung und Einrichtung eines Grabgewölbes unter dem Altare zu ewigen Tagen, ein Capital von 3000 ℔ angewieſen.

Das Fräulein war ihrer erlauchten Freundin nur um wenige Tage vorausgegangen, auch deren Stündlein war gekommen. Waren es die Sorgen und Nachtwachen am Sterbebette der Freundin, die tiefe Trauer um ihren Verluſt, genug unmittelbar darauf erkrankte die Prinzeſſin ſo ernſtlich, daß ihr Arzt, der treffliche Phyſicus Dr. Bieſter, ſowohl Morgenweck als ihr ſelbſt die drohende Todesgefahr nicht verhehlte.

So wie ſie mit hingebender Geduld ihre Leiden ertrug, ſo vernahm ſie auch mit heiterer Seelenruhe das Herannahen der Scheideſtunde. Ihre Freunde Morgenweck und Seiler ſtanden ihr mit dem ſegenſpendenden Troſte des Glaubens zur Seite. Aber noch meinte ſie Pflichten der Liebe und Dankbarkeit zu haben, deren Erfüllung mittelſt letztwilliger Verfügung ſie in den letzten Lebenstagen ſehr beſchäftigte. Außer mehreren Vermächtniſſen für milde Zwecke beſtimmte ſie der Marien-Magdalenen Kirche ein ferneres Capital von 3000 ℔, deren Renten dem Paſtor derſelben für Beaufſichtigung ihrer Grabſtätte zufallen ſollten. Ihre Dienerſchaft bedachte ſie reichlich mit Geldſummen, Hausgeräth, Leinenzeug und Kleidungsſtücken. Ihrer guten Geſellſchafterin Jenſen, ſowie ihrem Arzte verordnete ſie Legate; ihrem treuen Lebensgefährten Morgenweck widmete ſie den lebenslänglichen Nießbrauch ihres Gartens in Ottenſen, — den anmuthigen, mit ſo vieler Liebe gehegten und gepflegten Ort, wo Beide die ſchönſten Stunden ihres Daſeins verlebt hatten, — zum Angedenken, ſo lange er noch hienieden wallen würde. Zum Vollſtrecker ihres Willens, mit ausgedehnter Vollmacht, ernannte

Digitized by Google

ſie den Licentiaten Fürſen. Ihrer Nichte, der Prinzeſſin von Oels, hatte ſie in dieſen nur ihr in Hamburg befindliches Vermögen betreffenden Anordnungen nicht gedacht, derſelben fielen indeſſen ohnehin ihre Allodial-Güter zu. Zwei Tage vor ihrem Tode erklärte ſie feierlich, in Gegenwart zweier Notarien und einiger Zeugen, dieſe Beſtimmungen für ihren als Codicill geltenden letzten Willen. Die Solemniſirung des Documentes mußte wegen eingetretener Schwäche der Prinzeſſin verſchoben, und konnte endlich nur mangelhaft beſchafft werden, denn das Wichtigſte, die Unterſchrift der Teſtatricin fehlte, und die Notarien und Zeugen konnten nur atteſtiren, daß der Inhalt der Schrift den mündlich von ihr genehmigten letzten Willen der hochſeligen Prinzeſſin enthalte.

Sie war nämlich in der Nacht vom 29. zum 30. October, im 59ſten Jahre ihres frommen ſtillen Lebens, mit großer Freudigkeit entſchlafen.

Es kam aber alles anders, als die Verſtorbene es gewünſcht und gewollt. Von ihren mit liebevoller Fürſorge getroffenen Verfügungen ſind nur wenige erfüllt. Denn in Vollmacht und im Namen ihrer Nichte erſchien hier alſobald der Hannoverſche Hof- und Regierungsrath Heinrich Grafe, das Teſtament anzufechten und den Geſammt-Nachlaß für ſie als Inteſtaterbin in Anſpruch zu nehmen.

Wir wollen uns nicht aufhalten mit einer Darlegung dieſes nun beginnenden Rechtsſtreites, welcher von jener Seite mit vieler Gehäſſigkeit geführt wurde. Suchte man doch dem redlichen Fürſen, der in den Augen ſeiner Mitbürger über allen Verdacht erhaben ſtand, und dem Paſtor Morgenweck, deſſen Legat man einen übertriebenen Werth beilegte, die niedrigſten Motive des Eigennutzes unterzuſchieben, und das Teſtament der Fürſtin als ein gefälſchtes darzuſtellen. Gewiß würde Morgenweck, wenn er jetzt das Geheimniß ſeiner Ehe

Digitized by Google

offenbart, und ſich dadurch in das rechte Licht geſtellt hätte, dieſer Verdächtigungen enthoben geweſen ſein. Er mochte es aber unter ſeiner Würde achten, um irdiſcher Vortheile willen, oder zur Abwendung ungerechter Beſchuldigungen, das von der verklärten Freundin ſo geheim gehaltene Bündniß durch Bekanntmachung zu profaniren. — Gegneriſcher Seits ließ man alle früheren Hausgenoſſen der Prinzeſſin, z. B. die junge Jeanneton de la Marel, damals (1717) im Hauſe des Prätors Kühl zu Stade als "franzöſiſche Jungfer" lebend, verhören. Man forſchte und inquirirte bis ins kleinſte Detail, nach Juwelen, welche vielleicht längſt mit warmer Hand als Andenken verſchenkt waren, wie nach einzelnen Mobilien; ja, man verhinderte ſogar das Begräbniß der Prinzeſſin in der von ihr angeordneten, der fürſtlichen Nichte wohl zu koſtbar erſcheinenden Weiſe.

Zu einem eigentlichen Proceſſe, der dann ſehr langwierig hätte werden müſſen, ſcheint es nicht gekommen zu ſein. Nachdem man jenſeits von einigen juriſtiſchen Facultäten Rechtsgutachten eingeholt hatte, welche ſämmtlich dem letztwilligen Documente, wegen unheilbarer Formmängel, die Rechtsbeſtändigkeit aberkannten, mögen Fürſen und Morgenweck jeden weiteren Verſuch aufgegeben, und allen perſönlichen Vortheilen entſagend, nur geſucht haben, auf dem Wege des Vergleichs einige der Vermächtniſſe in Kraft zu erhalten. Dies wird im Jahre 1717 oder doch bald hernach gelungen ſein.

Denn noch bevor alles regulirt war, erheiſchte die bis dahin noch immer ausgeſetzt gebliebene Begräbniß-Angelegenheit eine abgeſonderte Entſcheidung, da die Leiche der Prinzeſſin bereits 16 Monate lang in ihrem Hauſe am Jungfernſtieg unbeerdigt auf die Beſtattung wartete. Das Collegium der Oberalten (als Vorſteher des Marien-Magdalenen Kloſters)

Digitized by Google

hatte nach dem Willen der Verstorbenen und einem demgemäßen Contracte vom 2. December 1715, ein Grabgewölbe unter dem Altar einrichten lassen, wollte indeß dasselbe der Leiche nicht eher einräumen, als bis die legirten 3000 ℔ eingegangen sein würden. Die Erbstreitigkeiten aber hielten die Sache fortdauernd in der Schwebe; der Bevollmächtigte der fürstlichen Nichte wollte oder konnte hierin nichts thun, — Fürsen besaß längst die Macht nicht mehr, jenes angefochtene Vermächtniß auszuzahlen. Es ist dennoch unbegreiflich, wie dieser Zustand so lange dauern konnte, und selbst obrigkeitlich hätte man mindestens eine vorläufige Beisetzung anbefehlen müssen. Ein aufgefundenes Attestat des Collegii der Oberalten, veranlaßt von Fürsen, vermuthlich um einer dringenden Vorstellung an die Intestaterbin zur Erledigung dieses heillosen Zustandes beigefügt zu werden, überzeugt uns von der Wahrheit desselben. Dieses Attestat, unterschrieben den 24. März 1717, von dem Secretarius Lic. Hilckes, lautet also:

> Daß der entseelte fürstliche Cörper der weiland Julianae Luisae, Prinzessin zu Ostfriesland, annoch in deren Hause auf'm Damm (Jungfernstieg) über der Erden stehe, und in der unterm Altar unsrer Marien-Magdalenen Kirche mit großen Kosten zubereiteten Ruhekammer annoch nicht gebracht sei, — auch bevor dem Kaufcontracte ein Genüge geschehen und die noch restirenden 1000 Rthl. Spec. in oberwähntem fürstlichen Hause ad dies perpetuos versichert sein werden, mit der Begräbniß, vermöge unsrer Kirchen-Ordnung, nicht verfahren werden könne, solches wird hiemit auf Verlangen glaubwürdig attestirt.

Bald darauf erfolgte dann endlich das feierliche Leichenbegängniß. Das 13 Fuß lange und 11 Fuß breite Grabgewölbe unter dem Altar empfing in einem kupfernen stark vergoldeten

Digitized by Google

und mit dem fürſtlichen Wappen geſchmückten Sarge die ſterblichen Ueberreſte der frommen Prinzeſſin.

Ihrer ausdrücklichen Anordnung gemäß fand nun auch daneben die Leiche des Fräuleins von Brobergen ihre letzte Ruheſtätte. Der Sarg der letzteren erhielt jetzt dieſe Inſchrift:

"Hier im Grabe der durchlauchtigen Fürſtin Juliane Luiſe zu Oſtfriesland, Eſens, Stedesdorf und Wittmund, zum Zeichen der ſonderbarſten hochfürſtlichen Gnade, ruhet das hochwohlgeborne Fräulein, Fräulein Gertrud Eliſabeth von Brobergen, in die 14 Jahre hochbetrautes und hochgetreues Kammerfräulein, ſo in dem Herrn Jeſu Chriſto ſelig iſt entſchlafen d. 18. October 1716.

Wer ſich erniedriget wird erhöhet werden."

Das oftgedachte Capital von 3000 ℳ war inzwiſchen in dem unbeſchwerten Hauſe der Prinzeſſin zu ewigen Tagen der Marien-Magdalenen Kirche zugeſchrieben, mit der Clauſel, daß die 90 ℳ Renten jährlich ſo lange bezahlt werden ſollten, als das Begräbniß nicht "verunruhiget," auch nicht eröffnet werden würde "ſo lange der Wind wehet und der Hahn krähet." Zum Hüter deſſelben war verordnungsmäßig der jedesmalige Paſtor zu Marien-Magdalenen beſtellt, welchem dafür die Hälfte der Renten (dem derzeitigen Paſtor Seiler das Ganze) zufließen ſollte, während die andre Hälfte der Kirche beſtimmt wurde.

Später hat die Prinzeſſin von Oels, von ihrem Gemahl dem Herzoge von Sachſen-Weißenfels 1732 geſchieden, längere Zeit in Hamburg gelebt, — ob in dem ererbten Stadt- und Landhauſe ihrer Tante, hat nicht ergründet werden können.

Digitized by Google

VI. Morgenweck's ferneres Ergehen.

Nach dem Heimgange seiner fürstlichen Gemahlin empfand Morgenweck die Vereinsamung, die ihn im funfzigsten Jahre seines Lebens getroffen, wohl allzu schmerzlich. Er stand allein in der Welt, ohne Weib und Kind, dem Verkehr mit Familien seiner Vaterstadt nun längst und auf immer entfremdet. Ein Wesen lebte jedoch noch, welches mit ihm der Verklärten am nächsten gestanden hatte, ein treffliches weibliches, durch ihre Hingebung an diese veredeltes Wesen: die Pfarrerstochter aus Gleschendorf, zu welcher jetzt ihre Mutter die verwittwete Pastorin gezogen war. Das Bedürfniß des Herzens, einem solchen Wesen nahe zu bleiben, führte ihn zu ihr. Schon ihre Namen Juliane Luise, auch die seiner Prinzessin, mußten ihn in eigener Weise an diese mahnen.

Natürlich war's, wenn Beide ihre Trauer über den gemeinsamen Verlust, ihre trostreichen Erinnerungen an vergangene glückliche Zeiten, gern und oft austauschten, und ebenso natürlich, daß sie von einem gemeinschaftlichen Standpunkte aus ihre Blicke in das zukünftige Jenseits richteten. Daß sie dann, bei erhöheter gegenseitiger Achtung und Zuneigung, von demselben Standpunkte aus auch das Diesseits, die irdische Zukunft in's Auge zu fassen lernten, war eine fast nothwendige Folge. Die Liebe und Verehrung zu der seligen Prinzessin wurde allmählig zu einem so theuern Bande der Vereinigung zwischen Beiden, daß sie das, was ihr Leben noch Werthvolles besaß, einander zubrachten, um sich hinfort nicht wieder zu trennen. Vielleicht hatte auch die Prinzessin im Vorgefühl ihres nahen Todes, diese Beiden auf einander angewiesen. Sie konnte ja ihrem Freunde, der ihretwegen so manches entbehrt hatte, nichts besseres hinterlassen als den Schatz, den das Innere ihrer jugendlichen Freundin barg, — und dieser kein größeres Glück, als dasjenige seines Besitzes,

Digitized by Google

deſſen ſie ſelbſt nur in unvollkommener Art ſich hatte erfreuen dürfen.

Alſo aufgefaßt kann es kaum erheblich auffallen, wenn Morgenweck, deſſen Ehen nun einmal ungewöhnlich ſein ſollten, und deſſen energiſcher Character ihn ſtets zu raſchem Entſchluß und noch raſcherer Ausführung trieb, bereits im neunten Monate nach dem Tode ſeiner erlauchten Gemahlin, und während deren "hochfürſtlicher Körper annoch über der Erden" ſtand, wiederum zuſchritt, nämlich zu einer neuen, "vollkommen rechtmäßigen" aber diesmal durchaus nicht heimlichen Ehe, und am 15. Juli 1716 ſeine Hochzeit feierte mit Juliane Luiſe Jenſen, des Pfarrers Tochter aus Gleſchendorf.

"Ganz ächt nach Mannesart" und: "ſo ſind die Männer!" werden vielleicht manche Leſerinnen ausrufen, ohne zu bedenken, daß jede baldige Wiederverheirathung der ſchönſte Lobſpruch auf die ſelige Gattin, mindeſtens auf das glückliche Verhältniß der Ehe, ſein ſoll. Es würde dem Erzähler Leid ſein, wenn die Leſerinnen unſern Morgenweck deshalb, weil er die Vorzüge der Weiblichkrit ſo richtig erkannte und ſo hoch ſtellte, daß er ſich freiwillig ihrem Einfluſſe wieder unterzog, dennoch aus ihrer Achtung ſinken laſſen, und, dem männlichen Character überhaupt eins verſetzend, ausrufen wollten: "o Männer, o Männer!"

Eine Tochter, das einzige Kind das ihm je beſchieden geweſen iſt, erſchien ihm wie ein vom Himmel geſchenktes ſpätes Frühlingsglück, — aber nur, um ihm den Weg zum ewigen Leben zu weiſen. Sein Kind ſtarb in lieblichſter Jugendblüthe, — und er folgte bald.

In ſeinen Mittwochs-Predigten, in welchen er ſeit der Uebernahme ſeines Amtes die heilige Schrift, vom erſten Buche Moſis anhebend, alle Abſchnitte der Bibel nach ihrer Reihenfolge, erläutert hatte, war er gerade bis zum zwanzigſten

Digitized by Google

Capitel der Apostelgeschichte gekommen, und hatte am letzten Mittwoch des December 1729 gepredigt über des Apostels Pauli Abschiedsworte, wo es u. A. heißt, Vers 22: "ich fahre hinab gen Jerusalem, weiß nicht, was mir daselbst begegnen wird," und Vers 25: "ich weiß aber, daß ihr mein Antlitz nicht mehr sehen werdet." — Und die Gemeinde sah sein Angesicht nicht wieder. Heimgekehrt erkrankte er, und starb im vier und sechzigsten Jahre seines Lebens, am 5. Januar 1730.

VII. So lange der Wind weht und der Hahn kräht.

Was ist's für ein nichtig Ding um die Beständigkeit auf Erden, um die immerwährende Dauer irgend eines Zustandes in einer Welt, in der Alles eitel und vergänglich ist. Was nützen Eide, Verträge und Contracte, welche irgend einem Besitzthum — und wäre es einer Herberge des Todes — den Bestand "zu ewigen Tagen" zusichern sollen, während damit höchstens gemeint sein kann, bis zur Morgenröthe der Ewigkeit, und selbst diese Frist nicht eingehalten werden kann.

"So lange die Erde steht, soll nicht aufhören Saamen und Erndte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht," — so lautet eine der Verheißungen des alten Bundes (1. Moses 8, 22), worin die Gewißheit liegt, daß so lange die Erde steht, auch des Windes Wehen und des Hahnes Krähen nicht aufhören wird.

Und dennoch, wie sind so viele Verträge und Contracte hinfällig geworden, deren Bestand, an diese Verheißung geknüpft, dauern sollte: "so lange der Wind weht und der Hahn kräht." Zumal in einem Jahrhundert, welches dem Zerfallen tausendjähriger Dome mit gleichgültiger Unthätigkeit, zur Herstellung so kraft- wie willenlos zuschaucte, — welches

Digitized by Google

Kirchen, der Väter Stiftungen für ewige Tage, wie läſtige Nebendinge, ohne irgend einen Erſatz vollkommen aufhob, als die alten Gebäude, längſt dem Zahn der Zeit überlaſſen, zuſammen zu ſtürzen drohten.

Die Marien-Magdalenen Kirche des Schauenburgers, welche ſich (nach der Meinung des Herrn von Heß) "nur noch durch ihr Verſchwinden Verdienſte erwerben konnte," folgte unmittelbar dem Dome Karls des Großen, obſchon die ſtille Zeit nicht gekommen war, da der Wind nicht weht und der Hahn nicht kräht. Sie mußte der höheren Macht der Naturgeſetze weichen und ſich im Jahre 1807 abbrechen laſſen, nachdem für die Grabſtätten ein Platz vor dem Dammthor eingerichtet war, wohin die Gebeine der Vorfahren überſiedelt wurden, bei Nacht und Nebel, um keinen der aufgeklärten Enkel zu erſchrecken.

Auch das verbrieſte Verbot der Verunruhigung der fürſtlichen Ueberreſte mußte dem Geſetz der höheren Naturkraft weichen. Unter Aufſicht des in den Ruheſtand verſetzten Hüters der Altargruft wurde dieſe geöffnet. Neben dem kupfernen, ſtark vergoldeten Sarge der Prinzeſſin fand man den zweiten, von einer Kleinheit und Zierlichkeit, als ſei ein funfzehnjähriges Mägdlein darin beſtattet: "wahrſcheinlich ihre Tochter," ſagte Herr von Heß, der von unſrer Geſchichte eben keine genaue Kenntniß hatte. Bei genauerem Nachſehen fand man aber die ſofort protocollirte oben mitgetheilte Inſchrift, nach welcher der Sarg des hochgetreuen und hochbetrauten Fräulein von Brobergen Ruhe-Kämmerlein iſt.

Der Nachtwind wehte und ſtürmte heftig, ſo daß die alten Wetterhähne auf Marien-Magdalenen Kloſter knarrten und ſchrieen, als um die Zeit des dritten Hahnenkrey's beide Särge der verödeten Kirche entnommen und zu ihrer neuen Ruheſtätte gebracht wurden. Dort ſetzte man ſie — um der

Digitized by Google

fürſtlichen Verordnung thunlichſt nachzukommen — in einem gemauerten Gewölbe bei; einen großen Stein deckte man darüber, befeſtigte ihn mit eiſernen Klammern, und ließ das Sinnbild der Unſterblichkeit: die in den Ring gelegte Schlange, mit der Inſchrift darauf einmeißeln: daß dies Grab niemals geöffnet werden dürfe. Vom Winde und vom Hahne iſt nichts geſagt.

Solchergeſtalt iſt der Prinzeſſin Ruheſtätte auf Marien-Magdalenen Begräbniß-Platz vor dem Dammthore noch jetzt zu ſehen. Dicht daneben hat der letzte Paſtor der verdienſtvoll verſchwundenen Kirche, Barthold Nicolaus Krohn, ſich ſein Grab ausgeſucht, als wenn er noch im Tode ſein Hüteramt über die fürſtliche Gruft an neuer Stätte fortſetzen wollte.

In den 1820ger Jahren gedachte der Eigner des vormaligen Hauſes der Prinzeſſin, ſich der läſtigen Rentenpflicht ſeines Grundſtückes zu entſchlagen, da der Contract von Seiten der Marien-Magdalenen Behörde nicht gehalten, das Grab verunruhiget und geöffnet, und den ihrem bedungenen Platze unterm Altar entführten Gebeinen eine andere Stätte, in keiner Kirche zugewieſen ſei, obgleich die ewigen Tage noch nicht gekommen, und der Wind ſehr wehe auch der Hahn laut krähe. Ob man den Eigner des pflichtigen Hauſes als keineswegs zur Klage befugt achtete, welche allenfalls nur den Erben der Prinzeſſin zuſtändig ſchien, — ob man die Geſetze der höheren Naturkraft, welche die Erfüllung des Contracts unmöglich machten, berückſichtigte, ob man dem ſtillen Verdienſte des Verſchwindens der Kirche gebührend Rechnung trug, — genug, die Gerichte entſchieden zu Gunſten des Marien-Magdalenen Kloſters. Daſſelbe bezieht nach wie vor, und hoffentlich "ſo lange der Wind weht und der Hahn

Digitized by Google

kräht," die ungeschmälerte Jahresrente aus jenem Hause, in welchem einst vor 150 Jahren die gottselige Prinzessin von Ostfriesland in Freud und Leid gelebt, darin ein frommes Vermächtniß gestiftet und dadurch ein Anrecht auf ein bleibendes Gedächtniß erworben hat.

Damit das fast gänzlich erloschene Gedächtniß dieser Gerechten in Ehren bleibe, darum ist ihre Geschichte hier erzählt, die freilich auch nicht mehr als eine vorübergehende Erinnerung bewirken wird. Denn "so lang die Winde wehen und die Hähne krähen," werden solche Erinnerungen wieder vergehen. Wie schnell verklingt eine Erzählung, und wäre sie noch so mühevoll den geschichtlichen Quellen entnommen, deren denkwürdigen Kern festzuhalten sie bestimmt ist. Wie bald verklungen, verhallt, verschollen wird auch diese Geschichte sein und damit das erneuerte Andenken an die fromme Prinzessin Juliane Louise von Ostfriesland.

---

29. Von der Bursprake.

(Um 1700.)

Seit uralten Zeiten, schon vor 1276, bis zum Jahre 1810 wurde jährlich zweimal eine Sammlung von Gesetzen und Verordnungen in plattdeutscher Sprache öffentlich am Rathhause abgelesen; ursprünglich, vor Erfindung und Verbreitung der Buchdruckerkunst, weil man kein anderes Mittel der Veröffentlichung hatte. Hernach behielt man den Gebrauch, daran die Leute gewöhnt waren, gern bei, weil es nützlich schien, ihnen ihr Thun und Lassen recht oft ins Gedächtniß zu rufen. Sie enthalten Ermahnungen zur Gottesfurcht und Sonntagsheiligung, dann allerlei Polizeiliches aus alter und

Digitized by Google

neuerer Zeit, z. B. über Kleiderpracht, Hochzeits- und Leichenpomp, Verproviantirung für einen Belagerungsfall, über das Verhalten bei Feuersbrünsten, Vorschriften wegen des Zolles, der Maaße und Gewichte, der Elbfischerei, des Ballastgrabens, der Flethreinigung, der Bürgerbewaffnung, des Brauwesens, der Aufsicht auf Fremde; auch Verbote vieler Vergehungen, z. B. des Wuchers, der "Schand- und Schmäheschriften, so man Pasquillos nennet," — und geben nützliche Anweisung, wie ein rechtschaffener Bürger sich zu verhalten hat in diesen und jenen Fällen. Diese Sammlung, welche in ihrer auf uns gekommenen Fassung in den Jahren 1588 und 1594 zusammen gestellt sein wird, nannte man von jeher die Burſprake. Einige meinen, es müsse Burg- oder Bürgersprache heißen, Andere aber sagen: Bur- oder Bauersprache sei ganz richtig, weil diese plattdeutschen Gesetze für den s. g. gemeinen Mann bestimmt wären, der da rede wie ein Bauer. — Die ganze Einrichtung mit demselben Namen war auch in andern alten Städten üblich, z. B. (viermal jährlich) in Lübeck, woselbst im Jahre 1416 unser Bürgermeister Johann Lüneborg, als er den alten Rath wieder einsetzen half, mit sonorer Stimme die Burſprake verlesen hat.

Das löbliche Herkommen mag hier während der Reformationszeit etwas in Vergessenheit gekommen sein. Auf Pteri Stuhlfeier 1541 ließ der Rath die Burſprake wieder ablesen. Ein gleichzeitiger Chronist sagt: es wäre darin neuerdings Ordnung gemacht in Kleidung und Zierath, wie Jeder sich schicken solle nach Vermögen; denn leider sei es so weit mit der Ueppigkeit gekommen, daß zu fürchten, Gott werde dreinschlagen und die Prahler demüthigen. Und obschon der Rath hiemit das gemeine Wohl bezweckt habe, so sei es ihm doch von Jedermann sehr quade gedeutet. Denn es heiße stets: ein freier Hamburger Bürger müsse sich ganz nach Belieben

Digitized by Google

tragen können. Darum sei auch nichts gehalten von all' den guten Vorschriften.

Es waren zwei verschiedene Sammlungen oder Bursprake, deren eine am Tage der Stuhlfeier Petri (22. Februar) die andere am Thomastage (21. December) verlesen wurde. Dabei hatten sich in den letzten Jahrhunderten folgende Formalitäten ausgebildet.

Am Petritage, wenn es halb 11 Uhr geschlagen, wurde vom Dom und St. Nicolai, später mit der kleinen Glocke des Niedergerichts neben dem Rathhause, zu dreien Malen geläutet. Es war das Zeichen für Bürger und Einwohner, sich nunmehr zum Vernehmen der Bursprake vor der großen Rathhausthüre zu versammeln. Mittlerweilen mußten alle nicht zum Rathhause gehörigen Personen hinausgehen, die Thüren wurden geschlossen, Bürgermeister und Rathmannen gingen auf das Zimmer oberhalb der Hauptthüre, welches (bis 1759) mit einem Balkon oder Altan, Laube genannt, versehen war. Sobald das dritte Geläute verhallt war, trat der worthaltende (präsidirende) Bürgermeister in voller Amtstracht auf die offene Laube, grüßte leutselig hinunter auf Bürger und Volk, und redete sie herkömmlich also an:

"gute Freunde! Nach üblichen Sitten und alter Gewohnheit soll heute die Bursprake verlesen werden. Wollet demnach fleißig Acht haben und euch darnach richten!"

Dann trat Dominus Protonotarius an die Brüstung des Altan's, grüßte stumm nach drei Seiten hinunter, und begann mit lauter Stimme die Vorlesung der Bursprake. Wenn er damit bis gegen das Ende gelangt war, so kam grade der Stallmeister beim Rathhause vorbei geritten, welcher an diesem Tage nach altem Herkommen mit seinen Reitendendienern einen Ritt durch die Stadt zu machen hatte, um nachzusehen, ob alles in guter Ordnung. Sobald nun der Protonotarius

Digitized by Google

das Pferdegetrappel hörte, ſo ſputete er ſich, raſch zu Ende zu kommen mit der Vorleſung, weshalb er unbedenklich einige ganz veraltete Artikel überſchlagen durfte.

Sowie nun der reiſige Zug des Stallmeiſters, unter ehrerbietigem Salutiren mit den Pallaſchen vor E. H. Rath, vorüber paradirt war, trat der Protonotarius ab und der worthaltende Bürgermeiſter wieder auf. Dieſer verkündete dann dem Volke die Namen derjenigen Bürgermeiſter und Rathsherren, welche im laufenden Jahre auf ihren Dielen Audienz ertheilen, oder als Prätoren das Gericht verwalten würden, bei welchen alſo Bürger und Einwohner "das Recht ſuchen könnten." Endlich ſchloß er ſeine Rede mit dieſen unabänderlichen Worten:

> "Gute Freunde! Der Fürſten und Herren, Ritter und Knappen, der Frauen und Jungfrauen, auch aller ehrlichen Leute ſoll man jederzeit im Beſten gedenken! Gute Freunde! Ein Ehrbarer Rath bedankt ſich daß ihr gekommen ſeid!"

Damit hatte dieſer feierliche Actus ein Ende. Für ihre Bemühungen erhielten der Bürgermeiſter 2 Stübchen, der Protonotarius 1 Stübchen Rheinwein aus dem Rathskeller, zur Erquickung nach ſo vielem Reden.

Am Thomastage fand ganz daſſelbe Verfahren ſtatt; nur bedurfte es in der Schlußrede des Bürgermeiſters keiner Nennung der Gerichtsherren, deren Amt nur am Petritage wechſelte. Die Vermahnung aber wegen beſten Gedenkens der Fürſten und Herren, Frauen und Jungfrauen u. ſ. w. wurde nicht weggelaſſen.

Fürſten und Herren mit Rittern und Knappen haben allerdings in alten Zeiten die gute Stadt und ihre Bürger oftmals bitter gedrangſalt; es war demnach ein höchſt edelmüthiger Characterzug der alten Hamburger, wenn ſie dennoch,

Digitized by Google

der Ermahnung folgend, ihrer Widerſacher ſtets im Beſten gedachten. Es kommen aber in unſrer Geſchichte, ſeit Heino Brand's Mißachtung gegen einen Herzog, mehrfache Beiſpiele ähnlicher Beleidigungen hoher Standesperſonen durch hieſige Frevler vor, ſo daß vielleicht deshalb die ſtadtväterliche Admonition entſtanden iſt. Aeußerſt galant, faſt an den ritterlichen Minnedienſt erinnernd, iſt die Empfehlung eines beſtens Gedenkens zu Gunſten der Frauen und Jungfrauen. Rath und Bürgerſchaft haben dieſer ſchönſten Hälfte der Menſchheit allezeit viel Huldigung und Fürſorge bewieſen. Zum Schutze des zarten Geſchlechts diente z. B. der Art. 19, Cap. V. der Wacht- und Feuer-Ordnung von 1626, worin es den muthigen Bürgern ausdrücklich verboten iſt, beim Schießen die Musquete (ſelbſt wenn nur Pulver drinnen) auf Frauen, Jungfern, Mägde oder andere Manns- und Frauenbilder anzulegen, bei 1 ℔ Strafe, geſchweige gar Feuer geben, bei 1 Thaler Strafe, dem Capitain zu entrichten. — Am Ende bezielte auch der Art. 33, Cap. VII. deſſelben Geſetzes — welcher den bei Tumulten zuſchauenden Frauenzimmern die Wegnahme ihrer Kleidung, event. eine "tapfere Abſchmierung mit Schlägen" in Ausſicht ſtellt, — nichts anderes, als: die zarten Frauen und Jungfern vor den bei Tumulten unvermeidlichen Inſulten zu bewahren, indem man ſich freundlichſt ihre Gegenwart verbat.

In älterer Zeit fand am Thomastage noch eine Ceremonie im Rathhauſe ſtatt, die zwar nicht zur Burſprake gehört, aber doch hier erwähnt werden mag. Der Rath nahm Platz in der großen Halle (dem Gehege) worauf der vorjüngſte Herr jedem Mitgliede einen Dukaten, den ſ. g. Thomasdukaten, einhändigte, zufolge Teſtaments des Magiſters Johann Reinke, weiland Raths-Secretarii, vom Jahre 1564. Dann wurden die draußen harrenden Feuerſchauer, (bürgerliche

Digitized by Google

Deputirte) vorgelaſſen. Der Bürgermeiſter redete ſie an: "achtbare, günſtige, vornehme Mitbürger und Freunde" u. ſ. w., und befragte ſie nach den Ergebniſſen ihrer Amtsführung, worauf der älteſte Feuerſchauer jedes Kirchſpiels mündlich Bericht abſtattete, fernere gute Aufſicht nach Vermögen verſprach, für E. H. Raths günſtigen Gruß dankte und hinwieder "glückliches Regiment und obrigkeitliches Wohlergehen" erhoffte. Dann entließ der Bürgermeiſter ſie mit der althamburgiſchen, herkömmlicher Weiſe auch die bürgerlichen Seſſionen ſchließenden "Anwünſchung einer geſegneten Mahlzeit." Dieſe Ceremonie iſt um 1755 als überflüſſig abgekommen, doch noch bis 1810 wurden die Feuerſchauer vom Erſcheinen "für diesmal" dispenſirt.

Nachdem dann die Thor- und Baumſchließer vor den Rath gefordert, nach der Beſchaffenheit ihrer Riegel, Schlöſſer und Schlüſſel befragt, und zu treuer Amtsführung ſcharf vermahnt wurden, trat ſchließlich auch der Frohn oder Scharfrichter vor den verſammelten Rath. Der Bürgermeiſter richtete an ihn zwei Fragen zur Beantwortung und eine Vermahnung. 1) "Frohn, E. H. Rath verlangt von dir zu vernehmen, wie viel Gefangene du anjetzo in deiner Haft haſt, und wie viele davon auf den Hals ſitzen?" 2) "Frohn, E. H. Rath verlangt von dir zu vernehmen, ob du nach Nothdurft mit guten Schlöſſern und haarnen Decken verſehen biſt?" 3) "Frohn, E. H. Rath vermahnt dich, daß du im bevorſtehenden hohen Weihnachtfeſte dich mit deinem Hauſe fleißig zur Kirche und zu Gottes Wort halteſt, überhaupt aber, daß du mäßig und nüchtern lebeſt, deine Gefangenen in beſtändiger Aufſicht habeſt, ſie gut halteſt, auch fleißig ihnen vorbeteſt und vorſingeſt!"

Dieſe Ceremonie, die vormals gewiß nützlich geweſen, iſt um 1740 abgeſchafft, "weiln ſie nach itzigen Umbſtänden ganz ohnnütz und ſchier ohnanſtändig."

Digitized by Google

30. Die Höge der Brauerknechte.

(Um 1700.)

Die Hamburgiſchen Brauerknechte bildeten vormals eine ungemein zahlreiche zünftige Genoſſenſchaft, von deren Würden und Aemtern ſchon früher die Rede geweſen iſt.*) Zu den Privilegien dieſer auch nach ihrem Schutzpatron St. Vincent genannten Brüderſchaft gehörte das Recht, alle zwei Jahr eine ſ. g. Höge zu halten, ein großes achttägiges Freudenfeſt ohne Arbeit mit vielem Eſſen und Trinken, mit Tanz und Spiel, und mit öffentlichen Proceſſionen durch die ganze Stadt, vom Sonnabend vor — bis zum Sonnabend nach Lichtmeß (d. 2. Februar). Das Recht zu ſolcher Luſtbarkeit, die in dieſer Art bei keinem andern Gewerk hierorts vorkommt, iſt uralt, und ſoll — der Sage nach — eine der Belohnungen geweſen ſein, welche die dankbare Vaterſtadt den Brauerknechten für deren Abwehr eines feindlichen Bauernangriffs am Burſtah bewilligte, welche tapfere That auch ſchon früher erzählt iſt.**) Hernach haben ſie ſich freilich auch wohl gelegentlich etwas unruhig gezeigt, z. B. im Jahre 1453, als ſie ſich unterfingen, einen armen Sünder, ihren Gewerksgenoſſen, mit Gewalt zu befreien, als er eben zur Execution geführt wurde, ſeit welchem Vorfall die Reitendendiener zum Schutz der Juſtiz allen Hinrichtungen in voller Rüſtung beiwohnen müſſen. Aber das Recht der Höge blieb jenen deswegen doch unverkümmert.

In dem Högehauſe der Vincentsbrüder, am Rödingsmarkt, wo faſt jedes Haus ein Brauerbe iſt, da ging's um Lichtmeß hoch her. Fahnen bedeckten das Haus, Muſik und

*) Hamburgiſche Geſchichten und Sagen, S. 252.

**) Daſelbſt, S. 84.

Digitized by Google

Geſang erſcholl unaufhörlich. Die fleißigen Brauerknechte vergaßen für eine Woche des Keſſels, der Darre, ihrer 28 Braupflichten und all der ſchweren Arbeit; ſie machten ſich eine Gemüthsergötzung in ihrer Weiſe, indem ſie aßen, tranken, ſangen, mit einander tanzten, und eine derbe naturwüchſige Kurzweil trieben, wie der Volkswitz ſie eingiebt. Jeder Brauherr mußte ſeinen Knechten mit dem achttägigen Urlaub auch ein tüchtig Stück geräuchert Ochſenfleiſch zur Höge geben; da galt kein Knauſern, denn ein mageres Stück wurde ſofort vom ganzen Haufen mit Trommeln, Pfeifen und Spottgeſang dem filzigen Schenker zurückgebracht. — Im Jahre 1682 hatten ſich die Brauer verabredet, kein Rauchfleiſch mehr zu ſpenden. Da aber die Vincentsbrüder klagten, decretirte der Rath: es müſſe beim alten Herkommen bleiben.

Zur Aufrechthaltung guter Zucht und Sitte bei dem Feſte diente eine umſtändliche Ordnung, welche von den zu ihrer Ueberwachung als Vögte angeſtellten Brüdern mit aller Strenge gehandhabt wurde. Darin war es ausdrücklich geboten: "ſich von 12 Uhr Mittags bis 11 Uhr Nachts fein luſtig zu machen," aber verboten, durch Fluchen, Zank und Prügel oder gar Meſſerſtiche, Unluſt zu erregen.

Sowohl zu beſſerer Ordnung der Feſtlichkeiten als auch zur Kurzweil der Brüder diente eine Reihe ſ. g. Aemter, welche ſie zur Högezeit für deren Dauer aus ihrer Mitte beſetzten. Da war zuvörderſt der Großvogt, der geſtrenge Richter über alles was im Högehauſe vorfiel, welche Jurisdiction ihm, altem Herkommen gemäß, wirklich und ernſthaft zuſtand, ſo daß er ſie im Namen E. H. Raths ausübte. Eine ſchwere eiſerne Kette, die dem Großvogt vom Bauhofe überliefert wurde, war ſein väterliches Mittel, die übermüthigſten Ruheſtörer zu bändigen. Mit derſelben konnte er ſie 6—8 Stunden lang belaſten und anſchließen. — Zwei Bei-

Digitized by Google

ſitzer halfen ihm die Händel zu unterſuchen und Recht zu finden. Seine Befehle vollſtreckten dann der große und der kleine Raspelvogt, jeder mit acht Gehülfen. Wenn nun der Großvogt, der auf einer erhöhten Bühne "das hohe Recht" genannt, präſidirte, unter den Knechten Zank und Streit gewahrte, ſo ſchlug er ſo mächtig auf eine leere Biertonne, daß vor dem Gedröhne alles im Hauſe ſtill wurde. Dann rief er den Raspelvögten zu: "bringt den Keerl up't hoge Recht." Wenn nun der Maleficant nur mäßig ſchuldig befunden wurde, wofür eine kleine Geldbuße genügte, dann erkannte der Großvogt: "bringt den Keerl wedder in de Dönns, he ſchall in de Büſſ blaſen." In der Dönns hielten ihm dann die Vorſprachen die Armenbüchſe vor, dahinein er opfern mußte. Dem böſeren Sünder aber legte man die Kette um den Leib und ſchloß ihn ſo an einen Pfeiler der Diele, wo die andern Brüder luſtig waren, tanzten und jubelten. — Der Schlummervogt mußte auf der Höge Acht geben, ob Jemand einſchliefe, was beſonders gegen Ende der Feſtwoche wohl vorzukommen pflegte. Wem dies Vergehen gegen die Höflichkeit paſſirte, dem pfändete er die Mütze oder dgl., die der müde Gaſt unter Spottgeſang der Uebrigen mit 2 ß einlöſen mußte. — Der Bäcker mußte für hinreichendes und gutes Brodt ſorgen und mit zwei Knechten es herbeibringen. — Der Koch beſorgte mit einigen Gehülfen die Mahlzeit, der Kerzengießer die Erleuchtung. — Der Schreiber und der Buchträger mußten Rechnung führen und alles zu Buch bringen. Die Schaffer beaufſichtigten das Arrangement der Tafel und die Aufwartung, unter ihnen ſtanden die Bierzapfer. — Der Bartſcherer, einer der Luſtigmacher wie der Schlummervogt, hatte die Knechte ſcherzweiſe zu barbieren, mit Bierſchaum ſtatt der Seife, und mit dem Brodt- oder Fleiſchmeſſer. Er bekam 2 ß von Jedem,

Digitized by Google

der ſich gefällig dazu hergab, von ihm unter tauſend Poſſen zur Ergötzung der Uebrigen, gemißhandelt zu werden; zwei Geſellen halfen ihm bei ſeinen Dienſtleiſtungen, die ſich auch auf Haarſchneiden und dergl. erſtreckten. — Ein Hauptwitzbold aber war der "Doctor in der Medicin," ein naturtreues Abbild der vormaligen Quackſalber und Marktſchreier. In pomphafter Kleidung mit der verdächtigen Spritze einherſtolzierend und bombaſtiſche Redensarten um ſich werfend, unterhielt er die Geſellſchaft durch ſeinen ſpaßhaften Sermon nicht minder als durch ſeine Wundercuren. In jeder größeren Geſellſchaft, weſſ' Standes ſie auch ſein mag, giebt es einige gutmüthige Menſchen, die nun einmal dazu auserſehen ſcheinen, dem Witze der Andern als Zielſcheibe zu dienen. Solche hatten vorzüglich von der Praxis des Doctors zu leiden, der ihnen Zähne ausziehen, ſie zur Ader laſſen, ihnen Warzen und dgl. wegſchneiden wollte, u. ſ. w. Auch innerlich behandelte er ſeine Kranken, er tröpfelte bittere Eſſenzen oder Oel und Thran auf Stückchen Zucker, er drehte aus Brodtkrumen und Klöſen große mit Senf gefüllte Pillen, er bereitete Mixturen von Heringslake u. dgl., und nöthigte ſie, wohl oder übel, ſeinen unglücklichen Patienten ein, die ihm obendrein für jede Arzenei 2 ß Honorar entrichten mußten. Die andern Rollen der luſtigen Högebrüder können wir übergehen.

An zwei Tagen während der Feſtwoche fand die Proceſſion ſtatt durch die vornehmſten Straßen der Kirchſpiele. Es gab eine Zeit, wo der Brauerknechte ſo viele waren, daß ſie ſich in zwei Högehaufen theilen und auch in zwei Häuſern gaſtiren mußten. Bei dem Umgange ſchritten die Vorſprachen, die wirklichen Vorſteher der Brüderſchaft, in ihrem Ehrenkleide voran; in ihren langen ſchwarzen Röcken, krauſen Herrenkragen, ſpitzen Hüten und ernſthaften Amtsgeſichtern,

Digitized by Google

machten dieſe ehrſamen Geſellen einen ergötzlichen Gegenſatz zu den ausgelaſſen luſtigen Schaaren, die ihnen folgten. Zunächſt hinter den Vorſprachen gingen einige Knechte als Trabanten mit mächtigen Deckelgläſern, daraus jene von Zeit zu Zeit einen erfriſchenden Schluck thaten, zur ferneren Aufrechthaltung peinlicher Amtsmiene. Der Großvogt, mit einer tüchtigen Wildenmannskeule in der Hand, ging neben der Prozeſſion, in welcher die übrigen obengenannten Aemter ihre beſtimmten Plätze hatten. Umſchwärmt war der ganze Zug von Plänklern oder Platzmachern, die man "Dövekenſchläger" nannte. Sie miſchten ſich auch unter das gaffende Volk, neckten und hänſelten rechts und links, beſonders aber die Frauenzimmer. Ihren Namen hatten ſie von einem hölzernen Bierzapfen, Hähnchen, damals Täubchen oder plattdeutſch Dövеken genannt. Ein ähnliches Inſtrument ſetzten ſie unvermerkt den Frauen, Mägden oder andern Leuten auf den Arm, Rücken, oder ſonſt wohin, ſchlugen dann mit einem hölzernen Schlägel darauf, leicht oder ſchwer, je nach ihrem Muthwillen, indem ſie zugleich ein ſchrilles Pfeifchen ertönen ließen, daran Jedermann merkte: jetzt hat wieder ein Dövekenſchläger ein Weibsbild gefoppt. Das ergötzte dann die arge Welt, beſonders wenn ſo ein harmlos zuſchauendes ſittiges Mägdlein, urplötzlich durch Schlag und Pfeiffen erſchreckt und beſchämt, zum eiligen Rückzug getrieben wurde. Es iſt mit dieſem Brauch viel Mißbrauch getrieben. Der Muthwille der kecken Dövekenſchläger ging zu weit. Sie ſchlichen ſich in die vornehmſten Häuſer, bis hinter die Frauen und Jungfern die der Proceſſion zuſchauend am offnen Fenſter ſtanden, — wenn dann die Damen den Schlag fühlten, den gellen Pfiff hörten, und ſich beſtürzt umdrehten, ſo waren die Kerls längſt wieder draußen, und das Volk lachte die Geneckten aus. Zu dieſer "unleidlichen Vermeſſenheit," heißt es, wären die guten

Digitized by Google

Vincentsbrüder aus ſich ſelbſt niemals gekommen, wenn ſie nicht von jungen Herren dazu angeſtiftet geweſen wären. Selbige Herren, wenn ſie ihren Herzgeſpielinnen in ſolcher Weiſe eine artige Ueberraſchung haben bereiten wollen, müſſen an ſonderbaren Anſichten von Galanterie gelitten haben. Genug, dieſe Unbill, in einigen Rathsherrnhäuſern verübt, veranlaßte 1698 das gänzliche Verbot alles und jedes Dövekenſchlagens. Weil daſſelbe jedoch nicht ganz ohne Nutzen, indem es der Prozeſſion Raum ſchaffte und das ſtets neugierig ſich andrängende Weibsvolk in gebührende Schranken hielt, ſo wurde es ſpäter, unter harter Bedrohung des frechen Mißbrauchs, wiederum verſtattet.

Beſchriebenermaaßen iſt die Höge namentlich um 1700 gehalten worden. Dann wurden die Zeiten ſchlechter. Je beliebter Caffee und Thee*) in den höheren, und der leidige Brantwein in den unteren Ständen wurde, deſto ſchneller ſank das Hamburger Brauweſen. Die Brauerherren ſparten an allen Enden, veringerten die Güte des Getränks, beſchränkten die Zahl ihrer Knechte und thaten nebſt ihren Söhnen deren Dienſte ſelbſt, oder hielten die wohlfeileren unzünftigen Schoppenbrauer im Tagelohn. Der Brauerknechte Zahl und Wohlſtand verringerte ſich, ihre Höge ſchrumpfte an Glanz und Fröhlichkeit bedeutend ein. In allen den endloſen Verhandlungen über die Mittel, das Brauwerk zu heben, ſchoben die Brauer einen Theil der Urſachen des Verfalls auf die

---

*) Schon im Jahre 1677 konnte ein unternehmender Engländer es wagen, eine Thee- und Caffee-Schenke hier anzulegen, worauf ein Holländer ſeinem Beiſpiel mit gleichem Glücke folgte. Dies waren die erſten Caffeehäuſer in Hamburg.

Digitized by Google

Brauerknechte und deren Privilegien, und drangen auf Abschaffung der Höge, die ihnen acht Arbeitstage entziehe und viele Kosten verursache. Sie erlangten auch im Jahre 1747, daß das Fest auf wenige Tage beschränkt wurde. Nun suchten die ehrlichen Brauerknechte wieder zu beweisen, daß des Brauwesens Verfall von der Beschränkung der Höge herrühre, deren sie zur Aufrechthaltung ihrer Zunfteinrichtungen dringend zu bedürfen meinten, ohne welche kein gutes Bier zu brauen sei. Indessen schmolz ihre Brüderschaft immer mehr ein. Und als 1786 die Aufhebung derselben beschlossen wurde, da begann man damit, den Vorsprachen (Vorstehern) das schöne amtliche Ehrenkleid auszuziehen, und die uralte Höge, — die man in den Verhandlungen jener Zeit immer der Höge nannte, — völlig und für immer abzuschaffen. Die armen Leute, welche solche Ungunst traf, mag es schmerzlich genug berührt haben, aber ihrer waren wenige, die am Ende auch in ihren äußern Umständen den triftigsten Beweis finden mußten, daß ihre Corporation mit deren Vorrechten sich völlig überlebt hatte.

Die Armencasse der vormaligen St. Vincentsbrüder hat sich aber erhalten, sie ist auf das gegenwärtige freie Gewerbe der Brauerknechte übergegangen.

---

31. Vom Bergedorfer Gesundbrunnen.

(1703.)

Im Frühjahre 1703 ereignete es sich, daß gleich hinter Bergedorf, an der großen Heerstraße nach Escheburg, links am Berge, ein trefflicher Springquell entdeckt wurde, dessen Wasser mineralisch erschien und sofort heilkräftige Qualitäten

Digitized by Google

offenbarte. Alsbald that der Magiſtrat ſein Möglichſtes, um dem dazumal recht ſtillen Städtchen hiedurch eine neue Nahrung zu eröffnen; er ließ die Quelle ſäuberlich faſſen, auch Röhrchen für's Schöpfen und Abfließen des Waſſers anlegen, Bäume rings umher pflanzen, und Hütten und Zelte in der Nähe aufſchlagen, zum Gebrauch für die Beſucher. Es verbreitete ſich auch der Ruf dieſer überraſchenden Heilquelle ungemein ſchnell aus, täglich ſtrömten Hunderte dahin, meiſt aus Hamburg, theils Neu- theils Heilbegierige; für die Kranken des Peſthofes wurde eine eigene große Baracke gebaut. Als Alles in gutem Zuge war, ließ der Magiſtrat einen Armenblock und ein hohes Kreuz neben dem Born ſetzen; an dem Kreuz war auch ein — Halseiſen mit dieſer Inſcription: "preiſet den Herrn, bedenket die Armen, ſchädigt den Brunnen nicht noch die Bäume darneben, oder euch ſoll ſonder Gnade dieſe Strafe werden," — was eigentlich etwas grob lautet. Sonſt aber war in Summa die Anordnung löblich und zielte zum Guten.

Der Zudrang zum Brunnen wurde nun bald, nachdem die Sagen von ſeiner Wunderkraft recht ins Volk gedrungen waren, ſo heftig, daß es gar nicht zu beſchreiben iſt. Tauſende umlagerten den kleinen Platz. Viele konnten nach langem Warten nicht einmal zum Waſſer gelangen. Wer davor ſtand, wollte nicht wieder weg, trank immer von Neuem und wuſch die kranken Glieder. Es ſtanden ſchon an 76 Hütten dort umher, eine neue Stadt neben dem alten Städtlein. Viele aber fanden darin kein Obdach, campirten Nachts unter freiem Himmel, andere quartirten in Bergedorf, wo kein wohnlich Logement mehr zu finden war. Natürlich glaubten Magiſtrat und Bürgerſchaft daſelbſt, das güldne Zeitalter ſei für ihren Ort hereingebrochen, Pyrmont und andere Geſundbrunnen könnten nur einpacken.

Digitized by Google

Da kam auch ein geſchickter Hamburger Arzt hinaus, Dr. Joh. Hinr. Decker. Der war, obſchon vormals ein Theologus, doch nach Art vieler Medicorum etwas zweifelſüchtiger Natur, und wollte die Sache genau unterſuchen. Er ließ ſich von den Curgäſten erzählen, ihre Leiden, ihren Gebrauch des Waſſers, ihre Heilung. Da waren z. B. Hamburger Gutſchmecker, die ſehr an Magenſäure und Brand in den Gedärmen litten, denen hatte das Waſſer radikal geholfen. Da waren Febricitanten, denen vorher weder Mixtur noch Sympathie geholfen hatte, worauf nach kurzem Gebrauch des kalten Waſſers das Fieber weggeblieben war. Da waren Blinde, Taube und Lahme aller Art, die für ihre Gebrechen volle Geneſung oder bedeutende Beſſerung verſpürt hatten. Wenn man dieſe Leute reden hörte, und dabei erwog, daß Herr Paſtor Wringer zu Bergedorf ſonntäglich eine ganze Reihe von Dankſagungen für erfolgte Heilungen abzukanzeln hatte gegen gute Gebühr, ſo konnte man doch billig nicht länger daran zweifeln, daß der neue Bergedorfer Brunnen ein richtiger Heilquell ſein müſſe.

Gedachter Medicus aber zweifelte dennoch. Er ſtellte nun künſtliche Prüfungen mit dem Gehalt dieſes Brunnens an, den er mit ordinairem Quellwaſſer, mit dem ebenfalls neu entdeckten Wunderwaſſer zu Sahms bei Schwarzenbeck, und mit dem Hamburger Geſundbrunnen bei'm Ausſchläger Weg, genau verglich. Letzterer hatte damals ſchon das Beſte von ſeiner alten Güte verloren. Das Reſultat war, daß alle drei Geſundbrunnen völlig ohne eigentliche mineraliſche Heilkraft, und nicht minder, daß die meiſten der ausposaunten Wunder als abſichtliche oder ehrliche Täuſchungen ſich offenbarten.

Gleichwohl blieben manche der glücklich verlaufenen Curen ganz in ihren Würden. Denn der kluge Medicus wußte zu claſſificiren. Zuerſt ſchied er die Neugierigen aus, dann

Digitized by Google

die Lüger und die Trüger, die entweder ihre Gebrechen oder deren Heilung ſimulirt hatten, um als Schwindler und Bettler von Profeſſion die bequeme Gelegenheit zu benutzen. Es folgten die Leute, die immer viel Wind ſchwatzen und alles übertreiben, auch die Phantaſten, deren eingebildete Krankheit durch eine contraire Einbildung vertrieben war. Von den wirklichen Patienten ſchied er wieder die aus, welchen das Waſſer gar nichts genützt hatte. Desgleichen ſolche, (z. B. die magenſäuerlichen) denen die Reiſe nach Bergedorf im ſtoßenden Wagen auf holprigen Wegen, ſowie der Aufenthalt in friſcher Luft und die dortige geſunde Lebensweiſe, ſonder Schlemmen und Praſſen bei tüchtiger Bewegung, als wahre Haupturſache zur Geneſung gedient hatte. Allen Uebrigen aber, meinte der Doctor, ſei das Waſſer in der That ein Geſundheitsbrunnen geworden, wenn's auch keine mineraliſche Heilkräfte beſitze. Schließlich hielt der einſichtsvolle Arzt dem innerlichen wie äußerlichen Gebrauch des kalten Waſſers eine eindringliche Lobrede, der nur das bekannte Motto aus Hufeland's Makrobiotik fehlt: "im Waſſer liegt eine wunderbar belebende Kraft" ꝛc., ſonſt aber recht gut der Waſſerheilkunde unſeres Jahrhunderts voraufläuft.

Der Bergedorfer Geſundbrunnen begann ſchon vor Veröffentlichung dieſer Druckſchrift aus der Mode zu kommen. Beſucht war er zwar noch einige Jahre gelegentlich, aber immer ſpärlicher, dann war's damit ganz und gar aus. — Im Städtchen gab's wieder Zimmerchen zu vermiethen, und als der Lärmen, den der Abbruch der Hütten draußen verurſachte, verhallte, da herrſchte wiederum die alte traute Stille, im Städtchen wie bei'm Brunnen. Wegen der Güte ſeines klaren reinen Trinkwaſſers iſt er aber bis heutigen Tages in Ehren geblieben; weshalb man auch der zu ihm führenden Promenade den ſchönſten Namen gegeben hat, den

Digitized by Google

man wußte: Jungfernſtieg. — Wenn man grade keine große Eile hat, baldigſt zu jenem kaſtaliſchen Quell zu gelangen, welcher neuerdings auf dem Bergedorfer Parnaſs zu Bellevue zu entſpringen ſcheint, ſo kann man einmal dieſen einſamen Weg zum alten emiritirten Heilquell luſtwandeln. Schöne hohe Bäume überwölben ihn, das Kreuz mit dem groben Eiſen iſt längſt weggenommen.

---

32. Vom St. Annen Kirchhof.

(1711.)

In der Altſtadt, nahe dem Wall bei'm Brookthore, lag die zur Catharinenkirche gehörige Annenkapelle, — von deren Stiftung und Zweck wir nur vermuthen, daß ſie in der Mitte des 17ten Jahrhunderts, alſo etwa vor 200 Jahren, als Leichen-Kapelle des zu derſelben Zeit dort angelegten Gottesackers erbaut iſt. Denn daß vormals die zur Enthauptung auf dem Grasbrook hinausgeführten Seeräuber in dieſer Kapelle das heilige Abendmahl empfangen haben (woher der Beiname "Arm' Sünder Kapelle"), iſt eine unbegründete Sage, wie dies auch mehrere Berichte über ſolche Executionen, (deren letzte im Jahre 1624 ſtattfand) klar darthun. Jetzt iſt von der Kapelle nur noch das Thürmchen übrig, deſſen Tage auch gezählt ſind. Daneben lag der Begräbnißplatz, ein ſ. g. Armen-Kirchhof des Catharinen-Kirchſpiels. Die Leichen armer Perſonen, die entweder von aller Welt ganz verlaſſen geſtorben waren, oder deren Angehörige für ſie kein Begräbniß in der Kirche oder auf dem eigentlichen Kirchhof erſchwingen konnten, wurden hier auf Kirchſpielskoſten "für arm begraben" und zur Erde beſtättigt. Daher nannte man den Platz auch wohl

Digitized by Google

"Arm' Lüd's Kar*hof."*) Aber auch die Ueberreſte noch viel ärmerer Perſonen fanden hier ihre letzte Ruheſtätte, nämlich ſolcher, die in der Sturmnoth des Lebens ihr leckes Schiff freiwillig und gewaltſam hatten ſcheitern laſſen. Nicht die ruchloſen Selbſtmörder, welche durch ihre Verbrechen zu ſolchem Schritt getrieben waren, ſondern diejenigen, welche aus Schwermuth, Melancholie und ſonſt entſchuldigenden Krankheitsgründen, ihr Leben geendet hatten; Unglückliche, wenn auch arme Sünder, denen man ein chriſtlich Begräbniß in der Stille der Nacht gönnen mochte, wie z. B. dem jungen Dr. med. Lucas Lambecius, (des berühmten Profeſſors Bruder) welcher ſich (am 7. Mai 1661) mit einem Federmeſſer fünf tödtliche Wunden beigebracht, — "aus Desperation von wegen Liebesſachen" — und dann vor ſeinem Tode unter aufrichtiger Reue das heilige Abendmahl genoſſen hatte; auch dem Dr. Blume und dem Lic. Meinſſen. Und deshalb hieß der Platz auch "Arm' Sünder Kirchhof" und das Kirchlein "Arm' Sünder Kapelle."

Später, als man den Selbſtmördern auf allen Kirchhöfen ein ſtilles Begräbniß gönnte, blieb der zu St. Annen nicht länger ihr Zufluchtsort. Es ließen nun auch gute Bürger ihre Angehörigen daſelbſt beerdigen, und noch 1795 am 15. December wurde die irdiſche Hülle des würdigen Hauptpaſtors zu St. Catharinen Herrn Georg Heinrich Berkhan, allhier beſtattet. Mit der Leiche eines unſchuldigen Kindes wurde am 31. December 1812 dieſer Friedhof für immer geſchloſſen. Nach einigen Ruhejahren iſt dann die Hälfte ſeiner Breite längs der daranſtoßenden Gaſſe zu derſelben gezogen und der Reſt mit einer hölzernen Planke befriedet. Vor etwa 30 Jahren, als er noch in ſeiner urſprünglichen

*) Auch das Jacobi-Kirchſpiel hatte ſchon vor 1625 außerhalb des Steinthors einen ſolchen Armen-Kirchhof; m. ſ. S. 28.

Digitized by Google

Größe, da faßte ihn eine sehr hohe steinerne Mauer ein, die vor Alter an manchen Stellen ausgewichen und vorübergebeugt, auch mit Gras und grünen Schlingpflanzen reichlich bewachsen war. Kletterte einmal ein neugieriger Junge hinauf (wobei immer einige zerbröckelnde Steine losbrachen) so blickte er jenseits hinunter auf einen stillen heimlichen Rasenfleck voll eingesunkener Gräber, mit einzelnen üppig wuchernden Gesträuchen. Unter einem großen Fliederbusch unfern eines herrlichen Seringenbaumes lag ein mäßiger Feldstein, sonst waren keine Grabmäler, keine Kreuze zu sehen. Daß um Mitternacht des Allerseelentages die Geister der hier bestatteten armen Sünder hervorkämen, und eine ausgeschlagene Stunde lang, still die Hände ringend, auf ihren Gräbern säßen, — das wurde zwar damals noch hie und da erzählt, aber die Bewohner der Nachbarhäuser sagten: es möchte wohl lange vor der großen Belagerung stattgefunden haben, sie hätten dergleichen Spuk niemals belebt. Zu jener Zeit, vor 30 Jahren, hing auch noch ein Glöcklein in dem Thürmchen, dessen Außenwand ein großes Crucifix zierte. Und wenn dazumal in Hamburg eine "grote Liek" war, d. h. wenn ein vornehmes großes Leichenbegängniß stattfand, und mit allen Glocken der Stadt geläutet werden sollte, dann that auch die halb verschollene Glocke zu St. Annen, diese Arm'-Sünder- und Arme-Leuts-Glocke, ihren metallenen Mund noch einmal auf, und ließ ihre feine zarte Stimme — nur den Nächstwohnenden vernehmlich — wehmüthig ertönen.

Sie ist nun gänzlich verhallt. Wir aber wenden uns von diesen alten Geschichten zu einer noch älteren, die in Betreff dieses Platzes vor 144 Jahren sich zugetragen hat.

Es hatte sich nämlich im Juli 1711 in der Neustadt, also im St. Michaelis Kirchspiele, ein Mensch Namens Hinrich Schmidt erhängt. Daß er ein Melancholicus, dem der Selbst-

Digitized by Google

mord nicht beizurechen, konnte nicht behauptet werden. Dennoch aber verfügte der Prätor, daß der Körper auf dem St. Annen Kirchhofe in der Stille beerdigt werden solle, und ließ solche Verfügung der Behörde, nämlich den Vorstehern der Catharinenkirche, zur Nachachtung bekannt machen. Dagegen aber erhub sich die ganze Beede der Kirche, vom ältesten Oberalten Nicolas Wunderlich bis zum jüngsten Juraten Hinrich von Beseler, wie ein Mann, und trat mit heftiger Beschwerde wider solche Verfügung für die Rechte des ehrlichen Kirchhofes auf. In ihrer an den Senat gerichteten Vorstellung, darin sie gegen solch mehr als befremdlich Ansinnen energisch protestiren, sagen sie: "wir würden vor unserer Kirche und gesammter Gemeinde schier unverantwortlich befunden werden, wenn wir zugeben wollten, daß dieser, ein außer unserm Kirchspiele selbst erhängter Körper auf unserm St. Annen Kirchhof zu liegen käme. Können auch ganz nicht begreifen, weshalb man unsrer Kirche selbiges Odium aufbürden will, da der todte Mensch im Leben in unserm Kirchspiele niemals gewohnt, noch zu unserm Altare sich gehalten, wir ihn also auch im Tode gar nicht zu kennen brauchen. Und dies um so eher, als es in der Neustadt, wo er sich lebend uffgehalten und zu Tode gebracht hat, nicht an bequemer Gelegenheit fehlt, ihn zu begraben, mithin hier ganz kein Nothfall vorhanden. Können deshalb die Beerdigung dieses erhängten Körpers auf unserm ehrlichen St. Annen Kirchhof durchaus nicht gestatten, weil dies unsrer Kirche höchst präjudicirlich und schädlich, auch gradezu gegen unsern Eid verstoßen würde; weshalb E. H. Rath geneigen möge, dem Herrn Prätor zu committiren, unverweilt eine bessere Verfügung zu thun." — Und der wohlweise Herr Prätor hat eine bessere Verfügung gethan, wie ihm von E. H. Rathe ist committirt worden.

Digitized by Google

Dieſe Geſchichte erinnert übrigens an eine ähnliche, die in der Pfarrkirche eines böhmiſchen Landſtädtchens am Tage des heiligen Nepomuk, des Schutzpatrons Böhmens, vorgefallen ſein ſoll. Ein Ungar nämlich wohnt der Feſtpredigt bei; während nun die ganze Gemeinde über das vom Geiſtlichen ſehr rührend dargeſtellte Martyrium des Heiligen tief ergriffen theilweiſe in Thränen ausbricht, ſteht der Ungar ganz ſtockſteif an einen Pfeiler gelehnt mit eiskalter Miene da. "Kerl, was greinſt du nicht mit?" fährt darüber aufgebracht, ein alter Böhme ihn an. Und der Ungar erwiedert höflich: "Halten's zu Gnaden, gehör ich ja gar nicht in dies Kirchſpiel!"

Man ſollte meinen, es wäre faſt Schade, daß dieſe letzte Geſchichte nicht auch wie die vorherige, in Hamburg paſſirt iſt. Irgend ein Mitglied der Catharinitiſchen Beede von 1711, bei einer rührenden Leichenpredigt in der Michaelis Kirche über ſein befremdlich gleichgültiges Ausſehen interpellirt, hätte conſequent ganz füglich antworten können: "was verlangt der Herr von mir? Ich gehöre ja gar nicht in dies Kirchſpiel, darin der Wohlſelige gewohnt."

---

33. Teufeleien gegen Kinder.

(1711.)

Vor etwa 150 Jahren iſt noch der leidige Satanas in Perſon zu Hamburg umgegangen und hat abſonderlich auf Verführung kleiner Kinder zum Abfall von Gott getrachtet, nach Ausweis folgender Geſchichte, welche nicht erfunden iſt, auch aus keiner ſagenreichen Chronik, ſondern aus einem actenmäßigen Protocoll geſchöpft iſt.

Digitized by Google

Es ſind nämlich im Sommer 1711 die Kinder des Bürgers Potthuſen in der Görttwiete oftmals ſeinen Anfechtungen ausgeſetzt geweſen. Namentlich hat die Maria Potthuſen, ein 11-jährig' Mägdlein, am meiſten von ihm zu leiden gehabt. Sie hat ausgeſagt, was ihre Geſchwiſter beſtätigt haben, daß zuerſt eines Abends in ihrer Eltern Wohnkeller, in Abweſenheit des Vaters, aber in Beiweſen der Stiefmutter, eines Mannes Geſtalt hereingetreten ſei, bekleidet mit weißer Paruque auf dem Kopfe, gelbem Rocke und nur mit einem einzigen Haſen (Strumpf); das andre Bein bloß und garſtig rauch; ſie vermeinte auch einen leibhaftigen Pferdefuß geſehen zu haben. Sie hat ſich freilich ſehr verſchrocken, aber doch nicht gleich an den Teufel gedacht; allein daß es keine ordinaire Mannsperſon ſei, ſo da eingetreten, hat ſie ſogleich verſpürt.

Dieſer ſeltſame Gaſt nun hat mit den Kindern den Katechismus zu treiben angefangen, aber in einer Manier, die Einem die Haare jählings zu Berge jagt, weil die teufliſche Abſicht dabei unſchwer zu errathen iſt. Er hat ihnen die zehn Gebote in ſeiner Weiſe, nämlich verkehrt, vorgebetet; die haben ſie nachbeten, und z. B. ſagen müſſen: du ſollſt Gott nicht lieben, du ſollſt den Namen Gottes unnütz führen, du ſollſt dich am Feiertag luſtig machen, du ſollſt deine Eltern verunehren, du ſollſt tödten, ehebrechen, ſtehlen u. ſ. w. Die göttlichen Verheißungen vom Segen und Fluch aber hat er gänzlich unberührt gelaſſen. Und als er den Kindern, die vor Furcht alles gethan was er verlangte, dieſe gottloſe Information ertheilet, hat er geſagt: vor heute ſei's genug, nun ſollten ſie niederknieen und ihn anbeten, dann wollte er ihnen zur Belohnung auch zeigen, wie man kleine Mäuſe mache, damit ſie's lernten, und hat vor ihren Augen eine Menge Mäuſe an der Erde herumlaufen laſſen, als wenn er ſie aus dem Aermel geſchüttelt; aber gelernt haben's die Kinder doch

Digitized by Google

nicht, das Mäuſemachen.*) Die Stiefmutter, die wohl mit dem Teufelskerl ſchon vertrauter geweſen ſein mag, hat nichts dazu geſagt, ſondern die Kinder nur vermahnt gut aufzupaſſen, damit ſie brav was lernten.

Weiter hat das Kind Maria Potthuſen, als ſie vor ihrer Tante Hauſe in der Jacobsſtraße bei der Pumpe geſtanden, denſelben Teufelsmann wieder geſehen. Er iſt das Mal ganz pechſchwarz geweſen, und hat ſie gefragt, ob ſie ſeine zehn Gebote noch wüßte, ſie ſollte ihn nur lieben, ſie wäre ja doch ſchon ſein eigen und könne nicht wieder von ihm abkommen.

Zum dritten in einer Nacht, als es mondhell in der Kammer geweſen, da iſt die kleine Maria erwacht von einem Geräuſch bei'm Kachelofen. Hinter demſelben iſt dann der Teufel hervorgetreten, hat ſie aus dem Bette geriſſen und gezwungen vor ihm zu knieen. Und wieder in andern Nächten iſt er nicht ſelbſt gekommen, ſondern hat Teufelinnen geſchickt, eine weiße und eine ſchwarze, die haben dem Kinde ſchwere Anfechtungen gemacht.

Zum vierten iſt das Mädchen in einer Nacht, als grade der Wächter 12 Uhr gerufen, von einem Manne den ſie für ihren Vater gehalten, aus dem Bette geriſſen, und durch die Gaſſen nach der Mühlenſtraße geführet. Daſelbſt haben zwei Männer geſtanden, der eine hat getrommelt, der andere geflötet; und viele Leute, Manns- wie Weibsvolk, haben dazu getanzet, was in der ſtillen dunkeln Nacht ganz gruſelig anzuſehen geweſen iſt. Und den ſchwarzen Mann, den Teufel, hat ſie deutlich erkannt, wie er mit ihrer Stiefmutter herumgetanzt, die dann auch mit ihrem Vater geſprungen hat.

*) Das Mäuſemachen muß damals allgemein von der Jugend für ſehr wiſſenswürdig gehalten ſein; im Jahre 1696 hatten einige Scholaren des Johanneums eine Kunſtverſtändige puncto Mäuſemachens conſultirt, weshalb eine Unterſuchung eingeleitet wurde.

Digitized by Google

Das Kind Maria aber iſt vor Schreck und Angſt ohnmächtig bei einer Haustreppe niedergefallen, bis ihr Vater ſie nach Hauſe getragen, nachdem der ſchwarze Mann ihr geſagt, morgen Nacht käme er zu ihr, mit ihr zu beten und die zehn Gebote ihr abzufragen, und wenn ſie von all' dieſen Dingen etwas wiederſage, ſo werde er ſie zerreißen.

Alles dieſes und noch mehr haben die Potthuſenſchen Kinder, nämlich die gedachte Maria und ihr älterer Bruder Joh. Conrad ſowie die jüngere Schweſter Johanna Maximiliane, des Breiteren dem Schulmeiſter Thomas Joach. Höpffner, treufleißigen Collegen der zweiten Neuſtädtiſchen Armen-Schule erzählet, worauf nach Anweiſung des Patrons derſelben, Herrn Profeſſor Winckler, in Gegenwart des Schulmeiſters ſowie der Herren Vorſteher Joh. Conr. Krullow und Günther Erich von Holten, die Kinder ausführlich darüber von einem Notar befragt worden ſind. Ungeachtet ſcharfer Vermahnungen zur Wahrheit und eindringlicher Gegenvorſtellungen unter Androhung gebührlicher Prügelſtrafen, wenn ſie bei ihren Poſſen verharreten, ſind die Kinder, weinend und lange ſich beſinnend auf Alles, dennoch bei ihren Ausſagen geblieben; welche, alſo bekräftigt, ſodann von dem Notar Chriſtoph Leopold Ziegenkorn in ein förmliches Protocoll gefaſſet ſind. Die Kinder aber werden durch des frommen Schulmeiſters Fürſorge ohne Zweifel die zehn Gebote wieder richtig erlernt, und überhaupt aus des leidigen Satanas Krallen errettet worden ſein.

Digitized by Google

34. Ein unbeugsamer Mann.

(1711—1746.)

Ein Mann des Volks in unruhigen Zeiten muß fest auf den Füßen stehen, breit von Schultern und stark von Sehnen sein, auch seinen Anhang um mindestens eine Haupteslänge überragen.

Diese Eigenschaften besaß in körperlicher wie geistiger Hinsicht der ehrbare Oberalte Hans Witte, einer der Urheber und Leiter der tumultuarischen Bewegungen in Hamburg zwischen 1690 und 1708. Ein Mann, der bei ursprünglich gutem Willen für das Rechte und Gute, dennoch ungemein viel Unrechtes und Böses zu Tage gefördert hat, übrigens aber seines Standes ein achtbarer Kaufmann.

Die grundsätzliche Feindschaft wider den Rath, und die Manier durch fortgesetztes Aufregen der untern Volksschichten seine Partheizwecke durchzusetzen, hat er in der Schule seines Vaters, des Oberalten Daniel Witte gelernt, eines der dreißig kleinen Tyrannen, welche unter Snittger und Jastram die Stadt bis an den Rand des Verderbens brachten. Aber der Sohn übertraf den Vater. Schon als Hundertachtziger that er sich in stürmischen Bürgerconventen so sehr hervor, daß er (1698) von seinem Anhange in der Bürgerschaft, unter Uebergehung aller Sechsziger, zum Oberalten erwählt wurde. Sein erstes Wort nach der Beeidigung war: nun bin ich auf Stadtbuch und Receſſe vereidigt, Gott helfe mir daß ich darnach lebe.

Das war in dem Sinne wie er's meinte, nicht so schön, als es sich anhört. Stadtbuch und Receſſe nämlich, die er zur gänzlichen Verwirrung seines Begriffsvermögens studiert hatte, war sein Schlag-, Hieb- und Stichwort, Losung und Feldgeschrei, es mochte passen oder nicht. Außer Stadtbuch

Digitized by Google

und Receſſe kannte er kein Recht; jedes ungeſchriebene Herkommen galt ihm als Illegalität, das Gewohnheitsrecht als Beſchönigung der Willkür. Alles führte er auf den ſtarren Buchſtaben ſeiner Receſſe zurück, oder leugnete es. Was darin einmal (wenn auch nur als vorübergehende Verordnung) beſtimmt war, das wollte er mit bleierner Conſequenz ausgeführt ſehen, wenn auch längſt ſo Entſtehungsgrund wie Daſeinsbedingung weggefallen war. Und weil Stadtbuch und Receſſe das Schießpulver nicht eingeführt hatten, ſo hätte man — nach Hans Witte — eigentlich noch mit Flitzbogen ſchießen müſſen.

Dieſer anfangs nur lächerlich erſcheinende Grundſatz wurde aber ein gefährlicher, weil er ihn als Waffe gegen den Rath zur Aufregung des Volks mit eiſerner Halsſtarrigkeit verfolgte, vor keiner Abmahnung des geſunden Menſchenverſtandes, wie überhaupt vor keiner Conſequenz ſeines Princips zurückſchreckte. Sein Anhang war ſehr groß, den Volksmännern galt ſeine pathetiſche, mit plattdeutſchen Citaten aus den unverſtandenen Receſſen geſchmückte Rede als Orakel. Sein geſammtes politiſches Sündenregiſter wird mir der Leſer gern erlaſſen; nur im Allgemeinen darf bemerkt werden, daß man zuletzt des Oberalten Hans Witte's Treiben in jener bis zur wildeſten Unordnung ausartenden Zeit wohl mit vollem Rechte als ein "demagogiſches, gottlos ſtadtverderberiſches" bezeichnet hat.

Die kaiſerliche Commiſſion befreite endlich den Rath und die beſſere Mehrheit der Bürger von der herrſchenden Anarchie, und beendete, durch Einführung der neugeordneten trefflichen Verfaſſung, eine der trübſeligſten Epiſoden in unſerer Geſchichte, eine Epiſode der Unruhe, deren Motive unedel, deren Zweck- und Zielpunkte kleinlich, deren Verfechtung fanatiſch war.

Digitized by Google

Nach dem Eintreffen der Commission 1708, kam auch Hans Witte's Antheil an dem Unheil der letzten Jahre zur Sprache. Man hatte seinen ursprünglich guten Willen nie verkannt, man rechnete ihn auch nicht zu den Hauptrebellen, deren Verhaftung und Verurtheilung alsbald erfolgte. Aber unmöglich erschien es jedenfalls, einen Mann von seinen Grundsätzen, von seiner Unbeugsamkeit die keine Aenderung erwarten ließ, noch länger als Mitglied des ersten bürgerlichen Collegii wirken zu lassen. Und dies um so weniger, als er weder die kaiserliche Commission noch deren begonnenes Verfassungswerk anerkannte, da in Stadtbuch und Recessen hiervon nichts zu finden.

Die kaiserliche Commission verfügte Suspension, Hausarrest und gerichtliches Verfahren wider ihn. Als am 1. Juli 1709 die beiden Prätoren ihm auf dem Rathhause dies ankündigten, weigerte er dem Decret der Commission den Gehorsam; auf sein Begehr mußte der Senat, seine recessmäßige ordentliche Obrigkeit ihm erst befehlen, daß er parire. Nun that er es. Das Niedergericht erkannte so einsichtsvoll als billig, daß Hans Witte zwar kein Staatsverbrecher, aber durch sein ganzes Verhalten seit Jahren seine vollständige Unfähigkeit offenbart habe, das Oberalten-Amt oder irgend ein andres Ehrenamt zu verwalten, und die Rechte eines erbgesessenen Bürgers auszuüben. Das Urtheil vom 1. Juni 1711 removirte ihn daher zeitlebens von seinen Aemtern, schloß ihn vom Besuch der Convente aus, legte ihm die Kostenerstattung und einen Revers auf, darin er geloben sollte künftig den Gesetzen gehorsam zu leben. Dann sollte der Hausarrest aufgehoben sein. Das Obergericht bestätigte dies Erkenntniß bald darauf.

Von nun an zeigte sich erst die Unbeugsamkeit des Mannes in ihrer vollen Größe, — fast möchte man sagen Großartigkeit. Er konnte frei sein, wenn er den Revers unterzeichnete,

Digitized by Google

auf die Gerichtskoſten kam's ohnehin nicht ſo ſehr an. Aber er unterſchrieb den Revers nicht, kein Bitten und Zureden der Seinigen, keine vernünftige Vorſtellung vermittelnder Freunde, keine gerichtliche Drohung war im Stande ihn zum Nachgeben zu bewegen. Er blieb in ſeinem Hausarreſte, — ſo widerwärtig dem freiſtädtiſchen Bürger die Bewachung durch zwei Soldaten war. — Er behauptete ſeinen Oberaltenſtand, er rief den Beiſtand der bürgerlichen Collegien an, ihn in ſeinem Rechte zu ſchützen. Er forderte zuletzt ein nochmaliges gerichtliches Verfahren (da die unter der receßwidrigen Herrſchaft der kaiſerlichen Commiſſion ergangenen Urtheile null und nichtig ſeien) und nach Erkenntniß der Gerichte: Wiedereinſetzung oder Todesſtrafe.

Darüber verſtrichen Jahre. Es konnte im Ganzen dem Staat gleichgültig ſein, wenn der eigenſinnige Mann die Haft der Freiheit vorzog, aber ſein während der bloßen Suspenſion unerledigtes Oberaltenamt mußte beſetzt werden. Der Senat verlangte dies häufig, indeß Oberalten meinten: ſie könnten nicht wählen, da Hans Witte die Vermittelung der Collegien angerufen hätte. Vergebens zeigte der Senat wiederholt, daß Witte's Sache ja bereits im ordentlichen Gerichtsverfahren durch zwei rechtskräftige Urtheile entſchieden ſei, und verfaſſungsmäßig gar nicht an die Collegien und Bürgerſchaft gebracht werden könnte. Collegia blieben dabei, die Oberaltenſtelle nicht eher zu beſetzen, als bis Hans Witte reſignirte, und ſchließlich gab der Rath hierin ſtillſchweigend nach. Unerhört iſt bei dieſer Geſchichte alles, ſowohl Witte's Eigenſinn, als die Nachſicht des Raths und der Collegien.

Zur freiwilligen Reſignation war er nicht zu bewegen. Man ſtellte ihm vergeblich alles Erdenkbare vor, ſelbſt Stadtbuch und Receſſe, die keine Oberaltenvacanz dulden. Sein eigenes vermeintliches Recht galt ihm doch noch mehr. Er

Digitized by Google

verlangte nach wie vor: gerichtliche Entſcheidung ob Wiedereinſetzung oder Todesſtrafe. Man wollte ihm erſichtlich wohl, zumal ſeit man erfuhr, daß er verarme. Die Collegien verwandten ſich für ihn, und der Rath war erbötig, die immer noch unbezahlten Gerichtskoſten zu erlaſſen, auch durch Bewilligung des Oberalten-Honorars oder durch eine Penſion der drückenden Lage des alternden Mannes aufzuhelfen: wenn er nur den neuerdings ſehr milde abgefaßten Revers unterzeichnen wolle, worin auch ſeine Reſignation lag.

Alles vergebens. Hans Witte begegnete den Vermittlern ſehr unhöflich, und blieb dabei: Reſtitution oder peinlichen Proceß.

So verſtrichen die Jahre. Man begann, den unbeugſamen Mann, der ſich und ſeine Familie unglücklich machte, zu bemitleiden. Er verarmte zuſehends. Stets an das Haus gefeſſelt, konnte er ſein Geſchäft, das ihm wohl niemals ſehr am Herzen gelegen, nicht füglich verſehen. Sein einziger Sohn, erſt achtzehnjährig als des Vaters Haft begann, hatte hierüber ſeine kaufmänniſche Ausbildung verſäumt, und war unter dem laſtenden Druck des Familienkummers ein ſchüchterner trübſinniger Mann geworden, der für den Vater und vier unverheirathete Schweſtern nur wenig erwerben konnte. Dies wußte man und hoffte, daß mindeſtens Vaterliebe den ſtarren Mann beugen werde zur Annahme des ihm ſo günſtigen Erbietens. Aber vergebens. — Man wollte ihm gern die großen Koſten der Wache thunlichſt erleichtern, und ließ daher oft wochenlang dieſelbe wegbleiben, als ob's vergeſſen wäre. Wenn Hans Witte dies aber entdeckte, ſo litt er es nicht, ſofort ſchickte er zur Hauptwache und ließ anzeigen: die ſtrafbaren Soldaten ſeien von ſeiner Bewachung deſertirt, Ordnung müſſe ſein, er verlange andere, er ſei Gefangener und wolle nicht beſſer behandelt werden.

Digitized by Google

Wiederum verlief eine Reihe Jahre. Die Zeiten von 1690—1708 und ihre Stürme waren längst von den neuaufgelebten Hamburgern vergessen, die sich der Segnungen des Friedens und beglückender Eintracht unter der wohlgeordneten trefflichen Verfassung erfreuten. Man wußte kaum noch, weshalb eigentlich beständig in St. Petri Kirchspiel eine Oberalten-Vacanz sei; man fragte sich, weshalb der alte Herr Hans Witte Hausgefangener sei, was er denn verbrochen habe? Freilich war der halsstarrige Mann bereits alt und gebrechlich geworden. Darum dachte man auch höheren Ortes, wenn die Rede auf die Ungehörigkeit jener Vacanz kam, Gott werde den Greis wohl bald zu sich rufen, deshalb wolle man lieber die alte Geschichte nicht wieder aufrühren, — und so ließen Rath, Oberalten und Bürgerschaft diese delicate Saite zuletzt völlig unberührt.

Also waren fast zwanzig Jahre verstrichen. Wie manches war seitdem durch der Zeiten Einfluß gemildert und ausgeglichen. In Hans Witte aber starrte noch immer der alte unbeugsame Geist, flammte noch immer der finstere Ingrimm seiner früheren Kämpfe. Während er indeß den Rath respectiren gelernt hatte, richtete sich alle Kraft seiner fanatischen Feindschaft gegen seine vormaligen Collegen, die Oberalten, welche er anklagte, daß sie feige ihn im Stiche gelassen hätten. Was er denselben schriftlich Uebles that, das trugen sie von dem unglücklichen Manne in stiller Duldung, als er aber begann sie öffentlich zu beleidigen, da mußten sie es rügen. Er saß nämlich Tag ein und Tag aus in dem Vorderzimmer des Erdgeschosses seines Hauses, und betrachtete die Passage, wenn er nicht im düstern Hinbrüten die Stunden verträumte. Ging dann ein Oberalter vorüber, so klopfte er an's Fenster, bezeichnete durch allerlei Spottgebehrden seine Mißachtung, oder rief sogar dem erschreckten Ehrenmann ein lautes, von

Digitized by Google

allen Leuten auf der Straße gehörtes Schmähwort zu. Wenn vornehme Leichenzüge sein Haus passirten, bei welchem nach damaliger Sitte Rathsherren, Pastoren, Graduirte, Oberalten u. s. w. in der Procession zu Fuße mitgingen, so wandte er ein eigenthümliches Begrüßungs-Ceremoniale von seiner Erfindung an. Beim Vorübergehen der Rathsherren stand er auf, neigte sich und grüßte die Repräsentanten der Stadt-Obrigkeit mit Ehrfurcht. Die Pastoren grüßte er sitzend, den juristischen Graduirten kehrte er den Rücken zu; wenn dann die Oberalten kamen, so drehte er sich wieder um, aber nur um ihnen mit geballter Faust zu dräuen, sie vernehmbar "vor stumme Hunde" zu schelten und andern Unfug zu treiben. Als die Oberalten nun solche Unleidlichkeit rügten, kam seine Sache einmal wieder zur Sprache. Der Senat ertheilte ihm den Befehl: "sich hinführo des ganz ungebührlichen Anschreiens der ehrbaren Oberalten bei deren Passirung in Leichen-Processionen wie überhaupt, gänzlich zu enthalten, widrigenfalls der Rath sich genöthigt sehen werde, ihn als einen sich übel aufführenden Gefangenen in das Hinterzimmer bringen und dort einschließen zu lassen." Das Hinterzimmer aber dünchte dem alten Mann wohl gar zu kerkerhaft melancholisch, er wurde von nun an wieder still und immer stiller, während wieder Jahre über Jahre vergingen. —

Wie ein Gespenst aus finsterer Vorzeit, so hockte noch in der ersten Hälfte der 1740ger Jahre am Fenster eines Hauses der Reichenstraße ein steinalter eisgrauer Mann, und starrte unbeweglichen Blickes auf die Gasse, — versunken in sich, untergegangen in den unseligen Kreis der Leidenschaften und Verkehrtheiten seiner Jugend, in den er gebannt geblieben war, so lange er lebte.

Da saß er die langen Tage und Jahre, freud- und friedlos, aber unbeugsam geblieben. Ein auch schon alternder

Digitized by Google

trübſeliger Mann, ſein Sohn, und die vier Töchter, — längſt verblüht in ihrem liebeleeren, freudenarmen Daſein, — führten ihn Morgens zum Seſſel, Abends auf's Lager. Alleſammt vergrämt, vergällt, verkümmert, denn aller dieſer Menſchen Erdenleben war ſo ganz und gar verfehlt, ſo gründlich verunglückt! Es war für ein nachdenklich Gemüth ein unbeſchreiblich betrübter Anblick.

Endlich, endlich! Am 14. April 1746 brach das ſtarre unbeugſame Herz in ſtiller Todesſtunde!

Er war 92 Jahre und 5 Monate alt geworden, und hatte 37 Jahre in ſeines Hauſes Haft zugebracht. Sein Vermögen war gänzlich aufgezehrt; den fünf mitleidenswerthen Kindern, Hermann, Eliſabeth, Anna, Cornelia und Johanna Catharina Witte, damals zwiſchen 50 und 56 Jahre alt, wurde vom Senate, auf Verwendung der Oberalten und Beiſtimmung der Kämmerei, eine lebenslängliche Penſion bewilligt.

---

35. Vom Rathsweinkeller.

(Um 1720.)

Der vormalige Rathsweinkeller unter dem nun auch verſchwundenen Eimbeck'ſchen Hauſe war einſt weitbekannt und berühmt. Und wenn auch die Bremer dem ihrigen, — beſonders ſeit deſſen Verherrlichung durch die Hauff'ſche Phantaſie, — den erſten Rang unter allen ähnlichen wohlthätigen Inſtituten errungen haben, ſo kam doch in alter Zeit kein Fremder nach Hamburg, ohne den unſrigen zu beſuchen. Zwar hat, ſoviel ich weiß, keines Dichters Ode ihn erhoben, dagegen hat er gewiß den meiſten unſrer vaterſtädtiſchen Poeten die Stimmung äußerſt gehoben.

Digitized by Google

Schon im Jahre 1308 beſtand der Weinkeller unter dem "hoogen Huus" dem hohen Hauſe am Dornbuſch. Es war ein claſſiſcher Boden, wo einſt unter freiem Himmel die erſte Mal- oder Gerichtſtätte unſrer Vorfahren geweſen war, wo, dem Rolandsbilde gegenüber, unter ſeinen Dingleuten der geſtrenge Vogt als Richter geſeſſen hatte, nach der Vorſchrift des Sachſenſpiegels: die Beine über einander geſchlagen, ausſehend wie ein grimmiger Leu. Bald darauf, vor 1326, finden wir auch ſchon den Weinkeller als einen wichtigen Zweig der Stadtverwaltung, der Fürſorge zweier Rathsherren untergeben, wie ſpäter nach der ausgebildeteren Verfaſſung, einer größeren Behörde, welche der älteſte Bürgermeiſter, zwei Rathsherren, ein Oberalter, ein Kammerbürger und zwei Sechsziger (ſämmtlich die älteſten in ihren Collegien) bildeten. Als Beamte fungirten der Kellerhauptmann, ſpäter Kellermeiſter genannt, ein Kellerſchreiber und eine Menge Küfer. Eine Zeitlang war der Geſchäftsbetrieb verpachtet.

Es war ein ſehr reiches Inſtitut. Denn da bis zur Reformation einzig hier der rheiniſche Wein, Eimbecker Bier und Braunſchweiger Mumme verzapft werden durfte, dies Monopol auch durch ein Geſetz vom Jahre 1531 nur gegen eine beſtimmte, von allen Wein- und Bierſchenken zu erlegende Abgabe aufgegeben wurde, ſo konnte der Keller Capitalien ſammeln, während es in der Kammer allezeit blank und kahl ausſah. Deshalb that er auch alljährlich ſeine milde Hand auf, und verehrte derſelben 6000 ℔, — in dem letzen halben Jahrhundert ſeines Beſtehens aber eine viel größere Summe. Außerdem lieh er oft genug der Stadtcaſſe von ſeinen Schätzen, verzinslich oder zinslos, und machte dem Gemeinweſen erhebliche Geſchenke. So z. B. gegen Ende des dreißigjährigen Krieges, um 1645. Damals, wo die Schreckniſſe deſſelben ſich häufig bis in die nächſte Umgebung erſtreckten, hielt die

Stadt sich fein still und war wachsam gegen feindliche Ueberrumpelungen, weshalb die Festungswerke wohl armirt, auch Garnison und Bürgerwehr bis an die Zähne bewaffnet blieben. Da brachten viele einzelne Ehrenmänner patriotische Opfer, um die schweren Lasten des öffentlichen Guts zu erleichtern, — da folgte auch der Rathskeller solchem löblichen Beispiele und opferte ein Erkleckliches für die allgemeine Sicherheit. Als sich nämlich ergab, daß nicht überall auf den Wällen tüchtige Geschütze lagen, so ließ er 18 metallene Kanonen und 4 Mörser gießen, welche 46,531 ℔ gekostet haben. In großer Procession wurden dieselben auf die Bastionen geführt und unter angemessenen Feierlichkeiten dem Artillerie-Departement übergeben. Jedes dieser trefflichen Geschütze trug in erhabenen Lettern folgende eingegossene Inschrift:

"Bacchus' Safft
Hat diese Krafft,
Daß er Mars die Waffen schafft."

welche kunstvolle Poesie wohl der Kellerhauptmann Johann Jürgen Flach ersonnen hat, wenn sie nicht etwa der dichterischen Ader Niclas Hesse's des Kellerschreibers entflossen ist.

Dergestalt hat Bacchus' Saft noch vielfach gezeigt seine goldene Kraft, und häufig der Kammer die Mittel geschafft, nämlich für außerordentliche Kosten, für welche es bei uns keinen gesammelten Staatsschatz giebt, oder für geheime Ausgaben, die man nicht gut der vielköpfigen Bürgerschaft beantragen konnte. Bereits im Jahre 1720 besaß der Keller allein an lagernden Rheinweinen ein Capital von 660,000 ℔ und an Spanischen u. a. Weinen 45,000 ℔, die zinstragenden belegten Posten ungerechnet. Darum konnte er auch füglich im Jahre 1799 ½ Million Mark Banco von der contributionsmäßigen Anleihe übernehmen. Das aufgespeicherte Vermögen des Rathskellers und der (durch ihren Zoll ebenso selbst-

Digitized by Google

ſtändigen) Admiralität, diente den vormaligen Staatsmännern als eine nie verſiegende Hülfsquelle kür Nothfälle, bis die richtigere Ordnung unſeres öffentlichen Haushaltes vom Jahre 1814, dieſe Separatcaſſen mit dem allgemeinen Kammergute verſchmolz.

Getrunken iſt allezeit reichlich in Hamburg, der guten deutſchen Stadt, und die treffliche Sitte der alten Germanen: wichtige Geſchäfte nur beim vollen Becher abzumachen, iſt auch hier üblich geweſen. Denn zum Kauf und Verkauf der Häuſer und Grundſtücke, — dieſer wichtigſten, zum ſtädtiſchen Mitregiment berufenden Art alles Eigenthums — kam man nirgendwo anders als im Rathskeller zuſammen, oder ſpäter in einem der darüber liegenden Zimmer des Eimbeck'ſchen Hauſes. Daher hieß — nach der Auslegung einiger Kenner — ſolcher Handel: der Weinkauf. Und noch bis 1603, als der Verkauf bei brennender Kerze aufkam, mußte bei Uebergabe des Gottespfennigs allemal getrunken ſein, ſonſt galt's nicht. — Auch die Abnahme von Eiden und Gelöbniſſen fand in alten Zeiten auf dem Eimbeck'ſchen Hauſe ſtatt. Denn (wie verſchiedene Kundige behaupten) es mußte vor wie nach ſolcher feierlichen Handlung nothwendig getrunken werden, erſt zur Herzſtärkung, dann zur Bekräftigung. Die Stube in welcher die Eide geleiſtet wurden, hieß daher die Weinbude, und deshalb nannte man bis 1810 das Reglement über die Eidesleiſtungen amtlich: die Weinbuden-Ordnung, Ausdrücke, welche einem durſtigen Fremden wohl verleiten konnten, irre zu gehen. — Andere meinen zwar: dieſe Weinbude hinge gar nicht mit dem Rathskeller zuſammen, es heiße richtiger Winnbude, und bedeute den Ort wo man winnen, d. i. Zeugniß ablegen müſſe. Indeſſen haben's doch die alten Raths-

Digitized by Google

herren Schlüter und Langenbeck mit erſter Meinung gehalten, und erklärend beigefügt: in alter Zeit hätte der Rath ſich etliche Tage vor Petri Stuhlfeier vertraulich im hohen oder Eimbeckſchen Hauſe über'm Keller eingefunden, um die bevorſtehenden Rathswahlen zu beſprechen, und anneben die nöthigen Weine zum nahen Rathsbanquet auszuprobiren. Darum ſei dies Stüblein die Weinſtube genannt, woſelbſt auch die Zeugen- und Eiden-Audienzen vorgenommen ſeien. Als nachmals deren Local auf's Rathhaus verlegt wurde, iſt der alte fröhliche Name geblieben.

Genug, getrunken und gezecht iſt immer reichlich in Hamburg, und am Beſten konnte es nur auf dem Rathskeller geſchehen, wo auch Fürſten und Standesperſonen von Stadtwegen mit dem Ehrentrunk regalirt wurden. Der Gebrauch des Rheinweins zu allen Ehrengeſchenken kam dem Rathskeller zu Gute, auf welchen dann auch ſpäter die noch bekannten Weinzettel, dieſe Anweiſungen auf ein Quantum Wein oder deſſen Werth, lauteten. So kam er immer mehr zu Anſehen und Reichthum.

Ungeheure Vorräthe, zumal vom rheiniſchen Gewächs, lagerten in den Kellergewölben des weitläuftigen Eimbeckſchen Hauſes und in noch 20—25 gemietheten Räumen. Man ſagt, die Verwaltung hätte grundſätzlich nur junge, bleiche und geringe Weine durch ihre Agenten einkaufen laſſen. Natürlich waren ſie billig zu haben; ebenſo natürlich ſchmeckten ſie verzweifelt ſäuerlich, und biſſen auf der Zunge und im Magen, was man auch trietzen nennt. Deshalb, — ſo heißt es — hätte man dieſen Treitzſauerwein beim Einzapfen allemal durch einen Zuſatz vom dunkeln Barcellona- oder Alicante-Wein gefärbt und geſüßt, ſo daß er dem unverwöhnten Gaumen in der Henkersſtube (wovon gleich mehr) ſehr erquicklich geſchienen habe. — Aber auch von den edelſten beſten Gewächſen

Digitized by Google

des Rheins beſaß der Rathskeller einen großen Vorrath alter zum Theil hundertjähriger Weine.

Trat man ein in den Keller, vom Dornbuſch her, — dort, wo ſpäter der noch erinnerliche luſtige Bacchus, mit dem Römerglaſe liebäugelnd, die durſtigen Zecher zu ſich winkte in ſein kühliges wohliges Reich, — dann konnte man ein Separatſtübchen fordern, oder in das allgemeine Gaſtzimmer treten, welches die Henkersſtube hieß. Und zwar deshalb. Der Scharfrichter, dieſe gefürchtete und gemiedene Perſönlichkeit, durfte insgemein in kein Wirthshaus, in keine Schenke treten, ohne beim Eintreten höflich den Hut zu lüften, zu vermelden, wer er ſei, und anzufragen, ob man ihm das Verbleiben geſtatten wolle. War auch nur ein Gaſt dagegen, ſo durfte kein Kellner ihn bedienen, und er mußte weichen. Aber in die allgemeine Trinkſtube des Rathskellers durfte der ernſthafte im Stadt- und Gerichtsdienſte ſtehende Mann dreiſt eintreten, bedeckten Hauptes und ohne Selbſtbericht, auch weilen ſo lange er mochte; hier mußten die Küper ihn bedienen, die Mitgäſte ihn dulden. Darum war's die Henkersſtube, und ſie war doch immer voll guter Geſellen und luſtiger Cumpane, manch ehrſamer Bürgersmann trank dort, neben Meiſter Hämmerling, unangefochten ſein Glas in Ehren.

Gemeiniglich aber traten Männer höheren Standes (und vormals war kein Stand ſo hoch, das er den Beſuch des Rathskellers verboten hätte) in eins der vielen kleinen Stübchen hinein, die grade für dieſen Zweck eingerichtet waren, damit Freunde traulich und ungeſtört daſelbſt beim guten Trunk discurriren und Leib und Seele zugleich erlaben möchten.

Der Rheinwein wurde nicht in der Flaſche, ſondern friſch vom Faß gezapft in einem großen Deckelglaſe, dem Römer, aufgetragen, der 1 Quartier faßte, mithin mehr als eine franzöſiſche Bouteille. Und davon koſtete die geringſte Sorte

Digitized by Google

jahraus und jahrein genau 14 ß, wofür man freilich keinen Johannisberger verlangen kann. So ein großer Römer ging dann im Freundeskreise von Hand zu Hand, von Mund zu Mund. Wer ekel war, konnte noch kleine Kinderrömer bekommen, die aber immer noch größer waren als die jetzigen Rheinweingläserchen. Den Vierzehner Wein liebte die Henkersstube, in den Zellen dagegen wurden nur bessere Nummern getrunken. Wer dazu speisen wollte, konnte sich einige Schüsseln vom französischen Koch aus der Nachbarschaft holen lassen.

Ein solcher Restaurateur hatte sich nämlich mit Erfolg in Hamburg angesiedelt, als grade seine deutschen Collegen, die zünftigen Garbrader, höchst verdächtig geworden waren durch den unerhörten Trug eines ihrer Genossen. Der Garbrader Carsten Vicke hatte nämlich (um 1670) die Unverschämtheit ausgeübt: Hunde und Katzen zuzurichten und sie den hungrigen Gästen als Lamms- oder Hasenbraten vorzusetzen, ja als dies mittelst würzhafter Saucen unentdeckt blieb, sogar ganze Hunds- und Katzenköpfe. Letztere brachen ihm den Hals, ein Naturkundiger erkannte mit Schaudern den Betrug, worauf die allgemeine Entrüstung das Einschreiten des Gerichtsherrn veranlaßte. Der speculative Garbrader war aber spurlos verschwunden, ehe der polizeiliche Bruchvogt seine Behausung betrat, auf deren Hofplatz eine solche Menge Hunde- und Katzenfelle gefunden wurden, daß man den großartigen Betrieb seiner Spitzbüberei ermessen konnte. — Dadurch bekamen aber die Leute einen Abscheu vor den Gerichten der übrigen schuldlosen Garbrader.

Von dem Witz der alten Hamburgischen Weinkenner und Feinschmecker werden manche Beispiele erzählt. Daß der Kellermeister von jeder Sorte, die er mit der Nase und Zunge probirte, den Ort, wo sie gewachsen, ja sogar ihren Jahrgang angeben konnte, das ist nichts Ungewöhnliches bei einem

Digitized by Google

Mann vom Fach, und ſicherlich thun unſere heutigen Weinhändler es ihm gleich. Aber auch unter den bloßen Liebhabern gab es große Virtuoſen. Da war vor etwa 150 Jahren im Rathskeller ein Stückfaß mit Canarienſect. Einige Feinſchmecker von anerkanntem Ruf, zeichneten dies Gewächs aus, ſo kam es bald in die Mode. Wer Canarien trinken wollte, mußte von dieſem Faße haben, das zu jedem Gaſtmahl einige Stübchen herzugeben hatte. Man fand die Blume ungewöhnlich duftig, den Geſchmack unvergleichlich köſtlich. Jedes Ding währt ſeine Zeit. Obgleich die ſtarke Nachfrage ſicherlich den Kellermeiſter zu mehrmaliger Auffüllung des leer werdenden Gebindes veranlaßt haben mag, kommt doch endlich der Tag heran, da zum Verdruße der Canarienfreunde der Wein bis auf die Hefe verzapft iſt. Man reinigt das Stückfaß. Da entdeckt man mit Entſetzen am Boden deſſelben die Ueberreſte eines Menſchen! In der Stille wird nachgeforſcht, nnd ſchließlich ermittelt man, daß vor vielen Jahren ein Lehrburſche des Kellers, der grade in dieſem zum Reinigen leergemachten Stückfaſſe gearbeitet, von einem der Geſellen (mit dem er gezwiſtet) in dem Faße zu Tode geſchwefelt worden iſt, worauf der Mörder zur Verbergung ſeiner Unthat, das Faß mit neuem Canarienſect aufgefüllt und ſodann Reißaus genommen hat. Lehrburſch wie Geſell waren damals vermißt, nach vergeblichem Forſchen hatte man ſie aber als davongelaufen betrachtet, und ſich deſto eher beruhigt, als Beide Fremdlinge geweſen. Dann war einige Jahre ſpäter dies Faß zum Verzapfen gekommen, und hatte, wie erwähnt, den Hamburger Kennern ſo ganz beſonders gemundet.

Um dieſelbe Zeit paſſirte hier eine weniger abſchreckende, aber dennoch ſtaunenswerthe Geſchichte, die zwar auch ebenſo von andern Städten erzählt, deren hieſiger Urſprung aber in einem vor 125 Jahren gedruckten Buche bewieſen wird. Zwei

Digitized by Google

unſrer talentvollſten Weinkenner erproben einmal das Zartgefühl ihrer Zunge an einem Faß Rheinwein von etwa ſechs Orhoft Inhalt. Sie probiren hin, ſie probiren her, koſten bedächtig und nachdenklich. Der Wein war gut, edles Gewächs, von günſtiger Lage: alles wahr, dennoch fanden Beide einen gewiſſen Beigeſchmack, über deſſen Natur ſie ſich aber — trotz vielfacher Studien — nicht einigen konnten. Der Eine behauptete, der Wein enthalte ein klein wenig Eiſenoxyd, der Andere wollte gar Lederſtoffgas wittern. Einzig um dieſer Streitfrage, die ihnen zur Ehrenſache wurde, raſch auf den Grund zu kommen, kauften ſie das ganze Gebinde und zogen es ſofort auf zwei kleinere ab. Was fanden ſie am Boden des Faßes? einen Schlüſſel an einem kleinen Lederriemen! Jeder hatte Recht gehabt und ein wahres Meiſterſtück der Kennerſchaft abgelegt.

Der Hamburgiſche Rathsweinkeller mit ſeiner Herrlichkeit gehört nun auch längſt zu den verſchwundenen Größen unſrer Vorzeit. Die großen Lager wurden verſteigert, das Vermögen verſchlang die Staatscaſſe, die bekanntlich bei uns einen größeren Magen hat als die Kirche. Die Kellerräume wurden verpachtet. Noch einige Jahre blühte dort eine treffliche Weinwirthſchaft, und manch' biederes Gemüth, Künſtler, Dichter und ihre Geſellen trafen ſich Abends in den Zellen des Rathskellers, wie man fortfuhr, das Privatetabliſſement zu heißen. Endlich, 1842 ſank das Eimbeck'ſche Haus mit all' ſeinen Gewölben in Schutt und Aſche, um nimmer wieder zu erſtehen.

Nur der ſchöne Bacchus hat die Feuerprobe beſtanden. Man hat ihm einen Ruheposten gegeben in dem Winkel irgend eines öffentlichen Gebäudes. Schade, er könnte noch füglich

Digitized by Google

ein paar Jahrhunderte dienen, ehe er einen Ehrenplatz im Museum der Alterthümer verdient. Denn er iſt noch jugendlich, er iſt erſt im Jahre 1770, bei'm Neubau des Eimbeck'ſchen Hauſes, von dem trefflichen Bildhauer Manſtadt, einem Schweden, geſchaffen. Claſſiſche Kunſtkenner ſagen ihm freilich nach, er ſei gar kein Bacchus, ſondern ein Silen. Dennoch würde er gewiß jubelnd vom Volke als unſer alter Bacchus begrüßt werden, wenn man ſich höchſten Ortes dazu entſchlöſſe, ihn als Schildhalter des mittelalterlichen Weinkellers unter den Spitzbogengängen eines zu beliebenden altdeutſchen Rathhauſes, wieder in ſein Amt einzuſetzen.

---

36. Die Petri- und Matthiä-Mahlzeiten E. H. Rathes im Eimbeck'ſchen Hauſe.

(1568—1724.)

Nachfolgender Aufſatz bezweckt keine Unterſuchung über den Urſprung dieſer gewiß ſehr alten und ſeit 1725 unterbliebenen ſ. g. Gaſtereien oder Convivien des Senats, oder über ihre anfängliche Beſchaffenheit und Bedeutung. Ebenmäßig mag ihr innerer Zuſammenhang mit den verfaſſungsmäßigen Feierlichkeiten am Petri-Stuhlfeier- und Matthiae-Tage (Verleſung der Grundgeſetze, der Burſprake, Ablegung der Kammerrechnung, Präſidat-Wechſel, Umſetzung der Rathsämter, wie in älteren Zeiten die Rathswahlen ſelbſt) unerörtert bleiben. Es ſollen hier vielmehr jene Feſtmahlzeiten ſelbſt, nach ihrer Eigenthümlichkeit dargeſtellt werden, und zwar nur innerhalb desjenigen Zeitraumes, aus welchem nähere Daten in Archivalacten uns aufbewahrt ſind.

Digitized by Google

I. Vorbereitungen.

Der Tag vor der Stuhlfeier St. Petri, alſo der ſ. g. Petri-Abend, (d. 21. Februar) und der Tag des heiligen Matthias (d. 24. Februar) waren zu den amtlichen Feſtmahlzeiten des Rathes beſtimmt, vermuthlich um dieſe, wie eben angedeutet, verfaſſungsmäßig ausgezeichnete Zeit, auch hiedurch beſonders zu feiern.

Diejenigen beiden Senatoren, welche nach dem Turnus als Mühlenherren dem vormals ſehr wichtigen Mühlenweſen vorſtanden, waren ordnungsmäßig die Schaffer und Beſorger dieſer noch im fünfzehnten Jahrhundert auf der Ober- und Niedermühle gehaltenen Mahlzeiten,*) wozu vielleicht die aus Vergehungen gegen die Mühlenordnung erwachſenen und zu dieſen Feſtlichkeiten verwendbaren "Mühlenbrüche" (Strafgelder) die Veranlaſſung gegeben haben. Eine Folge davon war es, daß dem Mühlenſchreiber und ſeiner Frau die Beſorgung aller erforderlichen Vorbereitungen und Veranſtaltungen, nebſt dem Rechnungs- und Caſſenweſen der Mahlzeiten aufgetragen war, und daß dieſe ſelbſt auch wohl unter dem Namen Mühlenmahlzeiten vorkommen.

In jeder erſten Rathsſitzung nach Neujahr brachten die Mühlenherren die Frage: ob im laufenden Jahre die beiden Convivien gehalten werden ſollten, zur Abſtimmung. Gewöhnlich wird dieſe Frage bejaht, und nur in ſeltneren Fällen, wenn ſolche Feſte wegen herrſchender Calamitäten (Aufruhr, Kriegesnoth, Peſtilenz) unpaſſend erſchienen, verneint worden ſein. So ſind z. B. aus ſolchen Urſachen in den Jahren 1713 und 1714 keine Feſtmahle gehalten.

---

*) Damals gab es auch noch eine Rathsmahlzeit und ein Volksfeſt am St. Gregorius-Tage, (an welchem auch ein Feſt aller Schüler gefeiert wurde), welche Solemnitäten ebenfalls die Mühlenherren auszurichten hatten.

Digitized by Google

Uebrigens kommt auch einmal der Fall vor, daß die Bürgerschaft den Rath an dessen Petri-Mahlzeit verhindern wollte. Sie trug nämlich 1529 den Oberalten auf, daß sie fordern möchten: E. E. Rath dürfe "den Petrum nicht eher feiern, als bis der Receß geschlossen sei." Ob dies die Verhandlungen beschleunigt hat, soll nicht grade behauptet werden. Indeß wurde der Receß am 16. Februar fertig und fünf Tage darnach konnte Senatus ganz geruhig seinen unverkümmerten Petrum halten.

Waren die Convivien beschlossen, so trafen die Mühlenherren durch ihre Beamten die erforderlichen Veranstaltungen, was in älterer Zeit schwierig war, da manche Gerichte erst verschrieben werden mußten.

Wegen der Verschiedenheit beider Mahlzeiten muß ihre nähere Darstellung getrennt werden.

II. Vom Petri-Mahle.

Dieses Festessen gab der Rath im engeren Sinne (die Herren in Senatu, Bürgermeister und Senatoren) sich selbst, und zog als Gäste nur seine Mitglieder de Senatu, die Syndiker und Secretarien, hinzu.

Die Einladung geschah im Namen der Mühlenherren, und zwar in den letzten 50 Jahren, nach einem ausgebildeten Ceremoniale, dreifach. Zuerst zwei Wochen vorher, durch den Raths-Schenk, welcher die Bürgermeister und Senatoren, sowie durch den Mühlenschreiber, welcher die Syndiker und Secretarien einlud. Sodann zwei Tage vorher, durch einen Reitendendiener, und zuletzt am Tage des Mahls durch die Mühlenherren selbst.

Am Petri-Abend den 21. Februar kam der Senat ohne Syndiker und Secretarien früh Morgens um 10 Uhr im

Digitized by Google

großen Feſthabite zuſammen, zur Verleſung des Rathseides und der Grundgeſetze, über deren gewiſſenhafte Beobachtung ſich Jeder zu erklären hatte. Dann traten die Secretarien ein, welche die Proceſſion zum Eimbeckſchen Hauſe mitmachten, was den Syndikern erlaſſen war. Um 12 Uhr ſtanden die Mühlenherren auf, verrichteten die dritte Einladung zum Mahle, indem ſie die Herren an ihre Zuſage erinnerten und in artigen Worten die Invitation wiederholten; wenn ſie dann mittlerweile benachrichtigt waren, daß Alles zum Empfange bereit ſei, erſuchten ſie den Senat "ſich nach löblichem Herkommen nunmehro unſchwer zum Convivio zu erheben." Der Zug ordnete ſich auf dem ſ. g. großen Rathhauſe (in der Halle die man zuletzt das Gehege nannte) woſelbſt einige Rathstrabanten bereits harrten.

Die zur großen Thüre hinaustretende Proceſſion eröffnete der Schenk; dann ſchritten in einer Reihe die vier Bürgermeiſter; ihnen folgten paarweiſe, nach ihrem Amtsalter, die Senatoren und die Secretarien; den Beſchluß machte der Stallmeiſter mit ſeinen Reitendendienern. Gewiß nicht ohne würdevollen Ernſt bewegte ſich dieſer Zug an der Fronte des Rathhauſes hinunter, durch die (zuvor auf Befehl des Bauhofsherrn ſorgfältig gereinigten) Straßen Reß und Brodtſchrangen. Die Fenſter aller Häuſer waren mit Zuſchauern beſetzt; kein Spalier der Soldateska brauchte die Menge der Bürger in Schranken zu halten, die freiwillig Raum gaben, ehrfurchtsvoll die impoſanten Geſtalten ihrer Obrigkeit vorüberziehen ſahen, und ſpäter im eignen Hauſe, vielleicht bei ſchmaler Koſt, dennoch mit Befriedigung ſich dem Gedanken hingaben, daß ihre Obrigkeit nunmehr zu Ehren der Stadt Hamburg bei einem Schmauſe ſitze, den Fürſten und Könige beneidenswerth finden müßten.

Digitized by Google

War der Zug bis zum ſ. g. Dornbuſch gekommen, ſo verließen die Mühlenherren ihre Reihe, um durch eine Nebenthüre ſchneller in den Empfangs-Saal des Eimbeckſchen Hauſes zu gelangen. Die andern Herren erſtiegen die große Haupttreppe, während die Reitendendiener in Frontlinie ſtehen blieben; war der letzte Secretair im Hauſe verſchwunden, ſo machte der Stallmeiſter eine tiefe Reverenz, marſchirte mit ſeinen Leuten ab und ſeitwärts ins Haus, da letztere bei dem Mahle in vielfacher Weiſe durch Aufwartung beſchäftigt waren, — was freilich mit ihrer urſprünglichen Beſtimmung als "reiſige Diener" des Raths etwas contraſtirte, aber ſchon längſt durch den Gebrauch geheiligt und contractlich ihnen auferlegt war.

Gleich nach der Herren Bewillkommnung mit vielen "curialibus et votis" — frommen Wünſchen für geſunden Appetit — kamen einzeln in ihren Caroſſen die Syndiker angefahren, die im Vorſaale von den Mühlenherren in derſelben Weiſe "beneventiret" wurden.

Dann fand die Ceremonie des "Handwaſſers" ſtatt. Zwei Reitendediener hielten ein ſilbernes Waſchbecken, der Schenk goß aus ſilberner Kanne Waſſer hinein, und präſentirte es der Reihe nach jedem Herrn, zuerſt den ab-, dann den antretenden Bürgermeiſtern, dann den Ehrengäſten (den Syndikern und Secretairen), zuletzt den Senatoren. Der Schenk reichte auch den Herren die "Handquelle", das feine Tuch zum Abtrocknen der vermuthlich kaum in's Waſſer getauchten Fingerſpitzen.

Nun erſt — etwa gegen 2 Uhr — wurde aus Trompeten zur Tafel geblaſen, und man ſchritt in den Speiſeſaal.

Hier waren 2 Tiſche gedeckt, die ſ. g. Bürgermeiſter- und die Herren-Tafel. An erſtere ſetzten ſich die 4 Bürgermeiſter (die vom Präſidio abtretenden hatten den Vorrang) und die Ehrengäſte, alſo bis 1710 höchſtens 10, hernach

Digitized by Google

12 Personen. Der oberste Platz an dieser Tafel blieb aber unbesetzt, eine Courtoisie gegen das Reichsoberhaupt, dessen hier residirender Gesandter am Matthiä-Mahl an dieser Stelle den Ehrensitz bekam. An die Herren-Tafel setzten sich die Senatoren nach ihrem Amtsalter, jedoch saßen die Mühlenherren, ihrer Rolle als Wirthe oder "Bonifacii" getreu, stets untenan. Ihrer waren mithin vor 1710, den Amtmann zu Ritzebüttel abgerechnet, höchstens 18—19 hernach wenn keiner fehlte, 23 Personen.

Beide Tafeln waren mit denselben Speisen besetzt, nur erschienen dieselben auf der Bürgermeister-Tafel durchgängig in silbernen Geschirren, während die der Herren-Tafel auch in englischen Zinnschüsseln servirt waren.

In seiner bekannten Topographie von Hamburg (Th. II. S. 369) berichtet Herr von Heß aus einem alten Manuscript von 1702, daß noch 50 Jahre früher der präsidirende Bürgermeister die Gesellschaft mit diesen plattdeutschen Versen Willkommen geheißen habe:

"Mit Ehren will ick uppestahn,
Mit Ehren will ick wedder sitten gahn.
Gott gröte dit gode Gelag!
Iß et nich grot und bret
So iß't doch aller Ehren werth;
Gröt ick den Een' und Andern nicht,
So do ick als en Böfewicht,
Dat bin ick nicht,
Iß ok Nüms im ganzen Gelage nicht."

Die der gegenwärtigen Darstellung vorliegenden zum Theil lange vor 1702 verfaßten Berichte verschiedener Bürgermeister, erwähnen dieses Verses oder einer ähnlichen Allocution gar nicht. Jene Reime möchten daher jedenfalls noch um 50 fernere Jahre zurückzudatiren sein; ob sie übrigens wirklich so gelautet haben wie von Heß sie mittheilt, ist zu bezweifeln, da namentlich die letzte Hälfte etwas trivial ist.

Digitized by Google

Während wir die einzelnen Gerichte des Schmauses in einem späteren Abschnitte betrachten wollen, soll hier noch von den Ehrentränken berichtet werden, welche auf dem Petri-Mahle eine große Rolle spielten, und in der That geübtere Zecher vorausſetzten als die gegenwärtige Generation aufzuweiſen vermag.

Gleich beim erſten Gange tranken die Herren jeder Tafel untereinander ihr Wohl "en particulier." Dann fraterniſirten beide Tafeln mit einander durch gegenſeitiges Zutrinken, ähnlich wie noch jetzt bei Studenten-Gelagen die an verſchiedenen Tiſchen ſitzenden Burſchen einander vor- und nachtrinken. Dies geſchah aus den grünen Römergläſern, die noch jetzt beim Rheinwein üblich ſind, wenn gleich in ſehr verkleinerter Form; ſ. g. Deckelgläſer waren bei dieſen Rathsmahlzeiten nicht gebräuchlich.

Nach ſolchen freundſchaftlichen Begrüßungen kamen die amtlichen. Die Mühlenherren, welche als Bonifacii jede große Geſundheit ausbrachten, traten an die Bürgermeiſter-Tafel. Der Schenk brachte denſelben den ſ. g. Schrauben-Pocal, einen innerlich vergoldeten Becher mit ſchraubenartig gewundenem Stiel und Fuß. Mit dieſem brachte der älteſte Mühlenherr in ſchöner Rede den erſten Toaſt auf E. H. Raths Wohlergehen aus, trank den Bürgermeiſtern zu, welche den Pocal annahmen, ſich ſeines köſtlichen Inhalts bedienten, und in Circulation ſetzten, ſo daß der jüngſte Secretair den Pocal an den älteſten Senator der Herren-Tafel beförderte. Während der Becher kreiſete "ſpatzirte der Raths-Trumpeter beiher und wenn ein Herr trank ſo bluß er allemal eine Runda dazu." Ebenſo wurde es mit den ferneren 5 Haupt-Toaſten gehalten; dieſelben galten "der Stadt Wohlfahrt" (gewöhnlich zu mehrerer Verehrung Hammonia's, vom älteſten Bürgermeiſter dargebracht); ferner, von einem der Mühlenherren ausgeſprochen:

Digitized by Google

"denen hochweiſen*) Herren Bürgermeiſtern", — "denen hochgelahrten und wohlgebornen Syndicis", — "Domino Protonotario et Dominis Secretariis" (nach 1710 auch Domino Archivario) — welche Ehrengäſte auch hier den Vorrang vor den Rathsherren hatten, — endlich "denen wohlweiſen Herren Senatoribus." Bei allen dieſen Toaſten kreiſete der Schrauben-Pocal in gleicher Weiſe, der Rathstrumpeter ſpatzirte beiher und bließ allemal ſeine Runda dazu.

Unterbrochen wurde dieſe, auch den zweiten Gang begleitende Reihe amtlicher Toaſte, durch die Prätoren, welche ebenfalls mit Schrauben-Pocalen an beiden Tafeln hinuntergingen und jedem Herrn "en particulier" zutranken. Der erſte jetzt abtretende Prätor bedankte ſich für alle ihm während ſeiner ſchweren Amtsführung "großgünſtig widerfahrene Aſſiſtenz und genoſſene Faveur", der jüngere, nunmehr die erſte Prätur antretende Herr erbat ſich Aſſiſtenz und Faveurs und recommandirte ſich beſtens.

Beim dritten Gange wurde vom Schenken der große Willkomm oder Globus gebracht, ein ſilberner kugelförmiger Pocal, welcher den ſeit Jahresfriſt neuerwählten und bei dieſem Bankett zuerſt erſcheinenden Herren in vel de Senatu zu ihrer Begrüßung zugetrunken wurde. Man dehnte dieſe Ehrenbezeugung auch auf alle Diejenigen aus, welche zuerſt in einer höheren Würde des "Raths-Ordens" am Convivio theilnahmen, auf den zum Bürgermeiſter erhobenen Senator oder Syndicus, auf den zum Syndicus, Rathsherrn oder Protonotar erwählten Secretair. Daß von dem Neuling ein beſonderes Quantum getrunken werden mußte, findet ſich

*) Das Prädicat "Magnificenz" erhielten die Bürgermeiſter damals noch nicht allgemein. Erſt ſeit etwa 80 Jahren wird es ihnen in allen amtlichen Formen beigelegt.

Digitized by Google

nirgendwo bemerkt; gewiß aber muß er in dieſer Hinſicht hieb- und ſtichfeſt geweſen ſein, da er — nach allem was bereits paſſirt war, — jedem der anweſenden Collegen ohne Zimperlichkeit nachzutrinken hatte.

Wenn man die ungeheure Maſſe Weins ermißt, die demgemäß allein in Veranlaſſung der Toaſte und Particulier-Gläſer getrunken wurde, ſo ſollte man (ſelbſt die ausgezeichnetere Trinkfähigkeit unſrer Vorfahren miterwogen) den oben citirten Spruch des Bürgermeiſters bei'm Beginn der Mahlzeit, lieber *alſo* geſprochen denken:

"Mit Ehren will ick ſitten gahn,
Mit Ehren *verhap* ick wedder upp tho ſtahn."

denn wenn die Mühlenherren ſchließlich erſucht hätten, "ſich nunmehro *unſchwer* vom Convivio *erheben* zu wollen", ſo möchte dies ein unbilliges Verlangen geweſen ſein.

Jedoch ſind wir noch nicht bis zur Erhebung von der Tafel gekommen, da der Nachtiſch, und vor ihm ein ernſter Act, jenen drei Gängen mit den Toaſten folgte.

Bevor nämlich der Nachtiſch ſervirt wurde, räumte die Dienerſchaft alle Speiſen und das obere Tiſchtuch ab und machte "reinen Tiſch." Dazu gehörten auch reine Hände, weshalb der Schenk und ſeine Leute wiederum das Handwaſſer präſentirten, worauf Confect, Backwerk und Obſt aufgetragen wurde. Aber bevor man zulangte, ſtimmte der älteſte Bürgermeiſter (oder der von ihm damit beauftragte Herr) einen geiſtlichen Geſang de profundis an, nämlich gewöhnlich das Lied "O Gott wir danken Deiner Güte", oder "nun laßt uns Gott dem Herrn" welches von dem andächtigen Kreiſe der Magiſtratsperſonen, unter Inſtrumental-Begleitung der Raths-Muſicanten, völlig zu Ende geſungen wurde. Nach kurzem ſtillen Gebet reichte dann Jeder ſeinem Nachbarn die Hand, worauf man zu den Spenden des Nachtiſches griff.

Digitized by Google

Gewiß war urſprünglich, nach allgemeiner Sitte, dieſer Act gottesfürchtiger Andacht vor und nach der Tafel begangen. Weshalb er in die Mitte verlegt wurde, iſt ſchwer zu erklären. Vielleicht fand man die beſcheidene Bitte um das "tägliche Brodt", Angeſichts einer mit allen Fleiſchtöpfen Aegyptens bedeckten Tafel etwas unpaſſend; vielleicht erſchien auch das "Gratias", nach gänzlich geleerten Schüſſeln und Pocalen, der Stimmung einzelner Herren nicht mehr ſo ganz entſprechend.

Nach Aufhebung der Tafel wurde (mindeſtens in den letzten Jahren) Caffee und Liqueur, ſodann auch Thee präſentirt. Die älteren Herren, von den Strapazen des Tages ermüdet, entfernten ſich gewöhnlich bald; die Bürgermeiſter wurden von den Mühlenherren bis an ihre Caroſſen geleitet. Ueber eine noch folgende Luſtbarkeit der jüngeren Herren ſoll weiter unten berichtet werden.

III. Vom Matthiä-Mahle.

Der zweite Act der Feſtſchmauſerei fand am Tage Matthiä den 24. Februar, am dritten Tage nach dem erſten, ſtatt. Fiel dieſer Tag auf einen Sonntag, ſo wählte man den folgenden.

Der weſentliche Unterſchied beider Convivien liegt darin, daß das Matthiä-Mahl kein ausſchließlich für die Rathsmitglieder beſtimmtes, ſondern eine etwas ausgedehntere "Gaſterei" war, bei welcher neben den Syndikern und Secretarien auch Nicht-Rathsperſonen als Ehrengäſte zugezogen wurden, nämlich in der Regel die hier nach ihrer Rangordnung aufgeführten Würdenträger:

1) Der kaiſerliche Geſandte (Miniſter oder Reſident). Als Repräſentant des Reichs-Oberhauptes wurden ihm bei dieſer Gelegenheit Ehrenbezeugungen zu Theil, die ſonſt in

Digitized by Google

einer freien Stadt unerhört ſcheinen. Er wurde einige Tage vor dem Feſte (nach vorheriger Anmeldung) vom jüngſten Secretair im Namen des Senats feierlichſt invitirt. Der Secretair erſchien dabei im Amts-Habite, und kam zur feſtgeſetzten Stunde der "Audienz" im Stadtwagen mit einem voranſchreitenden Reitendendiener. Waren etwa ein Miniſter und ein Reſident zugleich (jener auch bei allen Staaten des niederſächſiſchen Kreiſes, dieſer nur bei Hamburg) accreditirt, ſo wurden Beide in derſelben Weiſe eingeladen. — Beſonders feierlich mag das Convivium des Jahres 1674 geweſen ſein, welchem der außerordentliche Botſchafter und Commiſſarius, Graf von Windiſchgrätz, beiwohnte. — In gleicher Weiſe wurde das Mahl im Jahre 1709 verherrlicht durch den kaiſerlichen Botſchafter, Grafen von Schönborn, den Präſidenten der Reichs-Commiſſion zur Beilegung der innern Zwiſtigkeiten. Der Graf hatte ſich zu dieſem Feſtin einen eigenen ſpaniſchen Anzug und Mantel von Sammet fertigen laſſen, in welchem er erſchien. Keins der übrigen Commiſſions-Mitglieder (denen übrigens ſeparate Ehrenſchmäuſe gegeben wurden) war zum Matthiä-Mahl geladen. Auch 1710 und 1711 ſcheint der Graf dieſem Bankett beigewohnt zu haben.

2) Der holländiſche Geſandte. Es muß auf beſondere Verhältniſſe zwiſchen den Hanſeſtädten und den Generalſtaaten zurückgeführt werden, daß grade deren Vertreter zu den regelmäßigen Ehrengäſten des Matthiä-Mahles gezählt wurde, während die Geſandten anderer Länder dieſes Vorrechtes niemals genoſſen. Staaten, die in politiſcher wie in commerzieller Beziehung damals noch wichtiger erſchienen als Holland (z. B. Schweden, England und das benachbarte, ſo manchen Grund zu äußerſt diplomatiſcher Rückſicht fordernde Dänemark), hatten längſt ihre beſtändigen Reſidenten oder

Digitized by Google

Miniſter in Hamburg, und doch kommt keiner derſelben als Stammgaſt des Matthiä-Mahles vor. Nur aus einer beiläufigen Tafeldecker-Notiz läßt ſich ſchließen, daß in einzelnen Fällen wohl noch ein anderer "fremder Miniſter" zugegen war, vermuthlich aber kein hier reſidirender, ſondern ein durchreiſender, oder in Special-Commiſſion anweſender hoher Beamter irgend eines beſonders zu berückſichtigenden Potentaten. — Der holländiſche Geſandte wurde übrigens nicht wie der kaiſerliche durch einen Secretair, ſondern durch den Raths-Schenken, jedoch auch im Namen des Senats eingeladen.

3) Der Courtmaſter, Vorſteher der hieſigen Factorei der Engliſchen Kaufleute. Die regelmäßige Einladung deſſelben und der ihm angewieſene hohe Rang, zeugt von der Wichtigkeit, die man Anfangs dieſer, (auch ſonſt vielfach privilegirten) Handels-Geſellſchaft der ſ. g. merchants adventurers beigelegt haben mag.

4) Der Decan oder Dechant des hieſigen Dom Capitels, welches mit ſeinem Stifte eine Art status in statu bildete, weshalb ſeine Angehörigen ſtets als Fremde von Diſtinction behandelt wurden. Die Einladung "Sr. Magnificenz" des Dechanten war alſo eine Courtoiſie gegen das ganze hochehrwürdige Capitel.

5) Der Stadt-Commandant, der in letzterer Zeit gewöhnlich einen, zuvor in fremden Dienſten erworbenen Generals-Rang beſaß; die einzige "Excellenz" und der einzige, ſeinen Adelsſtand als ſolchen anerkanntermaaßen bewahrende Angehörige Hamburgs.

Unter ebengenannten drei Perſonen herrſchte leider ein langjähriger (übrigens nur geſellſchaftlicher und vom Senate ignorirter) Präcedenz- und Rangſtreit um die "Vorhand". Die im Etikettenweſen kundigſten Autoritäten wußten dieſen

Digitized by Google

dubiosen Fall nicht zu entscheiden. In einem Berichte heißt es hierüber: "der Commandant, Herr von Druchtleben (von 1698—1717) pflegt als galanter Cavalier, wie seine Vorgänger thaten, seinen wirklich habenden Vorrang für diesen Tag nicht zu urgiren; er setzt sich, wo er zukommt und macht keine Difficultäten." Weniger nachgiebig waren Courtmaster und Decan. Um etwanigen Alterationen vorzubeugen, beobachtete man die Vorsicht, jedem der beiden Rangkämpfer die Ab- oder Zusage des Andern vorher mitzutheilen, damit er nach Belieben kommen oder wegbleiben könne. Die gastronomische Liebhaberei Beider zu außergewöhnlichen Tafelfreuden, vermittelte hernach ein leidliches Abkommen, kraft dessen sie es jährlich abwechseln ließen, wer von ihnen erscheinen könne und wer wegbleiben müsse. So war von keiner Seite etwas vergeben, denn Beide zugleich erschienen nicht.

6) Die Syndici. (Ein etwa vorkommender Vice-Commandant, gewöhnlich mit Obersten-Rang, z. B. Herr von Woldenberg 1717—1724, ging den Syndicis nach.)

7) Der (erste) Physicus, welcher für dieses Tages Festlichkeit auffallenderweise in der Amtstracht eines Rathsherrn, mit "Staltrock und Herrenhut" paradirte. Es gehörte nämlich seit alter Zeit zu den Vorrechten des Physicus, bei amtlichen Solemnitäten sich dieses Ornats, für welches später der Syndicats-Mantel gewählt wurde, wie auch, vorkommenden Falls, des Stadtwagens zu bedienen. Erst im Jahre 1804, bei Gelegenheit der Vacanz beider Physicate, wurde dies ausdrücklich abgeschafft.

8) Der Sub-Physicus, welcher jedoch nur "im ordinairen Hut und schwarzen Mantel" erschien.

9) Protonotarius, Secretarii, und seit 1710 Archivarius.

10) Der Stallmeister. Die Stelle eines ersten Marstalls-Beamten und Befehlshabers der als senatorische Trabanten

Digitized by Google

und Leibgardiſten anzuſehenden "reiſigen Diener" vulgo Reitendendiener, war gewöhnlich dem Chef des Hamburger Cavallerie-Corps, dem Dragoner-Capitain, verliehen. Er übte und genoß an dieſem Tage im wunderlichen Gemiſch friedliche Dienſtpflichten und kriegeriſche Ehrenrechte, nämlich reſpective als Diener und als Gaſt des Rathes.

Am Matthiätage, nachdem der Rath von 10—12 Uhr im Rathhauſe die Geſchäfte des Präſidat-Wechſels und der Abänderung der Rathsrolle durch anderweite Vertheilung der Rathsämter, vorgenommen hatte, und die Secretarien eingetreten waren, fand um 12¼ Uhr ganz dieſelbe Proceſſion vom Rath- zum Eimbeck'ſchen Hauſe ſtatt, wie beim Petri-Mahle beſchrieben iſt. Der Stallmeiſter folgte dem jüngſten Secretair bis an die große Treppe, machte dann pflichtmäßig ſeine tiefe Reverenz, marſchirte links ab, um fünf Minuten ſpäter als geehrter Gaſt ſeiner Herrſchaft an deren Freudenfeſt Theil zu nehmen.

Die vier jüngſten Rathsherren machten die Proceſſion nicht mit; ihnen lag die feierliche Escortirung der drei vornehmſten Ehrengäſte in Stadt-Caroſſen ob. Der jüngſte Herr holte den Courtmaſter, der vorjüngſte den holländiſchen Geſandten ab, welcher wie jener, im Wagen auf den Platz zur rechten Seite complimentirt wurde. Die beiden älteren Herren hatten das Amt, ebenfalls im Staatswagen mit Reitendendiener-Begleitung, den kaiſerlichen Geſandten ab- und einzuholen, der allein im Fond der Kutſche ſaß, während die Senatoren ihm gegenüber Platz nahmen. Des Geſandten Haiducken und ſonſtige Diener gingen zu Fuße beiher, ſeine Caroſſe fuhr leer hinterdrein. War auch ein kaiſerlicher Reſident vorhanden, ſo wurde derſelbe nur wie der holländiſche Envoyé behandelt.

Digitized by Google

Die übrigen Gäste, Domdechant, Commandant, Syndici und Physici kamen in ihren Kutschen einzeln angefahren.

Bei der "Beneventirung" im Vorsaale hatten die Mühlenherren ein durch die Gegenwart der Diplomaten und anderer Standespersonen sehr erschwertes Ceremoniale zu beobachten. Der Unterscheidungen in den Anreden gar nicht zu gedenken, wollen wir nur erwähnen, daß selbst die Stelle, wo sie die Gäste zu becomplimentiren hatten, nach deren Rangstufen verschieden und fast nach Fußlängen bemessen war; der kaiserliche Gesandte wurde schon vor dem Saal oben an der Treppe bewillkommt, die übrigen vor oder in oder an der Thüre, der Stallmeister mitten im Saal.

Bei der Ceremonie des Handwaschens ordnete sich die ganze Gesellschaft ihrem wirklichen oder gesellschaftlichen Range gemäß. Das Handwasser wurde präsentirt: zuerst dem kaiserlichen, dann dem holländischen Gesandten, hierauf den beiden ab- und den beiden antretenden Bürgermeistern; hernach dem Courtmaster (event. dem Decan), dem Commandanten, den Syndicis, den Physicis, den Secretarien, welche insgesammt an der Bürgermeister Tafel Platz zu nehmen hatten, — sodann den Senatoren, dem Stallmeister und zuletzt den wirthlichen Mühlenherren. Diese Alle saßen an der Herrentafel nach ihrem Amtsalter; der (gegen die übrigen Gäste merklich zurückgesetzte) Stallmeister jedoch auch hier vor den Mühlenherren.

Ganz obenan "au haut bout" der Bürgermeister-Tafel, an dem Platze, der bei'm Petri-Mahle unbesetzt blieb, präsidirte im rothem Sammet-Lehnstuhl der kaiserliche Gesandte; war er einmal zu erscheinen verhindert, so blieb Platz wie Sessel leer. Neben ihm saßen zwei Bürgermeister und der holländische Gesandte, welchem wieder zwei Bürgermeister zur Seite saßen. Darnach rangirten sich die Uebrigen.

Digitized by Google

Von den amtlichen Toasten des Matthiä-Mahles ist uns nichts aufbewahrt. Einige der am Petri-Abend üblichen, z. B. die der Prätoren und die Globus-Trünke der Neulinge werden hier nicht vorgekommen sein. Dagegen dürften die Schrauben-Pokale auf kaiserlicher Majestät allerhöchstes Wohlsein, auf der anwesenden Ehrengäste gedeihliche Prosperität u. s. w. wacker gekreiset haben.

Abends wurden die obengenannten vornehmsten Ehrengäste von den jüngsten Senatoren in derselben Weise wie sie eingeholt waren, wiederum heimgeleitet. Eine Anzahl Fackel- oder Leuchtenträger umringte jede der Stadt-Caroſſen.

IV. Besondere Ergötzlichkeiten bei beiden Convivien.

Die Vorliebe der Deutschen für musikalische Genüsse war auch von jeher in Hamburg einheimisch, wo aus den Reihen der nach mittelalterlicher Sitte zunftmäßig lebenden Kunstgenossen, schon früh bedeutende Talente hervortraten, und in den, sonst etwas materiellen Mitbürgern eine große Liebe zur Musik zu wecken und zu erhalten verstanden.

Es läßt sich daher denken, daß, um den tafelnden Herren einen guten Ohrenschmaus zu bereiten, für eine "feine Musik" bestens gesorgt war. Es gehörte zu den Verpflichtungen der durch Privilegien sehr begünstigten Raths-Musikanten, mit ihren Instrumenten bei diesen Mahlzeiten "aufzuwarten", wofür sie alle zusammen ein freilich geringes Biergeld von 9 ß, überdies aber auch an ihrem Musikantentische ein reichliches Festessen und des edeln Rheinweins eine Fülle empfingen.

Aber auch außer diesen Raths-Musikanten und dem schon erwähnten Raths-Trompeter, der zur Tafel bließ und die Toaste mit der Runda accompagnirte, kommen noch andere Tonkünstler vor.

Digitized by Google

Nach einer Mühlenschreiber-Rechnung von 1563 erhielt der Cantor 2 Thaler (damals gleich 4 ℳ) und "Jochim der Zinkenbläser mit seiner Gesellenschaft" ebenfalls 2 Thaler. In den Jahren 1611 und 1612 notirte der Rechnungführende Mühlenschreiber Georg Rose ein "Biergeld von 2 Reichsthalern oder 4 ℳ 10 ß für den Cantor hujus scholae" (Erasmus Sartorius*)) "der mit etlichen discipulis vor meinen Herren discantiret hat;" und ferner "1½ Rth. für den Organisten zu St. Jacobi, Hieronymus Schultz, 1 Rth. für seinen Sohn Jacob, und ½ Rth. für seinen andern Sohn**) die alle drei auf ihren Instrumenten bei Tafel musiciret."

Auch in späteren Jahren haben außer dem regelmäßigen Spiel der Raths-Musikanten größere Aufführungen und Productionen guter Virtuosen stattgefunden. Im Jahre 1692 erhielten "die Vocalisten, die auf der Petri-Mahlzeit so fein gesungen" ein Gratial von 4 Thalern und der "Lauteniste"

---

*) Erasmus Sartorius, eigentlich Schneider heißend, in Schleswig 1575 geboren, kaiserlicher gekrönter Poet, war seit 1604 Cantor am Johanneo und Director der Kirchen-Musik, seit 1628 auch Dom-Cantor; er starb 1637.

**) Diese Familie Schultze (oder Prätorius, unter welchem Namen sie bekannter ist,) war eine Zierde Hamburgs. Als Stammvater erscheint Jacob Prätorius, Organist zu St. Jacobi, gestorben 1582. Sein Sohn und Nachfolger war der hier genannte Hieronymus, geb. 1560, gest. 1629. Er war ein berühmter Contrapunktist; einige seiner kirchlichen Musiken, z. B. ein Magnificat, sollen in der päbstlichen Kapelle zur Aufführung gekommen sein. Von seinen vier Söhnen wurde Hieronymus Superintendent in Schmalkalden; Michael widmete sich der Musik und starb noch sehr jung in Antwerpen, woselbst die Katholiken sein eminentes Talent ihrer Kirche zu gewinnen vergeblich gestrebt hatten. Jacob, geb. 1586, wurde Organist an St. Petri Kirche, Dom-Vicar und Decan der Calandsbrüderschaft und starb im Jahre 1651; er war ein vorzüglicher Orgel-Virtuos und componirte viele geistliche Lieder, z. B. die des bekannten Joh. Rist; endlich Johann, welcher Organist an der St. Nicolai Kirche wurde.

Digitized by Google

Brauns, 6 Thaler. Auch dieſer war eine künſtleriſche Notabilität Hamburgs, Friedrich Nicolaus Brauns, ſeit 1687 Canonicus minor, Schul- und Dom-Cantor, auch Director der Hamburger Inſtrumental-Muſik, geſtorben 1718. Wir lernen ihn hier als Virtuoſen auf der ſchönen Laute kennen, ein Inſtrument, das leider ganz verſchollen und verklungen iſt.

Eine Reihe gedruckter Feſt-Gedichte, zum Theil mit Muſiknoten, belehrt uns, daß ſeit dem Anfange des vorigen Jahrhunderts die Tonkunſt ſich mit der Poeſie zu allegoriſch-oratoriſchen Aufführungen vereinigte, um die Raths-Convivien würdig zu feiern. Das Carmen zum 21. und 25. Februar 1708, betitelt "Friede und Gerechtigkeit küſſen ſich zu jeder Zeit" (eine Vignette ſtellt die Küſſenden nicht übel dar), kam leider nicht zur Aufführung, was dem Dichter, dem Dr. Riemer, Hauptpaſtor zu St. Jacobi, wie dem Componiſten dem oben gedachten Brauns, ſchmerzlich genug geweſen ſein mag. Die Convivien wurden nämlich in dieſem Jahre, der innern Unruhen wegen, welche das Eintreffen der kaiſerlichen Commiſſion ſchon erwarten ließen, nicht gehalten. — Dagegen präſentirte ſich im Jahre 1709 "der vergnügte Elbſtrom" eingeführt durch Reinhard Keiſer, Mecklenburgiſchen Capellmeiſter, um dies durch die Gegenwart des Grafen von Schönborn verherrlichte Mahl zu celebriren, welchem auch der bekannte Dichter und Componiſt Johann Mattheſon (damals Secretair der engliſchen Geſandtſchaft, eine künſtleriſche und wiſſenſchaftliche Notabilität,) ein ebenfalls gedrucktes Concert widmete. 1710 wartete Brauns mit einem "glückwünſchenden Vergnügen" in Geſtalt einer Aria mit Chor auf, während genannter Keiſer "das entzifferte Verhängniß" zum Verſtändniß brachte. Auch im Jahre 1711 fehlten dieſe Beiden nicht. Brauns brachte wieder eine Aria, — Keiſer dagegen ein größeres Meiſterſtück "die gekrönte Würdigkeit", die er dem

Digitized by Google

Grafen Schönborn dedicirte. Es treten darin folgende Personen auf: "Pallas, stellet vor die Klugheit;" Venus: die Sanftmuth; Juno: die Gerechtigkeit; Paris: den Schutzgeist Hamburgs (ein sehr kühner Griff!) Fama: den Nachruhm. Chor der Musen und Amouretten und "Chor der Plaisirs;" — diese singen gleich anfangs à tutti, und

"ergötzen die Herzen
mit Singen und Scherzen,
weil Hamburg's regierender Götterkreis lacht!"

1712 offerirt Brauns seine "demüthigste Danksagung" in einer Aria; Keiser führt "die gestillten Klagen der Elbe" auf, eine Serenata, deren Personen sind: Donau, Elbe, Tagus, das Verhängniß, das Trio der drei Zeiten, Chor der Wassernymphen und Flußgötter.

Als 1713 die Convivien, der damaligen Pestcalamität wegen, nicht gehalten wurden, feierte der Poet König solche Enthaltsamkeit in dem Carmen "das Merkmal eines getreuen Rathsherrn." 1714 gabs weder Convivien noch Carmina.

1715 verherrlichte wiederum Brauns das Petri- und Matthiä-Mahl durch eine größere Composition; das Stück führt den Titel "die erwogene Regenten-Last, aus schuldigster Aufwartung in musikalischer Setzung gehorsamst vorgestellet." Die erste Strophe der darin vorkommenden Aria lautet:

"Herzu, o werthes Chor der lieblichen Camönen,
Heut' muß in Hammon's Burg ein frohes Jauchzen sein,
Amphion's Saitenspiel muß freudenvoll ertönen,
Und Orpheus Harfenklang stimmt überall mit ein,
Weil freudiges Wesen und ruhige Stunden
Sich haben durch göttliches Schicksal gefunden."

Die ferneren vier Strophen enthalten eine im damaligen Zeitgeschmack mit mythologischen Bildern geschmückte Lobpreisung der Rathsherren, welche mit Automedon, Achilles und

Digitized by Google

andern classischen Heroen verglichen werden, während ihnen unsterblicher Ruhm verkündet wird:

"der stetig wird währen im funkelnden Schimmern
und bleiben bei Ihnen in himmlischen Zimmern."

Das Matthiä-Mahl desselben Jahres 1715 feierte derselbe Monsieur König in einer ebenfalls gedruckten Ode, betitelt: "die getröstete Hammonia; als E. H. Rath das gewöhnliche Matthiä-Mahl im Jahre 1715 nach zweijährigem Stillstande zum ersten wieder celebrirte." In diesem, nicht ohne einen gewissen schwunghaften Anflug, jedoch bombastisch überladenen Carmen, spielt der Dichter auf die eben überstandenen Unglücksjahre an, die den Rath zur Einstellung der Feste veranlaßt hatten. Hammonia athmet wieder auf, da durch "ihres Rathes" (d. h. Senates) Weisheit so viele Gefahren abgewandt oder gemildert sind; sie preis't den Wachsthum ihrer Stadt, die eben erstehenden Prachtgebäude des Neuenwalls, die volkreiche Fülle der Börse, der Kirchen; hebt es hervor, daß die Pest kein einziges Rathsmitglied hinweggerafft, daß hier nächst Gott der kluge Gesundheitsrath geholfen; Hammonia lobt ihren Senat wegen seiner gewissenhaften Handhabung von Recht und Gesetz, seiner Sorge für wahre Bürgerfreiheit, für den Flor von Handel und Gewerbe ꝛc.; lobt die wachsende Eintracht nicht ohne Behutsamkeit im Ausdruck, und wird dann im Besingen der Hamburgischen Gärten etwas kühn, indem sie sagt:

— — — — mit thränenfrohen Wangen:
"Laßt nur Thessalien mit seinem Tempe prangen,
"In meinem Hamburg kann (ist es nicht ungemein?)
"Ein jeder Gartenplatz ein neues Tempe sein."

Nochmals werden die Väter der Stadt alloquirt als wahre Schrecken aller Laster, als Unschuldsretter, Tugendbeschirmer, Schmuck der Stadt ꝛc., und ersucht, wegen ihres Nachruhms

Digitized by Google

ja nicht bange zu ſein, weil Fama allbereits ihr Denkmal auf Fußgeſtellen von Tugend und Verdienſt errichtet habe. — Im Jahre 1718 bringt Brauns eine Aria: "Denk- und Dank-Mahl," — ſie war ſein Schwanengeſang, er ſtarb einige Wochen ſpäter. Sein Nachfolger als Director der Hamburgiſchen Inſtrumentalmuſik, Hieronymus Oldenburg, zeigte ſeine Kunſt in dem "herzlichen Glückwunſch" im Jahre 1719. —

Die im Jahre 1724 zum letzten Mahle gefeierten Convivien verherrlichte der bekannte Poet C. F. Weichmann, Jur. Pract., mit einer Serenate Telemaniſcher Compoſition, worin neben dem Chor der Glückſeligkeiten, als Perſonen auftreten: "La Providenza, die göttliche Fürſehung, la Pace, der allgemeine Europäiſche Frieden, la Concordia, die innerliche Ruhe und Eintracht, l'Abondanza, der Ueberfluß."

Einige ſpätere Carmina auf die Petri-Solemnitäten, von 1727 und 1728, beziehen ſich nicht auf die inzwiſchen eingeſtellten Mahlzeiten.

Außer dieſen Gemüths-Erhebungen der tafelnden Herren durch Muſik und Dichtkunſt, fand ſich zu demſelben Zwecke noch eine Muſe ein, die man vielleicht in einer ſo würdevollen Verſammlung der greiſen Väter der Stadt kaum geſucht haben wird: die leichtfüßige Terpſichore.

Ein Bericht von der Hand des Bürgermeiſters Lucas von Boſtel (geſtorben 1716) beſagt zum Schluß ganz trocken: "wenn die Tafel aufgehoben iſt, wird das im Roſenkranze befindliche Frauenzimmer eingefordert oder etwan durch die Mühlenherren herbeigeholt: worauf etliche Herren ſich mit demſelben im Tanze erluſtiren, etliche aber beiſeits treten und nach Hauſe fahren."

Der Ausdruck: "das Frauenzimmer" bezieht ſich natürlich auf keine weibliche Einzelheit, ſondern iſt als ein Collectiv-

Digitized by Google

begriff von einer Anzahl junger Damen zu verſtehen, welche ſich in einem benachbarten Saale verſammelten. Dieſe Localität, ſonſt zu praktiſch-nützlichen Zwecken verwendet, wurde einige Tage vorher ausgeräumt, zum Empfange der Hamburgiſchen Schönen würdig eingerichtet, und paradirte ſodann während der Feiertage unter dem ſo angemeſſenen und galanten als poetiſchen Namen "der Roſenkranz." Wer die Damen geweſen, iſt nicht genau zu ermitteln, doch darf man wohl ſchließen, daß es des Raths nächſte Angehörige, Töchter, Enkelinnen und Nichten geweſen ſein werden, welche in den älteren Notizen "die Jungfern im Roſenkranze," ſpäter aber "die Demoiſellen" betitelt werden. Eine alte Duenna und ein beſonderer Thürhüter dienten ihnen als Schutz- und Ehrenwache. Sie erſchienen ſchon zur Eſſenszeit und erhielten ein eigenes Mahl, deſſen gewöhnliche Gerichte: Mandelmilch, ſpäter Potage, Ragout von Kalbsbruſt, Gänſebraten, Küken-Paſteten und Backfiſche, von einer gewiſſen Schalkheit der Feſtordner zu zeugen ſcheinen. Uebrigens kam noch Obſt, Confect und Backwerk hinzu, "und was ſonſt übrig iſt."

Ob die damaligen jungen Mädchen ein patriotiſches Opfer zu bringen glaubten, wenn ſie einige Stunden lang im Roſenkranze zubringen mußten, um dann zur Digeſtions-Tanzübung einiger alternder Reſpectsperſonen in erforderlicher Weiſe verwendet zu werden? Nach Sitte und Geiſt jener Zeit, ſchwerlich. Was aber unſere heutigen jungen Fräulein dazu ſagen würden, wenn E. Hochw. Rath ihnen alljährlich gegen den Genuß von Backfiſchen und Bratgänſen die Functionen der Jungfern im Roſenkranze zum Tanze pro patria zumuthete?

Unſere jetzigen amtlichen und nichtamtlichen Herren-Diners könnten ſich aber ſpiegeln an den Convivien der Vorfahren, deren Galanterie keine Freude kannte ohne die veredelnde

Digitized by Google

Theilnahme der Blüthen des ſchöneren Geſchlechts, ohne das Ehrentänzchen, welches den ehrwürdigen Greis, der ſo rüſtig ſeine Schöne zum gemeſſenen Reigen einer Sarabanda führt, nur noch liebenswerther erſcheinen läßt.

Doch, mit ſo vielen andern ſinnigen Gebräuchen der "guten alten Zeit" iſt auch der "Roſenkranz" mit ſeinen Jungfern und Demoiſellen verwelkt und mit dem Ehrentanze verſchollen.

Die Localitäten des Eimbeckſchen Hauſes ſind nachmals völlig der büreaukratiſchen Geſchäftsführung anheimgefallen. Vielleicht hat ſpäter da, wo ehedem die ſchönen Jungfern im Roſenkranze der Tanzluſt entgegenharrten, der ernſte Licentiat Greilich amtirt, und bei ſeinen boshaften Fallitacten die Stirne gerunzelt, bis der würdige Greis erblindete. Zuletzt hat das Feuer die ganze Stätte vertilgt.

V. Speiſen.

Aus verſchiedenen detaillirten Rechnungen und Speiſezetteln laſſen ſich folgende Reſultate entnehmen.

Es fanden anfangs zwei, ſpäter drei Tafelgänge ſtatt, denen der Nachtiſch folgte. Jeder Gang war ſo reich an verſchiedenartigen, nach unſerm Geſchmack gar nicht zuſammengehörigen Gerichten, daß wir aus jedem gewiß drei bis vier machen würden. Ein Beiſpiel aus der mittleren Zeit, wo der Ueberfluß ſchon an die Stelle der älteren Mäßigkeit zu treten begann, mag dies erläutern. Anno 1668 erſchienen, den erſten Gang bildend, folgende Gerichte zugleich auf der Tafel: Mandelmilch (als Suppe) gebratene Rehkeulen, Rehrücken und Kalbsviertel, Kalbsköpfe, Hechte, Lachſe, Gründlinge, Hühnerpaſteten und Kapaunenbraten, nebſt dem erforderlichen Gemüſe. Dieſe Gerichte wiederholten ſich auf der Bürger-

Digitized by Google

meiſter-Tafel einmal, auf der Herren-Tafel zweimal. Der zweite Gang brachte: gebratene Lachſe, Haſen, Calcuten, Lämmer, Rebhühner, Finken, Mandeltorten, Calcuten-Paſteten, Aepfel- und Birnen-Compots, ebenfalls in ein- und zweimaliger Wiederholung. Als Nachtiſch folgten: überzuckerte Citronen- und Limonen-Schalen, aufgeblaſener Zucker, "Candizier-Kuchen", große Pletten, Nürnberger-, Kraut-, Herren-, rothe und weiße Kuchen, "franſche Paſten", Zuckerflöten, Macronenkränze, Zichorien-Wurzeln, "Kunſt-Confect", "Poſtazen", Aepfel, Birnen, Butter und Käſe.

Ein ferneres Beiſpiel giebt die Matthiä-Tafel 1715.

Erſter Gang: Fiſch- und Küken-Suppe, zugleich mit Ochſenbraten, Schinken, Rebhühner-Paſteten, Kalbszungen, geſtoftem Lammsfleiſch, Lachs garnirt mit Schmerlen, Calcutenbraten mit Spinat, Lerchen, gefüllte Tauben mit Champignons, Auſtern-Paſteten.

Zweiter Gang: Ein ganzes gebratenes Reh garnirt mit Rebhühnern, Haſenbraten, Wildſchweinsrücken garnirt mit Krammetsvögeln, Faſanen garnirt mit Finken, Kapaunen mit Blumenkohl, Sülte und Preßkopf, Bratfiſche und Dorſche.

Dritter Gang: Gebratene Hirſch-Keulen, Wildſchweins-Kopf, gebratene Auſtern, Forellen mit Allritzen, Krebſe, Neunaugen, Caviar, Anſchovis, Butter und Käſe, Oliven, Ochſenzungen.

Nachtiſch: Aehnliche Schüſſeln wie oben beſchrieben, wozu noch kamen: Zucker-Pomeranzen, "Aefpel de China," Mandeln, Roſinen, Feigen, u. dgl.

Dies wird gewiß genügen, um ein anſchauliches Bild von der Maſſenhaftigkeit der Tafelfreuden jener Zeiten zu gewähren.

Das 33ſte Stück des "Patrioten" (einer Hamb. Zeitſchrift) vom 17. Auguſt 1724, enthält die Beſchreibung eines

Digitized by Google

Gastmahls in einem Privathause, welche im Wesentlichen völlig mit unsrer Darstellung übereinstimmt. Die Krone jenes Mahls war ein ganzes gebratenes Reh, dessen Maul und Ohren vergoldet waren.

Zur Vergleichung mit unsern Küchen-Zuständen mögen folgende, auch einige Sonderbarkeiten hervorhebende Einzelheiten dienen.

Vorspeisen in unserm Sinne scheint man nicht gekannt zu haben, da die Mandelmilch (auch Mandelmuß in Mandelmilch) und die später an deren Stelle getretenen Potagen, Fisch- und Fleisch-Suppen, zugleich mit den consistenten Gerichten des ersten Ganges auf den Tisch kamen.

Fleisch vom zahmen Schlachtvieh wurde viel verbraucht. 1563: 29 junge Lämmlein (à 16—20 ß), 9 große Schaafe (à 6 ß) und 385 ℔ Ochsenfleisch (à 1 ß). Die Rechnungen von 1715 geben 452 ℔ Ochsenfleisch und 350 ℔ Kalbfleisch neben einigen Lämmern, Schweinen und Hammeln an. Wenn dagegen die Speisezettel dieses Jahres nur die delicateren Stücke den herrschaftlichen Tafeln zuweisen, so können wir schließen, daß mit diesem soliden Material die Nebentische der Beamten und Dienerschaft versorgt waren. Darunter befand sich auch der altherkömmliche, jetzt verschwundene "Grapenbraten," nach Richey's Hamburgischem Idioticon: im Grapen gebratenes, zerstücktes Ochsen- oder Schweine-Fleisch*). Noch 1620 kommt dieses Gericht auf den Tafeln

---

*) In dem Seetreffen bei Gretsyl, in welchem die Hamburger den Seeräuber Kniphoff fingen, zerhaueten die Hamburger Bootsleute mit ihren Beilen den Rode Claus in "Grapenbraten-Stücken." Hamb. Chroniken, herausgeg. von Lappenberg, Heft I, pag. 28.

Digitized by Google

der Herren vor, 100 Jahre ſpäter aber nicht mehr. — Schweſer war ein begehrter Artikel. Vom Schwein kam nur das Spanferkel auf die Tafel. Lämmer waren ſehr beliebt: 1612 lieferten 8 Stück, 1712 gar 39 Stück das Material zu einigen Braten und Paſteten.

Wild-Fleiſch ſpielte eine größere Rolle. Der Waldherr lieferte regelmäßig durch ſeine Jäger in Wohldorf oder Hansdorf ein tüchtiges Reh und mehrere Haſen in die Küche. Die Zunahme des Verbrauchs beweiſ't auch dieſer Artikel: 1612 begnügte man ſich mit 2 Rehen und 4 Haſen, im Jahre 1715 waren es 4 Rehe (à 16—20 ℔), 9 Haſen (à 3—4 ℔), 2 Wildſchweine (à 18 ℔) und 1 Hirſch; im Jahre 1724: 7 Rehe, 16 Haſen und wilde Caninchen, 2 Hirſche und 2 Wildſchweine.

Zahmes Geflügel wurde in großer Anzahl conſumirt. Die Rauch- oder Deputat-Hühner einzelner Dörfer ſcheinen um Petri fällig und den Raths-Convivien gewidmet geweſen zu ſein. Daneben wurden viele gekauft. Sehr viele Hühner wurden zu Paſteten verwendet, deren es eine große Menge gab, da ſie nebſt andern guten Schüſſeln, nach altem Herkommen, den Frauen der Bürgermeiſter und Mühlenherren, auch dem Kämmereiſchreiber und andern Perſonen als eine Verehrung in's Haus geſchickt wurden. 1563 kommen vor: 5 Kapaunen à 7—12 ß, und 145 Hähne und Hühner. 1715 werden berechnet: 99 Küken à 1 ℔, 6 Calcuten à 2 ℔ 4 ß, 57 Kapaunen, 66 Tauben. Anno 1724: nur 56 Küken, 5 Calcuten, 29 Kapaunen und 46 Tauben.

Wildes Geflügel wurde in noch größerer Zahl verbraucht. Außer den Faſanen, deren jährlich 5—6 verſchrieben wurden, erſcheinen in den Rechnungen regelmäßig: Finken, (vermuthlich die jetzt hierorts ſeltenen Schüſſelfinken, eine kleine Schnepfenart, vielleicht aber auch Ortolane, die man

Digitized by Google

jetzt nicht mehr unter den Leckerbissen sieht,) im Jahre 1715 70 Stück à 1 ß, daneben noch 100 Lerchen à 2 ß, 40 Rebhühner à 1 ℔. Im Jahre 1724: 16 Fasanen (à 4 ℔ 8 ß), 52 Rebhühner, 5 Berg- oder Birkhühner, 12 Schnepfen, 30 Lerchen, 50 Krammetsvögel, 20 Wachteln, 90 Finken*).

Fische. Von den größeren wählte man nur Hechte, Dorsche und Lachse; von den kleineren: Forellen, Schmerlen, Allritzen oder Gründlinge, die kleinsten unsrer heimischen Fische. Vielleicht wurden diese (wie noch jetzt in England) hart oder kroß gebacken und blieben als eine Art Beiessen zum beliebigen Zulangen auf der Tafel stehen. In den noch ökonomischen Jahren 1611 und 1612 erhielt "Jürgen der Herrenfischer" ein Biergeld von 1 ℔ dafür, daß er aus den Teichen vor dem Steinthore die erforderliche Menge einlieferte. Anno 1715 war trotz zunehmender Ueppigkeit dies wohlfeile Gericht noch im Geschmack und Werth geblieben, man bezahlte für 200 Allritzen 1 ℔ 4 ß, während 36 Forellen 27 ℔, einige Lachse 56 ℔, 60 Dorsche 30 ℔ und 6 Sandarten 15 ℔ kosteten. Anno 1724 dagegen: 2 Lachse, 44 Forellen, 500 Allritzen, 160 Schmerlen, 9 Sandarten, 40 Dorsche und viele Hechte. Häringe und Sardellen kommen nie vor, Anschovis oft, Caviar erst in den späteren Jahren.

---

*) Diese Finken müssen vormals in massenhafter Anzahl auf den Elbinseln vorhanden, und als Speise sehr beliebt gewesen sein. Die große Lorich'sche Elbkarte vom Jahre 1568 zeigt uns dort überall Vogelhütten zum Fang dieser Finken, deren Menge der Insel Finkenwärder den Namen gegeben hat. Nach einer eigenen Finkenfänger-Ordnung, welche der Rath im Jahre 1594 erließ, war diese mit Netzen getriebene Jagd nur zwischen Jacobi und Mariä Verkündigungs-Tag erlaubt, und während der Brütezeit verboten; die Finkenfänger erlegten überdies von jedem Netze eine Abgabe von 1½ ß, der Armuth zum Besten.

Digitized by Google

Andre Waſſer- und Land-Geſchöpfe, darunter Krebſe am häufigſten, z. B. 1715: 300 hieſige und 600 aus Berlin; Hummer erſt im Jahre 1724: 8 Stück. Auſtern, roh, gebraten und in Paſteten, ſchon 1668 üblich. 1715 wurden verbraucht: 4300 Stück, 2 ℔ 8 ß — 3 ℔ pr. Hundert. Kieler Muſcheln (die Tonne à 7 ℔) kommen oft vor. Auch Schnecken, z. B. 1718: 400 Stück zu 3 ℔. 1724 ebenſoviele, zu 8 ℔.

Gemüſe. Der Name Kartoffel fehlt natürlich. Kaſtanien, Märkiſche Rüben, Kreſſe, Augurken und gelbe Wurzeln ſind die gewöhnlichen Gemüſe älterer Zeit; ſeit 1715 auch Spinat, Blumenkohl und Spargel, von letzteren 33 ℔, große à 2 ℔, kleine à 1 ℔. Außerdem genoß man 1725 auch: Erdäpfel, Salat, Antiſchocken, Hopfen und Süring (Sauerampfer).

Man ſieht, daß unſere Liebhaberei für junges Gemüſe im Winter, kein neuer Luxus, ſondern ſchon vor 125 Jahren bekannt geweſen iſt. Hieraus läßt ſich auch auf die Höhe der damaligen Gartencultur ſchließen

Gewürze und Zuthaten kommen in großer Menge und Verſchiedenheit vor, von den heimiſchen Küchenkräutern, den Bardowiker Producten bis zu den feinſten oſtindiſchen Gewürzen. Dill, Fenchel und Anis ſcheint viel gebraucht, die Citronenſäure dem Eſſig faſt vorgezogen zu ſein. Mandeln wurden 1563 verbraucht: zur Mandelſuppe 68 ℔, zum Mandelmuß 56 ℔ ꝛc. Eier, in demſelben Jahre, 3330 Stück, (9 Stück für 1 ß) zum Weinmuß, Mandelmuß, Backwerk, zur Weinſuppe und zu den Paſteten. Butter und Zucker waren bedeutende Conten. Anno 1724 z. B. 238 ℔ Butter à 5 ß. Der in den Zuckerrechnungen vorkommende "Steertzucker" ſcheint mit dem Hutzucker identiſch zu ſein.

Obſt. Aepfel und Birnen, bei vielen Hunderten, vorzüglich franzöſiſche, Aepfelſinen, Pomeranzen, Limonen, Pflaumen, Roſinen, Mandeln und Nüſſe, auch eingemachtes Obſt aller Art.

Digitized by Google

Kuchen und Confect. Die obige Darstellung eines Nachtisches zählt die zum Theil verschollenen Arten auf, z. B. Eisenkuchen. Unter dem Namen Torte kommt nur Mandeltorte vor, und zwar als eine Beischüssel zum Braten. Das feinere Confect in künstlerischer Gestaltung hieß anfangs "aufgeblasener Zucker", dann "Kunst-Confect." 1724 gebrauchte man für 260 ℔ von diesem Artikel. Daneben kleine Kuchen für 50 ℔, 200 große und 1600 kleine Zuckerkuchen und 175 Herrenkuchen. Eis kommt gar nicht vor.

Brodt. Auch hiervon wurden in der Küche wie bei den Tafeln bedeutende Quanten consumirt. Außer den uns bekannten Rundstücken, Pröben, Klaven und Strümpfen, kommen auch Raspelbrödtchen, Zwiebäcke und "Eiermahne" schon früh vor; daneben 2 unbekannte Species: Sauerbrodt und Eierbrodt.

Aber auch die alte Sitte der Schaugerichte*) hatte sich bei den Raths-Convivien in würdigster Vertretung durch die s. g. Schwanen-Pasteten erhalten, von welchen mindestens 1 Exemplar jede der beiden Tafeln als Aufsatz zierte und während der ganzen Mahlzeit stehen blieb. Die Alster spendete jährlich die nöthigen Schwäne, die für das luculliſche Mahl freilich keine altrömischen Leckerbissen lieferten, sondern nur durch ihre schöne künstliche Gestalt mit ausgebreiteten vergoldeten Flügeln, zur Augenweide dienen sollten.

---

*) Schaugerichtliche Ueberraschungen, wie damals an fürstlichen Tafeln üblich, scheinen hier nicht vorgekommen zu sein. Eine solche fand z. B. 1644 statt bei'm Hochzeitsschmause Herzogs Friedrich (des späteren Königs von Dänemark, damaligen Erzbischofs von Bremen) zu Glückstadt, mit des Herzogs von Lüneburg Tochter, Sophia Amalia. Eine mächtige Pastete wurde aufgetragen, aus der zu aller Ergötzen der Hofzwerg Paul gestiefelt und gespornt, die Querpfeife blasend, hervortrat und auf der Tafel umher promenirte.

Digitized by Google

Nach den älteſten Rechnungen von 1611 und 1612 empfing Jürgen der Herrenfiſcher jährlich 1 ℔ 8 ß, zu Pulver und Blei um etliche Schwäne zu ſchießen. Für Auslagen bei der Zubereitung wurden Johann dem Paſtetenbäcker 3 ℔ vergütet, darunter 10 ß für "Twiſtegold" (Zwitſcher- oder Rauſchgold) Hans Berkentyn der Maler empfing 1 ℔ 8 ß "um de Swanen-Paſteiden anthoſtriken." — 100 Jahre ſpäter war alles koſtbarer geworden. Der Alſterfiſcher bekam 7 ℔ 8 ß, die Zubereitung koſtete 36 ℔.

Das war der einzige Gebrauch, den der Rath von den Alſterſchwänen machte, deren Haltung zu den Regalien gerechnet wurde. Ein Mandat von 1664 belehrt übrigens das Publikum, daß Schwäne nicht für wilde, ſondern für zahme Thiere zu achten, und gebietet, daß Niemand ſich unterſtehen ſoll die Schwäne zu beleidigen, geſchweige zu tödten. — Nur einmal ſcheint der Schwanenfang mißglückt geweſen zu ſein, denn es vertraten ſtattliche, prächtig ausſtaffirte calcutiſche Hähne die Stelle des Tafelaufſatzes.

Man würde nun der Eßfähigkeit der damaligen Rathsperſonen gewiß zuviel zumuthen, wenn man annehmen wollte, daß ſie allein dieſe coloſſalen Maſſen genoſſen hätten. Abgeſehen von den Hühner-Paſteten u. a. Gerichten, welche (wie bemerkt) in einzelne Häuſer geſchickt wurden, gab es in den benachbarten Zimmern noch verſchiedene ſ. g. Nebentiſche, die nicht nur mit dem Abhub der herrſchaftlichen Tafeln, ſondern mit eigenen durch das Herkommen genau beſtimmten und abgeſtuften Speiſen beſetzt wurden.

Von den halbſymboliſchen Speiſen des "Jungferntiſches im Roſenkranze" iſt ſchon oben geſprochen. Der ebenfalls im Vorbeigehen genannte Muſikantentiſch und der Schenkentiſch

Digitized by Google

daran der Rathsschenk den übrigen Rathhaus-Officianten und den Substitutschreibern (Cauzlisten) präsidirte, waren gleichartig besetzt mit Mandelmilch oder Potage, zweierlei Fischen, dreierlei Braten und Hühner-Pasteten, in 2 Gängen, nebst Butter, Käse, Krollkuchen und Obst als Nachtisch. Der Reitendediener-Tisch war weniger reich, sonst ähnlich besetzt. Die unter den Namen "Zapfer und Dustfeger"*) begriffenen Aufwärter und Zuträger genossen an ihrem Tische wieder etwas schmaler zugemessene Kost, darunter jedoch der Grapenbraten sowenig wie Butter, Käse, Obst und Krollkuchen fehlten. Die Thürwächter wurden auf ihren Posten regalirt; "das umlaufende Volk in der Küche" (das sich außerdem auch wohl selbst bediente) hatte ähnliche Anrechte. "Der so bei'm Wein sitzt" bekam einen ganzen Braten (Durst litt er gewiß nicht); dagegen "der so den Wein bringt" nur ein Huhn. Endlich heißt es: "die Bratenwenderjungen kriegen was abfällt."

VI. Getränke.

Leider fehlen über diesen wichtigen Punkt vollständige Nachweise. Das Hauptgetränk war natürlich der rheinische Wein, den der Rathskeller lieferte. Nur in den ersten Jahren kommt dieser Artikel in der Rechnung vor; hernach ist er von der Keller-Verwaltung separat gebucht worden. Im Jahre 1563 wurden berechnet: 62 Stübchen Wein, für die Tafel wie für die Küche. Die Rechnung von 1611 führt auf: für Bier 56 ℔ (etwa 8 Tonnen). Ferner wurden (außer 7 Stübchen Franzwein à 8 ß, vermuthlich zum Küchengebrauch) für beide herrschaftliche Tafeln und für den Musikanten-Tisch

*) Dustfeger (Dust d. h. Staub, leere Hülsen) waren unter den Mühlenherren stehende, in den Stadtmühlen gebrauchte Officianten.

Digitized by Google

berechnet: 99¾ Stübchen Rheinwein. Das Stübchen, bekanntlich 4 Quartierflaſchen enthaltend, koſtete damals nicht mehr als 1 ℔ 8 ß. (Anno 1565 nur 8 ß.) Es wurden mithin an beiden Tagen 399 große Flaſchen ausgetrunken; im Jahre 1612 wurden 8 Tonnen Bier zu 53 ℔ und 106 Stübchen oder 424 Flaſchen Rheinwein verbraucht. Nimmt man nun auf das, vermuthlich hauptſächlich für die Dienerſchaft beſtimmte Bier keine Rückſicht, und vertheilt man dieſe 424 Flaſchen Rheinwein auf die muthmaßliche Zahl der Rathsperſonen und Muſikanten an beiden Tagen, ſowie der Ehrengäſte am Matthiä-Abend, ſo ſtellt ſich heraus, daß jeder derſelben durchſchnittlich 5 Flaſchen getrunken hat, wozu in der That viel Talent und Uebung gehört.

Wenn nun auch hundert Jahre ſpäter in allen andern Hinſichten der Verbrauch bei den Raths-Convivien ſich mindeſtens verdreifacht hatte, ſo erſcheint es doch faſt unmöglich daß auch das Quantum des Weines in derſelben Weiſe zugenommen haben ſollte, weil man darnach jeder Perſon circa 15 Flaſchen hätte zumuthen müſſen. Es fehlt hierüber an Nachrichten, denn eine Jahr-Rechnung des Rathskellers führt nur an, daß zum Petri Convivio 1707 an Wein abgeholet ſei für 922 ℔ 9 ß, was allerdings auf bedeutende Maſſen ſchließen läßt. Bei einer ſo großen quantitativen Steigerung muß man annehmen, daß der Dienerſchaft ſtatt des Bieres, auch Wein verabreicht worden ſei, was allerdings glaublich iſt. Uberdies mag manche Flaſche, wenn ſie von dem "der beim Weine ſaß" abgeliefert war, die Herrentafel nicht erreicht haben, ſondern unterwegs einem Liebhaber in die Hände gefallen ſein. Darauf deutet auch der Entwurf einer beſſeren Ordnung für die aufwartende Dienerſchaft hin, welche den für die Herren beſtimmten Gaben Gottes allzu unbillig zugeſprochen hatte.

Digitized by Google

Qualitativ wird jedenfalls in den Zeiten nach 1612 ein steigender Luxus anzunehmen sein; beim Rheinwein allein dürften die Herren nicht geblieben sein. Der lebendige Verkehr mit Frankreich und mit den Ländern des Mittelmeers mag die damals so beliebten Burgundischen, Malaga-, Syracuser- und Cypern-Weine auch auf die reichbesetzten Tafeln der Petri- und Matthiä-Feste geliefert haben.

Daß in den späteren Jahren auch Caffee und Thee nach der Mahlzeit servirt wurde, ist schon erwähnt. Anno 1718 wurden 9 ℔ Caffee à 3 ℳ 8 ß und 1 ℔ Kaiserthee zu 12 ℳ 12 ß berechnet.

VII. Die Kosten.

In Betreff der Gesammtkosten besitzen wir nur über wenige Jahre genaue Abrechnungen, von welchen aber einzig die sechs ersten den Wein mit einbegreifen. Die Rechnung von 1563 giebt die Kosten auf 351 ℳ 2 ß 8 ₰ an. Es belehrt uns aber ein 1612 verfaßtes Memorial des Mühlenschreibers Georg Rose, daß bei der Einsetzung der acht Verordneten der Kämmerei, laut einer Vereinbarung derselben mit dem Rathe, künftig jährlich 300 ℳ aus der Stadt-Casse für die Gastmähler vergütet werden sollten; er fügt indeß bei, daß in den letzten Jahren erhebliche Mehrkosten sich gezeigt hätten, welche der wachsenden Theurung aller Lebensmittel zuzuschreiben wären. Er macht dann den vermuthlich auch gebilligten Vorschlag, diese Mehrkosten durch die Mühlenbrüche (Strafgelder) zu decken, und berechnet daß dieselben, welche zuvor in 100 Jahren zusammen kaum 2000 ℳ eingebracht hätten, seit der revidirten Mühlenordnung in den letzten Jahren schon auf 8500 ℳ gestiegen wären. Nach den verschiedenen Angaben stellen sich die Gesammtkosten also:

Digitized by Google

1563	incl. Wein:	351 ℔	2 ß	8 ₰
1568	desgl.:	300 „	— „	— „
1609	desgl.:	592 „	— „	— „
1610	desgl.:	584 „	— „	— „
1611	desgl.:	568 „	4 „	— „
1612	desgl.:	675 „	12 „	10 „

Nun fehlen die Angaben der folgenden 103 Jahre, während welcher Zeit sie sich vervierfacht hatten, denn spätere Rechnungen ergeben folgende Resultate:

1715	excl. Wein:	2839 ℔	9 ß
1718	desgl.:	2856 „	9 „
1724	desgl.:	3361 „	11 „

Daß Anno 1707 für 922 ℔ 9 ß Wein vertrunken worden, ist schon oben bemerkt, man kann also für die Jahre 1715, 1718 und 1724 circa 900 ℔ für Wein den Kosten beifügen.

Hieher gehören einige Verhandlungen zwischen dem Rathe und der Bürgerschaft. — In dem Anhange zum Receß von 1582 kommt folgender aus dem Plattdeutschen übersetzter Abschnitt vor, worin die Bürger, rügend und verfügend, sich also äußern:

"dieweil auch E. E. Rathes Collation unweit mehr kostet, als von ihm und den ersten Achtmännern vereinbart gewesen ist, und sich dies vielleicht daher verursachet, daß in etlicher Herren Häuser viele Speisen hingetragen werden, also, daß wenn die Herren essen, ihre Frauen auch Gastgebote halten; ferner daher, daß die Officierer und Diener, abgesehen von dem, was sie in deren Gegenwart verschlemmen, noch eine besondere Nach-Collation halten: so wird E. E. Rath befehlen und Aufsehen thun lassen, daß den Officierern und Dienern das grausame Schlemmen und die Nach-Collation möge verboten werden, welches E. E. Rathe eine Ehre, der

Digitized by Google

Cämmerei und dem gemeinen Gute aber eine Erſparniß bringen wird. Denn obwohl man dem Rathe die ehrliche Collation ganz gern gönnet, ſo iſt doch das überflüſſige Freſſen und Saufen der Diener, weder E. E. Rathe, viel weniger Gotte eine Ehre und ein Vergnügen. Deshalb wird begehrt, daß die Collation zur Zeit nicht mehr als 300 ℔ koſten ſolle, und wer mehr dazu ausgiebt, der mag es aus ſeinem Beutel bezahlen."

Bartels (Grundgeſetze, Nachtrag, S. 116) nennt mit Recht dieſe Beſchwerde kleinſtädtiſch und undelicat, bedauert aber, daß der damalige Rath nicht jeden Grund zu derſelben vermieden habe. Wir haben ſchon oben geſehen, daß dieſer Artikel nicht das geringſte an den gerügten Mißbräuchen änderte, ohne daß die ſtets wachſenden Mehrkoſten der Mühlenherr aus ſeinem Beutel bezahlt hätte.

Nachdem in der Vereinigung des Rathes mit den hundert Bürgern wegen des Honorars vom 6. October 1603, das Deputatgeld für die Petri-Mahlzeiten bis auf 400 ℔ erhöht worden war, beantragte ſchon im Convente vom 19. Februar 1615 Senatus in ſeiner 13ten Propoſition eine Erhöhung. Es heißt hier: "Erbgeſeſſene Bürgerſchaft wird ſich erinnern, daß zu der Collation, ſo altem Herkommen gemäß dieſer Stadt zu Ehren von E. E. Rathe jährlich uff Petri und Matthiä gehalten wird, 400 ℔ Lüb. verordnet iſt. Nun befindet ſich's aber, daß berührte Collation mit ſolchen 400 ℔ nicht ausgerichtet werden kann, (obſchon dabei mehr Mäßigkeit gebrauchet wird, als von Privatperſonen bei deren Gaſtereien geſchiehet) wie auch, daß Verordnete der Cämmerei dasjenige, ſo mehr draufgegangen iſt, zu bezahlen ſich beſchweren. Damit nun ſolche Collation alſo, wie ſich's mit Ehren gebühret, auch dieſer Stadt Reſpect erfordert, könne ausgerichtet werden, ohne daß Verordnete ſich

Digitized by Google

darüber zu beschweren brauchen, so zweifelt E. E. Rath nicht, daß erwähnte 400 ℔ in Erwägung zunehmender Theurung und andrer Umstände, etwa um 300 ℔ erhöhet und also 700 ℔ zu solcher Collation verordnet werden mögen." — Die Bürgerschaft resolvirte hierauf: "es werden statt der 400 ℔ zu E. E. Raths Collation hinfüro 600 ℔ gewilligt, und werden die Mühlenherren erinnert, alle unnöthigen und weitläuftigen Unkosten, womit doch dem Rathe gar nichts gedienet ist, zu verhüten." Mit dieser etwas beknappten Gewährung gab sich der Rath in der Replik zufrieden und ignorirte die den Mühlenherren gewordene Admonition.

Aber bald reichten auch die 600 ℔ nicht aus. Im Convente von 6. October 1621, kommt in der 16ten Senats-Proposition dieser Separat-Antrag vor:

"Da auch Anno 1615 ein Gewisses zu den Collationen auf Petri und Matthiä verordnet ist, man aber mit diesem Ordinario, wegen Verringerung des Geldes und Verhöhung der Victualien nunmehro, ungeachtet aller Ueberfluß verhütet wird, (wofür ganz keine Sorge nöthig) nicht zureichet, gleichwohl es unbillig wäre, wenn die Mühlenherren bei ihrer großen Mühwaltung, das was mehr spendirt werden muß, von dem Ihrigen bezahlen, oder deswegen die Collation einstellen müßten, welches Beides gar sehr verkleinerlich sein würde, — so versiehet sich E. E. Rath zur Erbgesessenen Bürgerschaft, dieselbe werde damit einig sein, daß dasjenige, was zum Behuf solcher uralten Zusammenkunft müsse nothwendig spendiret werden, allemal aus der Cämmerei, auf die von den Mühlenherren bei ihrem Eide übergebene Rechnung bezahlet werde." — Keinesweges waren die Bürger mit solcher unlimitirten Bewilligung einverstanden, indeß erhöhten sie doch das jährliche Deputat auf 900 ℔.

Digitized by Google

Um dieſe Feſtſetzung gegen etwanige Ueberſchreitungen ausdrücklich zu ſchützen, benutzten Anno 1633 die Bürger den Receß wegen des Raths-Honorars und -Eides, um darin folgende Stelle einzuſchalten:

"E. E. Rath will ok de jahrlike Collation up Petri und Matthiä alſo modereren, dat idt der Camerey erdräglik ſyn möge. Tho Dero Behof ſchall den Möhlenherren van der Camerey jahrliken vör Petri 300 Rthlr. in Specie, vermöge des Anno 1621 gemaketen Börger-ſchluttes, tho geſtellet werden, darvan ſe de ganze Collation an Eten und Drinken uthrehden ſchölen."

Noch kommt unter den Anträgen der aus Rathsherren, Oberalten und Kammerbürgern beſtehenden "Cameral-Deputation" zur Verbeſſerung des Finanzweſens, (vom September 1644) in dem Abſchnittte "von allerhand Menagirungen," dieſer gutgemeinte Auftrag vor:

"wie die Collation auf Petri beſtermaaßen möge eingeſchränkt und aller Unrath dabei abgeſchaffet werden, ſolches wird denen jetzigen Mühlenherren und der Kammer committiret."

In den detaillirten Rechnungen der obengedachten Jahre iſt alles genau ſpecificirt, die Koſten der Einkäufe, des Arbeitslohnes, des Küchen-Perſonals, der Feuerung, der Erleuchtung (z. B. 1724, 31 ℔ Wachslichter, 40 ℔ 10 ß), der Zuthaten aller Art; ferner kommen darin Miethegelder vor, für verſchiedenes von Händlern entlehntes Haus- und Tafel-Geräth: Gedecke, Gläſer, Schüſſeln, Wand- und Armleuchter, Zinn- und Silberzeug. Von letzterem beſaß zwar der Rath einen ziemlichen Vorrath an Kannen, Vaſen, Schüſſeln und Pocalen, darunter namentlich die ſ. g. Schrauben

Digitized by Google

und den Globus, imgleichen Paſteten-Formen, Präſentirbretter, Confectſchüſſeln u. ſ. w., welches Geſchirr in des Raths Silberkammer vom Schenken beaufſichtigt wurde; indeſſen erforderten die Convivien doch eine noch größere Menge.

Daneben führen die Rechnungen eine Anzahl regelmäßiger Gratiale und Biergelder an verſchiedene Perſonen auf. Die Raths-Muſikanten erhielten (wie erwähnt) 9 ℔. Die Gratiale der folgenden Perſonen waren in den Jahren 1715—1724 zu nachſtehenden Summen angewachſen. Der Raths-Koch, (einer der Reitendendiener, der vor ſeiner Anſtellung in Betreff ſeiner Kunſt von einigen Herren beſonders examinirt wurde) erhielt 36 ℔; der zweite Koch oder die Köchin 30 ℔; die "Silberſchmidt'ſche," welche das Zinn- und Silber-Geſchirr rein halten mußte, 7 ℔ 8 ß; die 12 Haus- oder Bürgermeiſter-Diener, welche noch 1612 mit ſeinem Markſtück = 1 ℔ 8 ß abgefunden waren, empfingen 15 ℔; der Obergeſell im Rathsweinkeller 3 ℔; jeder Thürhüter, deſſen Ehrlichkeit bewährt ſein mußte, 6 ℔; den ſ. g. Mattenknechten, d. h. den Müllern und ihren Leuten, "von wegen ihres von Alters her gehaltenen Nachtages," zum Biere 6 ℔ 8 ß; ein Douceur, welches wohl mit dem Schaffer-Amte ihrer Vorgeſetzen, der Mühlenherren zuſammenhängt. Das Factotum derſelben, der Mühlenſchreiber, erhielt für ſich und ſeine ebenſo raſtlos beſchäftigte Frau ein "verordnetes Trankgeld" von 3 Rthlr.; das Geſinde deſſelben 1 Rthlr.; die Hausfrau (Caſtellanin) im Eimbeck'ſchen Hauſe, 6 ℔, ihr Geſinde 1 ℔ 13 ß u. ſ. w.

Aus den älteren Rechnungen ergeben ſich noch folgende kleine characteriſtiſche Züge:

1611 verehrten die Rathsherren Erich Soltow und Johann Rodenborg zum Behuf der Matthiä Gaſterei, jener

4 Rebhühner, dieſer 2 Birkhühner, was der Rechnungsführer mit billiger Dankſagung anzunotiren, nicht verabſäumte.

In demſelben Jahre kaufte die Frau Mühlenſchreiberin, vermuthlich aus Speculation, 4 Wochen vor der Feſtzeit in Wandsbeck und Hamm, einige magere Lämmer, Hühner und Calcuten auf, um ſie ſelbſt zu mäſten. Sie hatte Unglück oder nudelte ſie allzu eifrig, denn es ſtarben ihrer mehrere noch vor der Ablieferung; gleichwohl paſſirten auch dieſe verlebten Geſchöpfe in der Rechnung ihres Gatten, der das curriculum vitae umſtändlich hinzufügte.

1612 ſchickte kurz vor den Convivien der Mühlenherr einen eigenen Boten, Carſten Kulenkamp, an ſeinen Correspondenten in Burtehude, Cord Elers, um die noch fehlenden dringend benöthigten Rebhühner aufzutreiben. Nur 7 Stück à 8½ ß wurden erlangt. Der Bote erhielt für Botenlohn, zweitägige Reiſe-, Zehr- und Fähr-Gelder in Summa 1 ℔ 15 ß, und zwar nur deshalb "ſo viel," weil man billig berückſichtigte, daß der arme Teufel zweimal mit großer Lebensgefahr (des "quaden" Wetters wegen) die Elbe überſchifft hatte.

Daß auch für möglichſten Comfort der pro patria thätigen Herren geſorgt war, ergiebt ein kleiner Poſten der Rechnung von 1611: für Erleuchtung der Hintertreppe auf der die Herren "herdal tho gahn pleggen in den Hof," — ſowie für eine "nye grote Lücht in demſulvigen Hofe," da die alte im Wirrwarr des erſten Feſtmahls geſtohlen worden war.

Auffallend bleibt es, daß dieſe Rathsmahlzeiten, nachdem ſie zuletzt im Jahre 1724 noch ſo glänzend gefeiert waren, hernach ohne alle erſichtliche Urſache unterblieben ſind. Kein legislativer Act hat ſie abgeſchafft, keine ſpätere mißliebige

Digitized by Google

Aeußerung abseiten der Bürgerschaft hat sie dem Rathe verleidet, nicht einmal ein allgemeiner Senatsbeschluß freiwilligen Verzichtes ist aufzufinden. Noch bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts erneuerten die Mühlenherren in jedem Januar ihre Anfrage: ob es Amplissimo Senatui gefällig sei die üblichen Convivien abzuhalten? Und regelmäßig beschließt der Senat: solche Feier für dies Mal auszusetzen. Vermuthlich waren es anfangs nur zufällige Gründe, die dawider sprachen; dann kam vielleicht bei einigen Herren persönliche Abneigung gegen so angreifende Festivitäten hinzu, bei anderen die staatsöconomische Rücksicht. Als aber erst eine Reihe von Jahren St. Petrus wie St. Matthias ungefeiert geblieben waren, da erachtete man ihre Wiedererweckung ohnedies nicht für zeitgemäß. In manchen Jahren wurde in dem desfallsigen Beschluß noch wohl ein ostensibler Grund für die davon in Kenntniß zu setzende Kämmerei angeführt, z. B. "wegen jetziger so beträcht- als gefährlicher Conjuncturen," — "der bösen Zeitläufte wegen," auch hinzugefügt "jedoch ohne Präjudiz für künftige Fälle." Zuletzt aber wird einfach beschlossen: "bewandten Umständen nach: quod non."

Es versteht sich von selbst, daß mit den Petri-Gastereien nicht zugleich alle amtlichen Mahlzeiten aufgehört haben. Solche von Stadtwegen veranstaltete Bankette zu Ehren fürstlicher Personen, durchreisender oder in besondrer Mission beglaubigter Staatsminister, fanden bis zur französischen Herrschaft nach wie vor in denselben Räumen mit größerem oder geringerem Luxus statt. — Das letzte in einem Stadt-Gebäude gegebene Staats-Diner war wohl dasjenige, welches bei Gelegenheit des dritten Säcular-Jubelfestes des Oberalten-Collegii, am 29. September 1828 in dem großen besonders dazu decorirten Saale des Stadthauses veranstaltet wurde. Auch dieser Act des schönen Bürgerfestes, welches mit allgemeinster

Digitized by Google

Theilnahme und mit begeisterter Liebe für unsre beglückende Verfassung gefeiert wurde, verlief in ungestörter Jubelfreude, nur daß zufällig für einige Theilnehmer die Tafel zu früh, nämlich noch vor beendigter Circulation der ausgesuchten Leckerbissen des Nachtisches, aufgehoben wurde.

---

37. Aus der Rathsstube.

(1690—1790.)

1. Eine Bürgermeisterwahl.

Als am 22. Juli 1690 für den verstorbenen Herrn Heinrich Meurer die Bürgermeisterwürde besetzt werden sollte, da war — so heißt es — Der Rathsherr Johann Dietrich Schaffshausen Dr. einer der drei Vorschlagsherren. Als er nun — so erzählt das Gerücht weiter — einen Herrn des Raths vorschlagen sollte, und befand, daß keiner der beiden Andern seine Person auf's Tapet gebracht hatte, da achtete er es für nöthig, diesem Mangel abzuhelfen. Er erklärte also: nach den beiden bereits vorgeschlagenen Herren, kenne er Niemanden so gründlich als sich selbst, deshalb wisse und vermöge er, kraft eben geleisteten Eides und nach gewissenhaftester Ueberzeugung, keinen tauglicheren Mann vorzuschlagen als seine eigene Wenigkeit. — Die Sprache gewissenhafter Ueberzeugung verfehlt selten ihre Wirkung. Er ist darnach mit in's Loos gekommen, und da das die Loose lenkende Geschick seiner Ansicht beipflichtete, richtig zum Bürgermeister erwählt worden.

Man darf dabei nicht unerwähnt lassen, daß er in der That ein ausgezeichneter Staatsmann gewesen ist, der sich

Digitized by Google

ſchon als Rathsherr bei manchen ſchwierigen Geſchäften und Geſandtſchaften, z. B. bei dem Congreß zu Nimwegen, und am Kaiſerlichen Hofe, ſehr rühmlich hervorgethan hatte. Gewiß auch hätte er ſich als der Tüchtigſte auf dem Bürgermeiſterſtuhle bewährt, wenn er gekonnt hätte. Aber ſeine Geſundheit wurde durch den regſten Amtseifer nicht minder als durch die damaligen odioſen Händel mit der Bürgerſchaft ſo aufgerieben, daß er bereits 1697, im 54ſten Lebensjahre, ſchleunigen Todes verſtarb "von Jedwedem höchlichſt bedauert wegen ſeiner vorzüglichen Qualitäten und Meriten."

Sein Sohn, der Secretarius Nic. Luc. Schaffshauſen Dr. hat nun freilich unabläſſig aus Leibeskräften dieſer Sage widerſprochen, und dagegen angeführt: ſein Herr Vater ſei zeitlebens ein gar zu modeſter Mann geweſen. Indeß es kann ſich doch mit der Beſcheidenheit im täglichen Leben wohl vertragen, daß ein Mann, der ſeine Collegen minder genau als ſich ſelbſt kennt und zu ſchätzen verſteht, um des geleiſteten Eides willen, die modeſten Rückſichten hintenanſetzen zu müſſen glaubt. Uebrigens iſt ja auch der Sohn gar nicht dabei geweſen.

Andre erzählen dieſelbe Geſchichte von Herrn Lic. Hinrich Dietrich Wieſe, vormals ſehr verdientem Secretarius E. Oberalten und in dieſer Eigenſchaft ein kräftiger Eintrachtſtifter zwiſchen Rath und Bürgerſchaft. Er war ſeit 1716 Senator und ſoll vier Jahre darauf ſich ſelbſt zum Bürgermeiſter vorgeſchlagen haben. Gewählt iſt er damals allerdings, aber, wie Schaffshauſen, auch ſchon nach ſieben Jahren, im 52ſten Lebensjahre geſtorben. — Seiner Tochter Cornelia iſt allemal, wenn die Zahl 7 in ihrem Alter vorkam, etwas Beſondres paſſirt: 7 Jahre alt verlor ſie den Vater; 17jährig heirathete ſie ihres Vaters Nachfolger, den ehrwürdigen 71jährigen Bürgermeiſter Ruland, der nach 7 Jahren

Digitized by Google

ſtarb; — 27 Jahre alt reichte die ſchöne Wittwe ihre Hand dem Nachfolger Rulands, dem Bürgermeiſter Conrad Widow, einem raſchen Wittwer von 57 Jahren; auch des zweiten Gatten beraubt, verſchwor ſie fernere Bürgermeiſter-Ehen, und beglückte dafür, im 37ſten Lebensjahre, den gleichalterigen Herrn von Hecht, Königl. Preuß. Geheimen-Rath und Geſandten hieſelbſt. In allen drei Ehen kinderlos geblieben, ſtarb ſie im 47ſten Jahre ihres Lebens.

II. Vom Tränklein.

Es wird erzählt, daß etwa um 1700 in den Rath ein Licentiat gekoren ſei, welchen man zuvor als einen der ärgſten Bekritteler aller Handlungen des Senats und als deſſen erklärten Widerſacher gekannt habe. Nicht minder heißt es, E. H. Rath habe ihn grade deshalb, um ſich ſeines ewigen Opponirens gründlich zu entledigen, in's Loos gebracht. Ein immer etwas mißliches und nicht allemal zu rechtfertigendes Mittel, welches freilich mitunter probat ſein mag, und in jenem Falle auch wirklich geholfen hat. Denn wunderbar genug vernahm man ſeit ſeinem Wahltage von dem Licentiaten kein Wort des Tadels mehr über das Verfahren des Senats, deſſen eifriger Lobredner er vielmehr wurde, ſo daß er ſogar die Dinge jetzt pries, die er vor wenigen Wochen noch verdammt hatte.

Seit dieſer Zeit — ſo ſagt man — begann es unter Juriſten und Kaufleuten, die etwa nach dem Rathsſtuhl ein heimlich und ſehnſüchtig Verlangen trugen, in Mode zu kommen, überall öffentlich als Gegner des Senats aufzutreten, wodurch ſie, wenn auch nicht gleich das Ziel ihrer Erwählung, doch mittlerweile den Nebenvortheil erreichten, daß ſie in den ſchönen Ruf bürgerlichen Freimuths und republikaniſcher Geſinnungstüchtigkeit kamen, ein Verfahren, welches ſchon viel

Digitized by Google

früher von Bernd Beseke, indessen damals erfolglos, versucht worden war. Da es jetzt zu glücken schien, so sagte man sprichwörtlich von einem allezeit fertigen Tadler des Senats: "er trachtet nach dem krausen Kragen," — "er segelt," — oder plattdeutsch: "he seilt up'n Rathsstohl los." Saßen solche Patrioten dann darin, so stimmten sie die Saiten ihrer Leyer flugs um, und fielen à tempo in das senatorische Concert ein.

Weil nun aber diese räthselhafte Sinnes-Umwandelung der jungen Rathsherren oft gar zu plötzlich eintrat, — nämlich nicht erst nach einigen Wochen genaueren Kennenlernens der rechtschaffenen und klugen Handlungsweise des Senats, sondern unmittelbar wie aus der Pistole geschossen stracks nach dem Wahltage, was bei einem sonst consequenten Manne schier unbegreiflich, — so suchte man sich dies durch eine wunderliche Sage zu erklären. Man meinte nämlich: daß jeder neugewählte Rathsherr, nach seiner Beeidigung von den Bürgermeistern in geheimer Conferenz besonders vorgenommen, und ihm daselbst unter allerlei seltsamen Ceremonien ein Tränklein eingenöthigt werde, welches sehr süß schmecke und glatt eingehe. Dies Tränklein habe dann die zauberhafte Wirkung, daß es dem neuen Rathsherrn urplötzlich seine etwanigen früheren Irrthümer völlig vergessen mache, und, nach Art der Philtra, in ihm sofort eine inbrünstige Liebe zu E. H. Rath und seinen neuen Collegen in vel de Senatu erwecke. Welches Mittel nie verabsäumt werde, auch nie fehlschlage.

Nach einer weniger märchenhaften Sage pflegten in Folge alten Brauches die Bürgermeister dem neuen Rathmann an seinem Ehrentage in vertrauter Stunde einige passende Worte zu sagen, um ihm seine neuen Pflichten, (wozu die Freundschaft zu den Collegen zu rechnen) an's freudig erregte Herz zu legen, und ihn zum Einstimmen in die Harmonie der Rathsstube zu vermahnen.

Digitized by Google

III. Vom Rathshabit.

Vormals, da alle Herren des Raths in jeder Sitzung in ihrer schönen ehrwürdigen Amtstracht erschienen, (welche sie überhaupt bei jeder obrigkeitlichen Handlung, auch bei feierlichen Privatacten, Taufen, Trauungen u. s. w. trugen) soll dieser "Habit" Veranlassung und Symbol des folgenden sehr zweckmäßigen Verfahrens gewesen sein.

War nämlich ein neuer Rathsherr gewählt und nach gehaltenem Kirchgange im Senate erschienen, so durfte er, grade so wie ein neues Mitglied des Cardinals-Consistorii in Rom, vorläufig noch nicht gleich mitstimmen und selbstthätig an den Staatsgeschäften theilnehmen. Er mußte vielmehr achtsam zuhören und aufmerken, wie's die älteren gewiegten Collegen machten im Referiren, Concludiren, Decretiren und solchen Dingen obrigkeitlichen Berufs die auch erst gelernt sein wollen. Zu thun hatte er sonst wenig, nur daß er, wenn draußen mit dem Hammer gegen die Rathsstubenthüre geklopft wurde, hinzutreten, die kleine Klappe in derselben öffnen, und vernehmen mußte, was hereinzureichen oder zu vermelden sei. Deshalb nannte man ihn als jüngsten auch "den Herrn bei der Klappe."

Während dieser ganzen Zeit des Horchens und Lernens durfte er seinen Habit nicht so tragen wie die andern Senatoren, sondern er mußte ihn mantelartig um die Schultern hängen, und die Arme bei Leibe nicht durch die Aermellöcher stecken. Dies war nämlich das Merkmal eines Herrn ohne Stimmrecht, wie denn die Syndiker und Secretarien, die auch ohne votum decisivum sind, nur einen schönen Mantel ohne Aermel haben, und vormals nur bei der Leichenbestattung eines Collegen der Ehre genossen, zu mehrerer Tröstung des gebeugten Gemüthes den senatorischen Ornat zu tragen.

Digitized by Google

Wenn nun der präſidirende Herr Bürgermeiſter, — der den neuen Herrn als ſtimmloſen Auditor ſitzen laſſen konnte ſo lange er wollte, — vermeinte, daß Wohlderſelbe ſich gut applicire, ſo ſchloß er ihm mit einer gewiſſen Ceremonie den Mund auf, wie in etwas andrer Weiſe der Pabſt dem jungen Cardinal dies thut. Magnificus Dominus Consul Präses ſagten nämlich eines ſchönen Morgens in voller Verſammlung zu ihm nichts weiter als dieſe inhaltſchweren Worte: "in Gottes Namen Herr N. N., Sie mögen gefälligſt die Arme durchſtecken;" und dann fuhr der junge Senator hurtig mit beiden Armen durch die Aermellöcher in's Freie, votirte friſch und war von jetzt an erſt ein wirklicher Rathsherr.

Wie's jetzt damit gehalten wird, da die Rathstracht nur noch bei ſeltenen feierlichen Gelegenheiten getragen wird, — wer kann das wiſſen?

IV. Menagirungen.

In erſter Hälfte des vorigen Jahrhunderts war in Hamburg ein großer Mißbrauch eingeriſſen mit allerlei an ſich löblichen Dingen der Höflichkeit, z. B. bei Geburts- und Sterbefällen, wobei an Trinkgeldern und Trauerkleidern ein unmäßiger Luxus getrieben wurde. Alle geſetzlichen Ermahnungen zur Beſchränkung der Pracht und Ueppigkeit hatten ſich als erfolglos erwieſen. Da faßte unſer Rath den preislichen Entſchluß, durch thunlichſtes eigenes Menagement auch in dieſer Hinſicht den Mitbürgern voranzugehen und ein gutes Exempel zu geben.

Es vereinigten ſich alſo ſämmtliche Mitglieder des Senats, vom älteſten Bürgermeiſter bis zum jüngſten Secretarius, feierlichſt dahin: daß ſie künftig nur bei ihren Geſchwiſtern, ſonſt aber weder unter ſich noch bei irgend Jemandem "die

Digitized by Google

Visite im Wochenbette ablegen und den sogenannten Umhang schütten wollten."*) Später wurde diese Strenge noch durch eine Ausnahme gemildert, für den Fall, daß man zu Gevatter gebeten sei und der vorherigen Begrüßung der Kindsmutter sich nicht entlegen könne. Solche Menagirung soll damals das leidige Umhangschütten zum Entsetzen der Wartsfrauen auf einige Zeit sehr in Abgang gebracht haben.

Nicht minder nützlich zeigte sich E. H. Raths Menagement in Betreff des Luxus der Trauerkleidung. Nicht sonder Betrübniß hatte Er wahrgenommen, daß die Bürger bei Todesfällen in ihrer Vetter- oder Schwägerschaft den unnützen Prunk so weit getrieben, daß sie sogar ihr Gesinde in Trauer kleideten, alles Geräth bis auf die Thürklopfer schwarz umwickelten, ja sogar die Wassereimer schwarz anpinseln ließen. Hierin suchten sie fälschlich eine sonderbare Ehre, deren schwere Kosten den Unvermögenden unter ihnen oft unerschwinglich waren und sie in Schulden vertieften. Um nun abermals auch in diesem Betreff dem Publikum durch löbliches Exempel voranzuschreiten, verbanden sich die Mitglieder des Raths dahin, daß sie nur einzig bei den Todesfällen ihrer allernächsten Blutsverwandten den Dienstboten einfache Trauerkleidung geben wollten. Zu diesen Allernächsten gehörten: Gattinnen, Eltern, Groß- und Schwiegereltern, Kinder und Enkel, — letztere nur wenn sie über 14 Jahre alt waren. Noch eine Ausnahme gestattete man: wenn man des verstorbenen Verwandten wirklicher Erbe.

*) Diese Höflichkeitsbezeugung nannte man damals im gewöhnlichen Leben allgemein "Kindertreck," vom plattdeutschen "trecken" für ziehen. Es sollte damit das Getrecke, das Hinziehen zur Besichtigung des neugeborenen Kindes angedeutet werden. — Richey, Hamb. Idioticon, S. 312.

v. Vom Blumenbouquet.

Faſt noch mehr als jetzt war im vorigen Jahrhundert beſtändig von Erſparungen im Staatshaushalte wegen zunehmenden "Kammerbedrucks" die Rede. Der Menagirungen war kein Ende, und mit überflüſſigem Prunk wurde auch manch guter alter Gebrauch abgeſchafft.

Unter den Luxusartikeln hieſiger Stadtregierung war einer, der ſich vielleicht wegen ſeiner Lieblichkeit und unſchuldigen Kleinheit viele Jahre hindurch allen Beknappungsgelüſten der Kammer entzogen hatte. Es war nämlich ſeit unvordenklicher Zeit Gebrauch, vom erſten Frühling bis zum ſpäten Herbſt die Rathsſtube ſtets mit einem Bouquet duftender Blumen geſchmückt zu erhalten. Die Kammerbürger, die ſolche Augenweide des Senats zu bezahlen hatten, glaubten nicht unbillig ſich ſelbſt eine gleiche harmloſe Luſtbarkeit auf Staatskoſten gönnen zu dürfen; worauf auch die Herren und Bürger der Zollſtube derſelben Ergötzung theilhaftig wurden. Somit koſteten dieſe üblichen Bouquets jährlich 140 ℔, was indeſſen doch einem Hamburgiſchen Aerario, ſelbſt im Zuſtande des Bedruckes, nicht allzu läſtig fallen kann.

Nun ſoll in den 1780ger Jahren einer der Kammerbürger einen förmlichen Widerwillen gegen allen und jeden Blumenduft gehabt haben, und faſt ohnmächtig geworden ſein, wenn er zufällig hat eine Roſe riechen müſſen. Der Mann erklärte alsbald den Blumenbouquets in der Kammer den Krieg, und brachte ſie hier wie beim Zollen in Mißcredit. Weil nun aber die Kammer der Rathſtube den alten Beſitz auch nicht länger gönnte, ſo wurde flugs aus dem Poſten für Blumen ein Gegenſtand nothwendiger Menagirung gemacht, und einmal wieder am verkehrten Ende geſpart um anderswo — genug davon. Kurzum, die gute alte Sitte wurde abgeſchafft. Die Silberkanne, welche ſo mancher Stadtvater

Digitized by Google

unterm Verhandeln zur Hand genommen, um Auge und Naſe an dem duftigen Inhalt zu erfreuen, blieb fortan leer, Florens anmuthige Kinder verſchwanden aus dem Seſſionszimmer E. H. Raths. Daß mit ihnen auch viele ſchöne und milde Regungen aus den ernſten Verhandlungen gewichen ſeien, das will ich aber gewiß nicht geſagt haben.

---

38. Eine Domina des St. Johannis Kloſters.

(1700.)

Wie lag doch das Johanniskloſter urſprünglich ſo friedlich und ſtill in ſeinem Winkel am Alſterufer zu Ende der Stadt, geſchieden von deren lautem Treiben durch die hohen Mauern ſeiner Kirche, dahinter ſich die Bogengänge und Zellen des Kloſters bargen. Und ſelbſt ſpäter, als es bei Erweiterung der Stadt faſt in deren Mitte zu liegen kam, blieb ihm ja die ſchützende Kirche, während ſeine Flanken gedeckt waren einerſeits durch das Muſen-Revier der gelehrten Schulen, andrerſeits durch die Kloſterſchreiberei und einige (frommen Wittwen oder tonloſen Rathsmuſikanten außer Dienſt eingeräumten) Freiwohnungen, neben welchen ein unheimlicher Weg zum alten Küterhauſe hinabging über die Seufzerbrücke unzähligen Schlachtviehs.

Dieſe Localitäten ſind zwar erſt vor wenigen Jahren verſchwunden, aber ſchon wird's einem Liebhaber der alten Stadt ſchwer, ſich in ihre Einzelheiten hineinzudenken, ſo gründlich geſchah die Umwandlung. Auch iſt das Innere des Kloſters nicht vielen Hamburgern bekannt geweſen, obſchon ſeine Höfe, Hallen und Gänge ſtets offen ſtanden, und Tauſende täglich vorübergingen. Außer einigen Brüdern, Schwägern

Digitized by Google

und Curatoren der drinnen wohnenden Kloſterſchweſtern, betraten vom männlichen Geſchlecht wohl nur neugierige Knaben, etwa die Genoſſen der Kloſterſchreiberſöhne, dies dem Frieden geweihte Quartier.

Die Ciſterzienſernonnen der alten Abtei Frauenthal zu Harveſtehude hatten nur ungern die Reformation angenommen, worauf ihre Stiftsgebäude unter den ſchönen Eichen recht unnöthigerweiſe zerſtört wurden. Ein reicher Landbeſitz verblieb der in eine freiweltliche Verſorgungsanſtalt für Bürgerstöchter umgewandelten Stiftung, deren durch kein Gelübde gebundene Conventualinnen das von den Mönchen geräumte Dominicanerkloſter St. Johannis zum Wohnſitz überwieſen wurde. In demſelben führten ſie ſodann ihr beſchauliches Daſein, bis ſie vor einigen Jahren in das neue Prachtgebäude am Deichthorwall überſiedelten, von deſſen Höhe ſie eines ſchönen Einblicks in die weite weite Welt und auf den raſtloſen Verkehr der Eiſenbahn genießen. Hätten ſie auch bis dahin den geiſtlichen Orden noch beibehalten, hier würden ſie ſich ſicher zur weltlichen Verfaſſung entſchloſſen haben.

Wie anders war vormals ihre Reſidenz! Vorn an der Straße, die nach dem breiten Giebel der Kirche benannt war, führte ein Thorweg unter der Kloſterſchreiber-Wohnung in den Vorhof des Stiftes, wo aus den grünen Zweigen alter Linden Morgens und Abends ein heller Vogelgeſang ertönte. Alle untern Räume waren unbewohnt, theils leer, theils als Magazine benutzt. Die Kellergewölbe betrat man nie ohne einige heilige Schauer. Da zeigte man eine Niſche, von der es hieß: hier ſeien vormals die von ihrem Gelübde abgeirrten armen Nonnen lebendig eingemauert, eine jungproteſtantiſche Sage, die nur in Bezug auf verbrecheriſche Mönche wahr ſein könnte, wenn ſolche Strafe hier überall vorgekommen iſt. — In einem andern Keller befand ſich vormals ein

Digitized by Google

ungeheurer Ofen, zu welchem verſchiedene Röhren (Pfeifen oder Piepen) gingen. Bei'm Volke hieß er der Piep-Aven, und galt als eine gräßliche Marteranſtalt des Pabſtthums für Ketzer, welche in der Qual des Siedens herzzerreißend gepiept haben ſollten. Gleichwohl hat ſelbiger Ofen nur barmherzigen Zwecken gedient, nämlich als Hauptapparat der Badſtube, welche die Mönche zur Heilung oder Vorbeugung des orientaliſchen Ausſatzes unterhielten. — An einer dritten Stelle ſah man die Spur eines unterirdiſchen Ganges, der zur Bequemlichkeit der Mönche nach dem Rathskeller geführt haben ſoll, ſpäter aber verſchüttet wurde, weil man den Conventualinnen doch keine Benutzung deſſelben zutrauen durfte.

Vom Vorhofe aus gelangte man in eine große Halle (das vormalige Refectorium) und durch dieſelbe, in das obere Geſchoß. Hier war ein kleines Labyrinth von Haupt- und Nebengängen; des einſamen Wanderer's Fußtritt auf den rothen Ziegelſteinen oder grünen Fliesen, tönte von den hohen Deckengewölben zurück. Zur Seite lagen die nur zum Theil bewohnten (und bewohnbaren) Zellen. Wie ſie innerlich ausſahen, das wiſſen nur Wenige, erwähnte Curatoren ausgenommen, denn Mannsbilder kamen, nach der Natur der Verhältniſſe und laut Hausordnung, nur ausnahmsweiſe hinein. Wahrſcheinlich aber waren die drei Räume jeder Jungfer Conventualin: Küche, Wohnſtube und Schlafkammer, unbeſchreiblich ſauber, nett, hell und freundlich, aber ſehr ſtill. Die Oberin des Kloſters, die ehrwürdige Jungfrau Domina, bewohnte eine ganze Folge ſchöner Zimmer, welche die Behörde ſtets nach herrſchendem Zeitgeſchmack in gutem Stande erhielt. Eine Reihe der Zellen ſah auf den zweiten, den innern Hof, der ſich Vormittags, wenn keine Ferien waren, belebt genug zeigte: es war der ſ. g. Claſſenhof des Johanneums, zu deſſen Schulſtuben die untern Kreuzgewölbe dieſes Kloſtertheils ein-

Digitized by Google

gerichtet waren. Da konnten die guten Conventualinnen, hinter ihren Blumentöpfen und Vogelbauern versteckt, sich manch' kecken Streiches der übermüthigen Jugend erfreuen, oder auch, wenn zur Winterszeit die Schneebälle bis gegen ihre Fenster flogen, recht sehr betrüben. — Eine andere Reihe Zellen blickte auf den dritten, den innersten Hof; der war gänzlich still und todt, ein rechter Klosterzwinger, einzig einladend zur Einkehr in sich selbst für solche Gemüther, die sich aus dem Gefühl des ihnen feindlich gewesenen Lebens nicht sonder tiefe Wunden zurückgezogen hatten. — Einige Wohnungen auf der Hintenseite des Gebäudes blickten hinaus auf die s. g. kleine Alster, in gleicher Lage mit einem hohen Bogenfenster am Ende des Corridors, wo in der Mauernische zwei alte Steinsitze zum Ausschauen angebracht waren. Der breite Spiegel des Alsterbeckens, eingefaßt von den Hinterhäusern der anstoßenden Gassen, und stets lebendig bewegt vom rauschenden Strom der nahen Wassermühlen, bot das anmuthige Bild eines städtischen Stillelebens dar. Fast bis zum ländlichen Character steigerte sich die Lieblichkeit des Gemäldes, wenn man weiter links blickte, und die vom Altenwall aus in das Bassin hineinragende Halbinsel in's Auge faßte. Hier war der Garten der Domina, mit einem Lusthäuschen unter mannigfaltigen Blumen und Gebüschen, woran ihr Bleichplatz stieß, eine grüne Rasenfläche, deren Benutzung sie auch den Schwestern Conventualinnen für deren Wäsche gern zu gönnen pflegte.

Fürwahr dies Asyl für die guten Klosterjungfern, (wenn man auch nicht alle als Flüchtlinge aus dem Kampfe mit der Welt sich denken will) war sehr passend gelegen, und bot ihnen des Guten und Trauten viel. Da konnten sie geruhsam ihre Tage verleben; das Kloster schützte sie vor Sorgen, gab ihnen sogar, wenn sie nebenbei nur etwas Vermögen besaßen, die

Digitized by Google

Mittel zum gemächlichen Wohlsein. Der Staat ehrte sie vielfach, auch durch Befreiung von allen directen Abgaben; ja im Mai 1680, als sie sich wider die Bier-Accise sträubten, gestattete ihnen der rücksichtsvolle Senat gar gern, "weil doch etliche Klosterjungfern unpaß, die accisefreie Einnehmung von Rummeldeuß", wie man damals eine nicht sehr starke Biersorte nannte, welcher einige Säure nicht abzusprechen war. Was will man mehr?

Die ehrwürdige Jungfrau Domina führte nicht nur den Commandostab in den innern häuslichen Angelegenheiten der schwesterlichen Congregation, sondern sie besaß auch verfassungsmäßig an dem ganzen stiftischen Regiment und der Hoheit über das Landgebiet ihren bedeutenden Antheil. Da sie nun auch in Klostersachen keines männlichen Curatoris bedurfte, so ist es klar, daß sie von allen weiblichen Wesen in Hamburg die hervorragendste, die höchstberechtigtste war. Daher auch die ihrer Dignität entsprechenden Rangesvorzüge, sowohl bei lebendigem Leibe als todt, denn der Leiche einer Domina gebühren schier bürgermeisterliche Ehren, ein violetter Sammet-Sarg mit silbernen Tressen und Frangen auf silbernen Löwenklauen-Füßen, — oft genug ein Gegenstand des blassen Neides der minder bevorzugten Sterblichen. Freilich, der feine Titul Abtissin, welcher der Vorsteherin der Cisterzienserinnen zu Harvestehude gebührt hatte, den auch noch die ersten protestantischen Oberinnen Cäcilie von Oldensen und Gesa Wygers mit herübergenommen hatten, der durfte jedenfalls nach der endgültigen Klosterverfassung von 1580 nicht mehr geführt werden. Aber seitdem hatte auch hundert Jahre lang jede Domina mit diesem melodisch klingenden und eine gebietende Herrin bedeutenden Amtsnamen sich gerne begnügt, hatte in Frieden und Freuden ihrer Beneficien und Vorrechte genossen, und kein Trachten nach noch höheren Dingen sich beikommen lassen.

Digitized by Google

Seitdem im Jahre 1670 die Domina Magdalena Drop das Zeitliche gesegnet, besaß Margaretha Elebeck diese Würde und das Prädicat einer ehrwürdigen Jungfrau. Sie entstammte dem alten vermuthlich mit ihr erloschenen Geschlechte der Elebeke, deren zwei um 1400 im Rathe gesessen haben. Ein thätiger energischer Character ist dieser Dame nicht abzusprechen, wie der Erfolg zeigen wird. Sie handhabte die Hausordnung rechtschaffen, und durch ihren Einfluß fuhr bald in Klosterschwestern wie Officialen ein neuer Geist respectsvollster Pflichterfüllung. Die stiftischen Privilegien schützte sie vor jeder Verringerung kräftiger als einer der Schirmherren, und die erwähnte Erringung der Rummeldeuß-Exemtion war lediglich ihr Verdienst. Daß sie daneben mit unbeugsamer Strenge ihre eigenen verfassungsmäßigen Rechte ungeschmälert aufrechtzuerhalten strebte, kann man nur loben; man weiß ja, daß die Männer beständig darnach trachten, die armen Frauen zu unterdrücken, und das bischen Herrschaft dessen sie sich noch erfreuen, ihren zarten Händen schonungslos zu entwinden. Weniger zu preisen ist es aber, daß diese ehrwürdige Jungfrau sich beifallen ließ, ihr Regiment über die Gebühr zu erweitern, und gewissermaaßen eine Art Souverainität sich zu erobern. Fast will es uns bedünken, als ob ihr Englands große Regentin, die Königin Elisabeth, als nachahmungswerthes Beispiel vorgeschwebt habe; so oder ähnlich dazustehen wie diese, so mächtig und unbeschränkt, (sogar noch freier, nämlich ohne Esser'sche und Leicester'sche Rosenfesseln) das mag ihr angestanden haben. Jedenfalls erschien es dem kräftigen Geiste dieser kühnen Jungfrau keineswegs als ein Phantasiegebilde: die Machtvollkommenheit einer reichsfreien Abtissin gleich der zu Quedlinburg u. a. O. zu erstreben, mithin nicht nur im Hamburgischen Gemeinwesen die Unmittelbarkeit zu erringen, sondern selbst bis zur Reichsstandschaft

Digitized by Google

vorzudringen. Als Anfangspunkt für dieſen Sonnenflug betrachtete ſie das Verhältniß ihrer Quaſi-Vorweſerin, der katholiſchen Abbatiſſin zu Harveſtehude, die jedoch niemals ſolcher Hoheit ſich erfreut hat.

Merkwürdig iſt dabei, daß ſie damals, als ſie für Verwirklichung dieſer Pläne am thätigſten war, keineswegs in rüſtiger Jugend, ſondern bereits im hohen Alter ſich befand, denn da ſie ſchwerlich jünger als 40jährig zum Dominat gelangt war, den ſie nun ſchon 30 Jahre lang bekleidete, ſo muß ſie mindeſtens eine Siebenzigerin geweſen ſein, als ſie (1699 und 1700) nicht nur den Kloſter-Patronen und Vorſtehern das Leben ſchwer machte, ſondern auch furchtlos mit dem ſchweren Geſchütz des Artillerie-Departements anband, gegen Verfaſſung und Receſſe ſich auflehnte, und ſelbſt von der vereinigten Macht des Rathes und der Bürgerſchaft kaum beſiegt werden konnte.

Als im October 1699 der Kloſterbürger Kronenburg geſtorben war, da achtete ſie die Gelegenheit günſtig, um mit ihrem Machterweiterungs-Project vorzugehen. Tags nach des Seligen Tode ernannte ſie ohne Weiteres den Oberalten Albert Kohlbrand zu dieſem Vorſteheramte, deſſen Beſetzung doch geſetzlich ebenſowohl den beiden älteſten Bürgermeiſtern als Patronen und neben der Domina auch dem überlebenden Vorſteher zuſtand. Als die Bürgermeiſter dieſer ganz verkehrten Neuerung mit allem Glimpf widerſprachen, da reproteſtirte die Domina in ſchier empfindlichen Terminis, und beharrte dabei, daß ſie als Abtiſſin, gemeinhin Domina, das Recht der eigenen Köre ihres bürgerlichen Beiraths exerciren müſſe. Natürlich weigerten ſich gedachte Herren, den von ihr gewählten Beirath anzuerkennen, der ſonach ſein Amt nicht antreten durfte; aber die ordentliche Wahl konnte ebenſo wenig geſchehen, da die Domina ihre vorſchriftsmäßige Con-

Digitized by Google

currenz hartnäckig verweigerte. Als bezüglich dieſer Händel die ehrliche Jungfrau Beiſitzerin einmal ſchüchtern der Oberin einige Nachgiebigkeit zu empfehlen wagte, da entſetzte ſie dieſelbe auf der Stelle ihres lange genoſſenen einträglichen Poſtens, und ernannte an deren Statt eine ihr blind untergebene Demoiſelle.

Ueber dieſe Dinge ſchwebten noch Verhandlungen hin und her, als (am 20. October 1700) die Herren und Bürger des Artillerie-Departements den grade leeren Raum im Erdgeſchoß des Kloſters beaugenſcheinigen wollten, der ſeit mehr als 100 Jahren als Magazin für Kanonen und andere Utenſilien des Zeugweſens benutzt wurde. Zu ihrer Verwunderung befinden ſie, daß ein neues Schloß davor liegt, zu dem ihr Schlüſſel nicht paſſen will. Sie laſſen den Kloſterſchreiber befragen, der ſie an ſeine Domina verweiſet. Als ſie bei derſelben mit aller Politeſſe um Erklärung und den neuen Schlüſſel erſuchen, da weigert ſelbige Beides mit dem "ſo irrigen als temerairen Bedeuten": jener Raum, unter des Kloſters Dach und Fach belegen, gehöre zu ihrer alleinigen Competenz; ſie wolle aber keine Artillerie in ihrem Territorio dulden, weshalb ſie den Raum nicht aufſchließen werde und wenn ſelbſt E. H. Rath in pleno davor ſtünde und hinein trachte! Hierorts führe ſie den Commando-Stab, ſonſt Niemand, darum riethe ſie, die Herren und Bürger möchten ſich nur förderſamſt von hinnen begeben! In der That blieb den Herren und Bürgern, nachdem ſie eine volle Stunde lang vor der verſchloſſenen Thüre ihres Magazins vergeblich geharret, nichts anderes übrig, als das Feld zu räumen. Sie mußten derowegen nach dem Willen der geſtrengen Domina, zur höchſten Verkleinerung ihrer Amtswürde wie zur Beſchimpfung E. H. Raths und der Bürgerſchaft, vor den Augen der zuſammengelaufenen gaffenden Menſchen, salva venia mit

Digitized by Google

langer Naſe abziehen. Als dann der Rath der Domina die behufigen Befehle beilegte, da blieb ſie bei ihrer Weigerung und verachtete ihre Obrigkeit gänzlich. E. H. Rath hielt es nun ſowohl aus angeſtammter Schonung gegen das weibliche Geſchlecht, als auch zur Vermeidung noch größeren und ärgerlicheren Aufſehens, nicht für rathſam, ſofort mit Waffengewalt gegen die obſtinate Dame einzuſchreiten, und verhoffte ſie werde wohl mit der Zeit von ihrer unerhörten Prätenſion in Güte zu diſſuadiren ſein.

Statt aber den Vernunftgründen ihr Ohr zu neigen, ſchritt die ehrwürdige Jungfrau nur noch weiter aus, um zum Ziele ihrer Souverainitäts-Gelüſte zu gelangen. Es war eine Art Staatsſtreich, den ſie zunächſt im Schilde führte. Sie trachtete nach dem Beſitz der Privilegien u. a. Documente, welche in der ſ. g. Kloſterlade aufbewahrt wurden. Vom Vorſteher Schulte forderte ſie die Schlüſſel, und als er ſich weigerte, bedrohte ſie ihn mit Abſetzung und äußerte, ſie werde die Lade aufbrechen nnd bald völlig ihre Macht ſpüren laſſen. Durch den erſten Patron erfuhr der Rath augenblicklich dieſe gefährliche Intention. Er verſah ſich von ſolchem Beginnen nichts Gutes, und fürchtete mit Recht, die Domina werde ſich der ihr günſtig ſcheinenden Documente mißbräuchlich bedienen, die ihr ungünſtigen vernichten, und die übrigen Urkunden und Arcana, von deren Werth ſie als Frauenzimmer keinen Begriff habe, zur allerhöchſten Gefährdung der Stadthoheit, verſchleudern oder in die unrechten Hände ſpielen. Deshalb ließ er augenblicklich der Kloſterlade das Staatsſiegel anlegen. Weil jedoch nach ſo vielen Gewaltthätigkeiten der Domina zu beſorgen ſtand, daß ſie die Verſiegelung nicht reſpectiren werde, ſo ließ der Rath gleich darauf, ob periculum in mora und kraft ſeiner heiligen Amtspflichten, durch den Prätor die ganze Lade aus dem Kloſter entführen und

Digitized by Google

ad sequestrum auf die ſ. g. Thereſe (das Stadt-Archiv) bringen "bis etwa die Domina eines Beſſern ſich begriffen habe und zur Raiſon gebracht ſein werde." Ueber dies Prävenire des Raths höchlich aufgebracht, ſchickte ſie ſich nun an, beim Kaiſer Klage zu erheben, (und bei dieſer Gelegenheit alle ihre Hoheitsanſprüche anerkennen zu laſſen) was ſie durch Notarien und Zeugen dem Senate notificiren ließ.

Der Rath durfte nun doch nicht ſäumen, ſich für alle Fälle des vollen Einverſtändniſſes der Bürgerſchaft zu verſichern. In dem Convente vom 25. Nov. 1700, legte er derſelben den ganzen Stand der Dinge vor. Er wieß dabei nach, wie die "ebenſo irrigen als temerairen" Hoheitsgelüſte der Domina nicht länger zu dulden ſeien, da ſie alles rechtlichen Fundamentes entbehrten. Denn wenn dieſelbe ſich auch auf Art. 17 des Receſſes von 1483 ſteife, ſo ſei doch unzweifelhaft, daß dieſer Artikel lediglich "von den Rechten der Abbatiſſin von Harveſtehude rede, zur Zeit des damals noch im Schwange gehenden finſtern Pabſtthums," mithin ſeit der Reformation gänzlich geltungslos ſei. Seit "das helle Licht des Evangelii in unſerer guten Stadt zu leuchten begonnen," ſei das Kloſterweſen gründlichſt reformirt, und die jetzige Verfaſſung des Johanniſſtiftes kraft Rath- und Bürgerſchluſſes von 1580 feſtgeſetzt, auch ſolchergeſtalt in den Receſſen von 1619 und 1621 beſtätigt. Es ſei daher ſonnenklar: "daß der nunmehro von der Domina intendirte Krummſtab allbereits zur Reformationszeit zerbrochen und gegenwärtig völlig verrottet wäre, mithin daß das von ihr prätendirte Prädicat Abtiſſin und die daran hangenden Einbildungen von Herrſchaftsgewalt und Machtvollkommenheit vor eitel ſüße Träume zu achten ſeien."

Die Bürgerſchaft ging auf des Senats Gedanken ein, billigte ſeine fürſorglichen Maaßregeln und reſolvirte: daß die

Digitized by Google

Domina den Schlüssel zum Artillerie-Magazin unverweilt ausliefern, und bei Verlust aller ihrer Beneficien der anmaaßlichen Appellation an kaiserliche Majestät sich begeben müßte. Sodann sollte eine gütliche Beilegung des Zwistes versucht werden, und wenn kein Erfolg zu erzielen, so dürfte vor einem Endbescheid "annoch die Domina mit ihrer rechtlichen Nothdurft zu hören sein."

Das war ein harter Schlag für diese. Die Auslieferung des Schlüssels ließ sie durch den Klosterschreiber bewerkstelligen. Sonst ist sie ihrem "so irrigen als temerairen" Vorhaben getreu geblieben. Zur gütlichen Beilegung hat sie keinen Schritt gethan, ihren "süßen Träumen von Krummstab und Abtissin" hat sie hienieden nicht entsagt, und deshalb auch auf die Appellation nicht verzichtet. Der Tod aber überhob den Senat der Nothwendigkeit, sie mittelst Entziehung ihrer Beneficien dazu anzuhalten. Die vielfachen Alterationen hatten die Gesundheit der kraftvollen Matrone untergraben, drei Monate nach jenem Rath- und Bürgerschlusse verstarb sie am 27. Februar 1701.

Nun ließ sich alles schnell und gut ordnen. Der noch nicht anerkannte Klosterbürger Kohlbrand wurde in legaler Wahlhandlung am 2. April rite gewählt, und am 5. April eine neue Domina erkoren, zu welcher man zweifelsohne die friedfertigste unter den Conventualinnen, ein rechtes Musterbild von Demuth und Milde, ausgesucht hat: die ehrwürdige Jungfrau Anna Oldehorst.

Digitized by Google

39. Eybert Bruß und sein Verdruß.

(1733.)

Im September 1733 feierte der Paſtor Geismer in Billwärder an der Bille ſeine Hochzeit durch ein großes Gaſtgebot, welchem viele Standesperſonen aus Hamburg nebſt ihren Eheliebſten beiwohnten.

Schon vor dem Beginn der Mahlzeit bemerkte man, daß einer der Gäſte, der Kaufmann Eybert Bruß, gar übel aufgeräumt war. Bei der Suppe brachte derſelbe allerhand verfängliche Materien über öffentliche Angelegenheiten, neben vielen perſönlichen Sticheleien, auf's Tapet, wobei die ernſthafte Miene des Herrn Syndici Klefeker immer finſterer ſich umwölkte. Endlich coupirte dieſer Herr den Faden des anzüglichen Schwätzers, und fädelte mit dem dichteriſchen Herrn Senator Brockes ein anderes, dem Hochzeitmahle angemeſſeneres Thema der Unterhaltung ein, worin ihn Herr Dr. Seitz, Herr Lic. Rentzel, Herr Bürger-Capitain Geismer und andere Ehrenmänner ſo geſchickt wie laut unterſtützten.

Eybert Bruß aß ſeine Verdrießlichkeit hinunter, ſpülte auch viel Weines hinterdrein, aber zu viel, denn ſpäter, bei'm Rundgehen der Deckelgläſer, ergriff der kratzbürſtige Mann ſeine odioſe Materie von Neuem. Er ging von Sticheleien zu groben Schmähungen gegen E. H. Rath über, zumal gegen ein namhaftes Mitglied deſſelben, und äußerte ſich dabei mit ſo vieler inſolenter Bosheit, daß Jedermann ſich über dieſe in anſtändiger Geſellſchaft ausgeſtoßenen Verläumdungen höchlichſt ärgerte, und dem Hochzeitspaare dadurch alle billige Freude gründlich verſalzen wurde. Schließlich aber, als er gar von gedachtem Herrn ein angebliches Factum zu erzählen ſich erdreiſtete, da erachtete Syndicus Klefeker es an der Zeit, dem Pasquillanten Schweigen zu gebieten und die Tafel

Digitized by Google

aufzuheben. Worauf eine allgemeine Entrüſtung über den Friedenſtörer herrſchte, und Paſtor Greve aus Moorfleth demſelben begreiflich zu machen ſuchte, daß er ein grober Eſel ſei, und daß aus verdrießlichem Weſen immerdar viel Verdruß folge.

Die Veranlaſſung zu dieſer Privat-Pique des Bruß auf jenen Rathsherrn lag in der Nichtbeförderung eines Verwandten und in vermeintlicher Vernachläſſigung ſeiner Perſon. E. H. Rath aber, dem Syndicus Klefeker den Vorgang nicht verſchwieg, beſchloß ſogleich, der verletzten Rathswürde vollſtändige Satisfaction zu ſchaffen, obſchon die Beleidigung weder öffentlich noch ſchriftlich, ſondern mündlich und in Geſellſchaft geſchehen war. Nachdem darauf der völlige Ungrund der jenem Rathsherrn angeſchuldigten Thatſache an's Licht geſtellt war, begann die Inquiſition gegen Eybert Bruß. Bei der Zeugenabhörung kam's heraus, daß er ähnliche diffamoſe Dinge auch in der Kramergeſellſchaft, bei'm Glaſe Wein, ausgeſtoßen habe; als daſelbſt ihm bedeutet worden, er möge ſeiner böſen Zunge wahren, hat der dreiſte Mann ſich nicht entblödet zu äußern: er frage den Henker nach E. H. Raths Juſtiz, er brauche nur ein Patent zu nehmen als preußiſcher Agent oder kurſächſiſcher Factor, ſo würden dieſe Höfe ihn wohl zu ſchützen wiſſen, — eine Geſinnung, die dem Senat ſehr mißfiel.

Als aber Eybert Bruß erſt vor dem Protocoll des Actuars Lic. Firnhaber ſtand, und dieſer ihn im Namen E. H. Raths befragte: wie er ſeine gottloſen Behauptungen wahr zu machen, und ſeine gegen den Bürgereid verſtoßenden Drohungen mit dem preußiſchen Hofe zu rechtfertigen gedenke: da merkte er, daß der fiscaliſche Proceß und eine ganze Saat unendlichen Verdruſſes aus ſeiner Verdrießlichkeit aufgekeimt ſei. Und da es mit ſeinen Beweißthümern übel be-

Digitized by Google

ſtellt war, ſo konnte er deſſen trauriges Ende wohl vorherſehen. Eine ganz bedeutende Geld- und Gefängnißſtrafe war ihm jedenfalls gewiß, wenn er auch etwa mit der Stadtverweiſung, die Martin Roever im Jahre 1567 wegen ähnlichen Vergehens zu Theil geworden, aus gemildertem Recht verſchont bleiben ſollte. Am empfindlichſten aber däuchte ihm die Wahrſcheinlichkeit, daß man ihn zu der ſehr wirkſamen Strafe verurtheilen werde, nach welcher der boshafte Verläumder eine Stunde lang auf dem Schandſtein vor dem Rathhauſe ſtehen, ſich ſelber auf's ungewaſchene Maul ſchlagen und die Abbitte und Ehrenerklärung ausſprechen mußte.

Solche Strafe, wie auch die Beſchimpfung durch den fiscaliſchen Proceß, von ſich und ſeiner Familie abzuwenden, kam Eybert Bruß supplicando ganz de- und wehmüthig bei E. H. Rathe ein. Zur Unterſtützung ſeines Geſuchs um Niederſchlagung der Sache, ſuchte er die Herzen durch die Leiden ſeiner braven Ehefrau zu rühren, welche vor lauter Angſt und Schrecken bereits ein todtes und ein lebendiges Kind bekommen. Er entſchuldigte ſein Vergehen mit den gar zu häufig umgegangenen Pocalen, darinnen er ſich erſchrecklich übernommen haben müſſe, da er ſolch' ungereimtes Zeug von ſich gegeben, was ihm nunmehr ſo grauſamen Verdruß bereite. Auch that er in beſter Form Abbitte und Ehrenerklärung, betheuerte ſeine unverbrüchliche Devotion gegen E. H. Rath und deſſen ſämmtliche Mitglieder, und bat ſo flehentlich um Gnade, daß Senatus dieſelbe für Recht ergehen ließ. Aus obrigkeitlicher Milde verurtheilte er ihn blos zu einer Geldbuße zu 4000 ℔ für die Armen, und verſchonte ihn mit dem Gericht, jedoch unter der ernſtlichen Verwarnung: ſofern er künftig jemals wieder die E. H. Rathe und deſſen Mitgliedern ſchuldige Treue und Ehrerbietung aus den Augen ſetzen, und deshalb mit Worten oder Werken ſeinem Bürgereide entgegen

Digitized by Google

handeln würde, daß sodann nicht nur der Fiscal ohnfehlbar wider ihn excitiret, sondern neben dem neuen Vergehen auch das alte werde geahndet werden.

Eybert Bruß dankte Gott, als er nach all' dem heillosen Verdruß, doch noch so glücklich mit einem blauen Auge davon gekommen war; er lebte fortan sehr eingezogen in seinem Hause, und mied alle Hochzeitsschmäuse, um nicht wieder in Versuchung und Stricke zu fallen. Somit ist denn auch seinetwegen der Fiscal unbelästigt geblieben, — seine Geschichte aber ein nützlicher Zügel und Zaum für manche leichtfertige Zunge geworden. Denn wem eine solche einmal durchgehen wollte, den mäßigte geschwind die warnende Erinnerung an den Verdruß von Eybert Bruß.

---

40. Eines Lootsen Noth und Rettung.

(1736.)

Am 22. November 1736 richtete ein gewaltiger Sturm auf der Nordsee und Elbe erschreckliche Verheerungen an. Da scheiterte auch an einem Sandriff unfern der Insel Neuwerk ein Hamburgischer von Archangel heimkehrender Dreimaster, geführt vom Schiffer Hinrich Jansen. Der am Bord befindliche Lootse, Peter Bull aus Curhaven, mag wohl einige Schuld an dem Unglück gehabt und nicht weislich gesteuert haben; aber bei'm Abenddüster und Nebelwetter im Sturm und Wellengetobe ein Schiff durch die Brandungen zu führen, ist auch kein kleines Werk, und ohne Gottes Willen kann's auch dem klügsten Piloten nicht gelingen. — Als nun das Schiff strandet, — und die dicksten Taue zerreißen wie Zwirnsfäden und die mächtigsten Balken

Digitized by Google

brechen wie Schwefelhölzer, — da wird die Mannſchaft desperat, und ſchreiet: der Loots ſei betrunken und ihrer aller Mörder! Und augenblicks ziehen die Matroſen ihre Meſſer, um ihn zu erſtechen. Aber der Schiffer, ein beſonnener Mann, verhinderte ſolchen Frevel, und verbot den Lootſen zu tödten, denn betrunken ſei er nicht, wohl aber des Fahrwaſſers nicht mächtig geweſen. Darauf befiehlt er ihnen, ſich in die Schaluppe zu werfen, und die Rettung zu verſuchen. Den Lootſen aber mitzunehmen, das wagte er nicht, ſeiner äußerſt erzürnten Leute wegen. Als er nun bei'm Abfahren den armen Mann händeringend und laut jammernd an Bord zurücklaſſen mußte, da rief er ihm zu: "Peter Bull, biſt du rein von grober Schuld, und vergiebt dir Gott dein menſchlich Fehlen, ſo kann er dich auch noch erretten, bevor das Wrack zerſchellt iſt."

Wie nun Peter Bull ganz allein iſt auf dem halbzertrümmerten Schiffe, davon mit jedem Wellenſchlage ein Stück nach dem andern weggeriſſen wird, da läßt er das kleine Boot auf's Waſſer, um ſich darin zu retten. Bevor er aber hineinſpringt, ſtürzt ein Maſt mit dem Tauwerk herunter und zerſchmettert die Jolle. — Als er nunmehr vermeint ganz ohne alle Hülfe zu ſein, und ſchier verzagt, auch beinah in die Fluth geſprungen wäre, um der Qual gleich ein Ende zu machen, — da kommen ihm des Schiffers Worte wieder zu Sinn: daß Gott ihn noch retten könne, ob er gleich im Rachen des Todes ſtünde. Und alſogleich wird dem harten Mann ganz weichmüthig, er ſinkt auf's Knie, und betet inbrünſtig um Vergebung ſeiner Sünden, und um Rettung aus dieſer Noth, damit er ſeiner Frau und den Kindern erhalten bleibe und ein neues gottesfürchtiges Leben anfangen könne.

Gefaßt ſteht er auf, bindet ſich mit ſtarken Tauen an das losgeriſſene große Spill feſt, und vertrauet ſich muthig

Digitized by Google

in Gottes Namen der See. Grade bevor die nächste Welle ihn vom Wrack entführt, ſpringt mit lautem Schreien die Schiffskatze von Bord hinunter ihm nach und faßt Poſto auf ſeinem Kopfe, allwo ſie ſich in ſeine Haare und Haut ſo feſt einkrallt, daß er ſie in keiner Weiſe los werden kann. Natürlich, das arme Thier witterte den nahen Untergang des Schiffes, und ſchloß ſich nun dem letzten Menſchen bei ſeiner Abfahrt an, weil es kein anderes Rettungsmittel ſah als deſſen Kopf. Freilich fiel ſie ihm erſchrecklich läſtig, aber er dachte: vertraut dieſe unvernünftige Beſtie mir, dem hülfloſen Menſchen, ſo mag ich deſto ſicherer auf Gottes Hülfe bauen.

Noch die halbe Nacht treibt Peter Bull auf ſeinem Spill mit der Katze auf dem Kopfe in der Elbmündung umher; mehr unter Waſſer und von Wellen bedeckt, als darüber ſchwimmend; entkräftet vor Angſt und Todesſchrecken, erſtarrt vor Kälte und Näſſe; ſo treibt er umher und weiß nicht wo noch wohin. Es hätte ja ebenſogut mit der Ebbe in die offene See gehen können, als mit dem Winde landwärts. — Gegen Morgen ſieht er ſich um, und erkennt die Kugelbaake bei Döſe, und da beginnt ſein Hoffen. Die hier heranſchlagenden Wogen treiben richtig das Spill mit dem Lootſen und der Katze gegen das Gebälke der Baake. Er gewahrt dahinter auf dem Deich zwei Leute reiten, die ſich umthun wollen nach Strandgut, was man "büten" nennt, d. h. erbeuten. Aber er iſt zu ſchwach um ſich ihnen vernehmlich zu machen, ſein Hülferuf verhallt im Getöſe der Wellen. Da aber erhebt ſtatt ſeiner die Katze ein ſo durchdringend lautes Jammergeſchrei, daß die Männer aufmerken, hinblicken, den armen Peter Bull in der beſchriebenen Lage halbtodt finden, und Spill und Katze auf's Trockne bringen.

So iſt Peter Bull durch Gottes Hülfe gerettet. Wegen ſeiner Fahrläſſigkeit oder Unkenntniß wurde er zwar ſeines

Digitized by Google

Lootſen-Dienſtes entſetzt und mußte noch dazu eine Geldbuße zahlen, nachdem Schiffer Janſen, der ſich mit ſeinen Leuten ebenfalls glücklich geborgen, in Hamburg wider ihn ausgeſagt hatte. Aber ihm war in jener entſetzlichen Nacht auch für immer das Seefahrerleben verleidet. Später iſt er Gehülfe des Strandvogts zu Dühnen geworden und hat ſtets ſein abſonderliches Augenmerk auf arme Schiffbrüchige gerichtet, die etwa angeſchwommen kämen, unfähig um Hülfe zu rufen, und keine Katze auf dem Kopfe hätten, die's für ſie thäte. — Das Spill hat er als Andenken aufbewahrt, und die Katze hat er niemals von ſich gelaſſen; denn nächſt Gott, ſagte er, verdanke er ihr das letzte Stück ſeiner Rettung, die ſonſt noch im Hafen mißglückt wäre. — Er ſoll ein ſtiller frommer Mann geworden und ſelig geſtorben ſein, nachdem er ſeine Kinder zu gottesfürchtigen Menſchen erzogen hat. Vielleicht iſt Herr Hans Peter Bull, der vor einigen Jahren als Lieutenant des Wachtſchiffes vor Curhaven ſtarb, einer ſeiner Nachkommen geweſen.

---

41. Jahrmarkts-Unruhen.

(1742.)

Während des Johannismarktes im Jahre 1742 hatte ein fremder Charlatan ſeine Bude auf dem großen Neumarkt aufgeſchlagen, um nach Art dieſer damals ſehr zahlreichen vagirenden Heilkünſtler, ſeine Schaafe zu ſcheeren. Vermuthlich war's derſelbe Wundermann, welcher ſchon 1738 hier "ausſtand," Johann Georg Fuchs, ein von kaiſerlicher Majeſtät für alle Jahrmärkte im Reich conceſſionirter "Augen-, Bruch-, Stein-, Wund- und Wurm-Arzt," auch privilegirter

Digitized by Google

Verkäufer von "Universal-Pillulen, von Kopf-, Bruſt- und Magen-Triſineth, vom ſpaniſchen "Larier-Brodt," wie von allerhand wirkungsvollen Pulvern. — Dieſer Mann hatte vom älteſten Bürgermeiſter die Permiſſion, und betrieb im prächtigſten Aufputz, im Scharlachrock mit Federhut und Degen, von ſeinem Famulus dem Hanswurſt und einigen Dienern unterſtützt, ſein zweifelhaft wohlthätiges Gewerbe. Weil nun die Patienten nicht nach Wunſch herzuſtrömten, ſo gebrauchte er, nach der Manier ſeiner Collegen, als Lockungsmittel das Comödienſpiel, und agirte auf einer kleinen offnen Bühne mit ſeinen Leuten in den tollſten Masken. Jeder Schwank endete natürlich mit einer überzeugenden Probe von der Unfehlbarkeit ſeiner Heilmittel, worauf der Hanswurſt, ihre Unübertrefflichkeit näher erläuternd, ſie dem Publikum anbot. Einige ehrliche Seelen verfehlten dann niemals, ſich zum Ankauf ſolcher Arcana verleiten zu laſſen.

Gedachter Marktſchreier hatte nun damals eine beſonders kurzweilige Poſſe einige Male aufgeführt, an welcher das gaffende Volk viel Vergnügen fand, weil darin die löbliche Zunft der Kleidermacher, gemeinem Gebrauche nach, verſpottet war. Die verſchiedenen dieſen unentbehrlichen Kunſtgenoſſen vom Volkswitze angedichteten Eigenſchaften erſchienen hier in dem Zerrbilde eines Schneiders, welcher ſich mit dem bekannten fabelhaften Ziegenbock ſo derb umhertummelte, daß es zuletzt die hieſigen Schneidergeſellen ſehr übel vermerkten. Sie verließen die Arbeit, machten eine gefährliche Vergadderung auf ihrer Herberge und verlangten Genugthuung, — ſonſt wollten ſie den elenden Marktſchreier mit Stopfnadeln zu Tode ſtechen. Auf Veranſtaltung der verſtändigen Amtsalten ſchickte der Doctor ſeine beiden Haiducken auf die Herberge, mit der Eröffnung: daß ſie insgeſammt gar nicht gemeint ſeien, wie auch mit förmlicher Abbitte und Ehrenerklärung. Die Ge-

Digitized by Google

ſellen aber, die ſtark getrunken hatten, jagten den Friedensvermittlern einen paniſchen Schrecken ein durch das vieldeutige unheimliche Drohwort "zu ſpät!" Was ſie eigentlich verlangten, war ſchwer zu erkennen, einer überbot immer die Forderung des andern. Darin jedoch waren alle einig, daß man die Haiducken, den Hanswurſt, den Marktſchreier, ja ſelbſt die eigenen Aelterleute in's Waſſer werfen müſſe.

Als E. H. Rath von ſolchem Toben der Schneidergeſellen vernahm, ließ er flugs die Hauptwache am großen Neumarkte um 50 Mann verſtärken, auch ein eben ſo großes Commando vor die Herberge ſtellen und ſonſt geeignete Maaßregeln treffen, aus welchen eine herbe Begegnung jeder tumultuariſchen Bewegung deutlich zu ſpüren war. Unter dieſen veränderten Umſtänden ließen die guten Geſellen ihren Rauſch lieber in der Stille verdampfen, und ſchlichen Abends friedlich heim. Am andern Morgen, als ſie ausgeſchlafen, ergriffen ſie ihre Arbeit wiederum da, wo ſie dieſelbe geſtern recht unnützer Weiſe hatten liegen laſſen.

Natürlich bekam der Charlatan den gemeſſenſten Befehl, daß er ſich nicht wieder unterfangen ſolle, jene Farce zu wiederholen, noch überhaupt ſolcherlei Poſſen aufzuführen, welche die ehrſamen Zünfte beleidigen könnten; unter der Beifügung, daß er mit Ablauf der Marktfreiheit ſich ſogleich von hinnen begeben möge.

Zwei Tage darauf beſchwerten ſich die Schneidergeſellen bei'm Rathe, daß ſie ſich vor dem muthwilligen Pöbel gar nicht mehr bergen könnten; ſie dürften ſich nicht auf der Gaſſe blicken laſſen, ohne die allerempfindlichſten Spottreden über ihre neuliche Vergadderung vernehmen zu müſſen; bäten alſo gar ſehr, E. H. Rath möchte ſie nun auch ſchützen, da ſie ſich doch freiwillig wiederum pacificirt hätten. Welches Hochderſelbe auch that, indem er in einem ernſten Mandat

Digitized by Google

alle diejenigen mit ſcharfer Ahndung bedräuet, welche es wagen würden, hieſige Schneidergeſellen in irgend einer Weiſe böslich oder leichtſinnig zu verkleinern. Dies Mandat, welches niemals wieder aufgehoben iſt, gilt folglich noch heute. Wonach ſich zu richten!

---

42. Eine Liebesgeſchichte.

(1768—1772.)

"Per tot discrimina."
Kaiser Max.

Eine Philippine Welſerin, eine Agnes Bernauerin, hat unſere Stadt bis jetzt nicht aufzuweiſen. Wohl hat einmal eine Prinzeſſin unter den Hamburgern ſich einen Gatten erkoren, aber kein einziger der vielen deutſchen Herzoge und Fürſten hat jemals die Hand nach dem werthvollen Beſitz einer ſchönen Hamburgerin ausgeſtreckt! Dafür aber ſind ſeit älteſter Zeit ſtets ganze Schaaren von Grafen, Baronen u. a. rittermäßigen Perſonen des In- und Auslandes, nicht nur als angenehme Liebhaber ſondern auch als reelle Freier hieſiger Stadttöchter aufgetreten, welche ſie ſodann auf ihre Stammburgen, Edelſitze oder ſonſt wohin heimgeführt haben. — Obſchon die Menge ſolcher Fälle die vorliegende Geſchichte faſt zu einer alltäglichen macht, ſo ſei es dennoch gewagt, eine Hamburgiſche Liebesnovelle dieſer Art den vaterſtädtiſchen Denkwürdigkeiten anzureihen, weil ſie ſich durch ein gewiſſes romantiſches Element vor anderen auszeichnet. — Der im Ganzen wie im Einzelnen auf actenmäßigen Thatſachen beruhenden Erzählung iſt noch dies vorauszuſchicken: daß einzig die Namen der Helden der Geſchichte, in billiger Rückſicht auf ihre Familien, verändert ſind.

Digitized by Google

Um 1768 lebte zu Hamburg ein wohlhabender Kaufmann, Herr Arnold. Er war bei nicht gewöhnlichen, durch fleißige Lecture und viele Reisen vortheilhaft entwickelten Naturgaben, ein durch Kenntnisse und Bildung ausgezeichneter Mann. Er kannte z. B. fast alle lebenden Sprachen Europa's. Seine feine Sitte, wie sein musikalisches Talent, das er bei technischer Meisterschaft mit großer Liebe pflegte und ausübte, machte ihn auch in weiteren Kreisen bekannt und beliebt. — Von Geburt kein Hamburger und durch frühere Reisen an völliger Einbürgerung verhindert, auch durch seine Verheirathung den in unserm Gemeinwesen vorzüglich thätigen Familien nicht grade näher gebracht, blieb er ohne Theilnahme an den städtischen Verwaltungszweigen, welche sonst einem Manne von seiner Bildung und Fähigkeiten ein so schönes Feld zu gemeinnütziger Wirksamkeit eröffnen. Indessen hatte er sich doch gern der im Jahre 1765 gestifteten patriotischen Gesellschaft angeschlossen. Hauptsächlich lebte er für seinen Familienkreis. Sein gastliches Haus (auf dem großen Burstah) wurde vorzüglich viel von eingewanderten Hiesigen oder von zeitweilig anwesenden Fremden besucht, und erhielt dadurch den besonderen Reiz lebendigen Weltverkehrs neben den ihm heimischen Genüssen der geistigen Bildung und der schönen Künste.

Herr Arnold besaß keinen Sohn, aber fünf anmuthige Töchter, die außer andern Eigenschaften auch das Talent für Musik vom Vater geerbt hatten. Die älteste derselben war Elisabeth, damals, als unsere Geschichte anhebt, etwa 20 Jahre alt. Sie wird als sehr hübsch, äußerst lebhaft und munter geschildert; ihre schöne Singstimme, ihr treffliches Klavierspiel höchlich gepriesen. Aus späteren Ereignissen können wir auch noch auf die Anlage zu einer gewissen mehr romantischen als sentimentalen Richtung bei ihr schließen, mit welcher der Wendepunkt ihres Lebens in Verbindung steht. —

Digitized by Google

Um dieſe Zeit, gegen Ende des Jahre 1768, kam als commandirter Officier zu der hieſigen Preußiſchen Werbungs-Station, der junge Baron Hans von Waldau nach Hamburg.

Er war der älteſte Sohn eines in Schleſien begüterten Edelmannes, und diente als Lieutenant in einem Cüraſſier-Regimente zu Breslau. Man wird nicht fehlſchließen, wenn man dieſem jungen Cavalier die ganze Fülle jener einnehmenden Eigenſchaften zutraut, welche mit den äußern Vorzügen einer ſchönen kriegeriſchen Geſtalt auch die feinere Bildung der höheren Kreiſe und ein gewiſſes ritterliches Benehmen verbindet, wodurch ſolch ein junger Held ſo unwiderſtehlich für weibliche Herzen zu werden pflegt.

Es liegen Andeutungen vor, nach welchen der junge Lieutenant bereits früher das langweilige Garniſonleben durch erfolgreiche Unternehmungen in Amor's Gebiet ſich verſüßt zu haben ſcheint; Eroberungen, auf welche er ſebſt, als auf friedliche Kriegsſtudien, wenig Werth legte. Jedenfalls vergaß er dieſe von ſeinem Stande und Alter faſt unzertrennlichen Galanterien bald völlig, ſo wie er ſich durch die Reize einer ſchönen Hamburgerin zum erſten Male ernſthaft gefeſſelt fühlte.

Er war nämlich durch Breslauer Kaufleute an hieſige Handelsherren empfohlen, unter welchen auch Herr Arnold. Die äußerſt gaſtliche Aufnahme und die überwiegend anziehende Unterhaltung, die er in deſſen Hauſe fand, ließ ihn bald ſeinen hauptſächlichen Umgang hier ſuchen und finden. Auch er war gern geſehen, und ſein muſikaliſches Talent baute ihm eine Brücke ſowohl zu dem Wohlwollen des Vaters als zu der Zuneigung der Töchter, deren älteſte, die ſchöne Eliſabeth, gar bald ihr Herz an ihn verlor, um dafür das ſeinige wieder zu gewinnen. In den wöchentlichen Concerten im Arnoldſchen Hauſe ſpielte der junge Baron in mehr als

Digitized by Google

wörtlichem Verſtande "die erſte Violine;" und die Vorübungen am Klavier, die er in den Morgenſtunden mit der geſangreichen Eliſabath, anzuſtellen für nöthig fand, gaben dieſem Paare erwünſchte Gelegenheit ſich häufig allein und unbeachtet zu ſprechen. Wie ſchon ſo oft die Muſik als Vermittlerin der Liebe aufgetreten iſt, ſo führten auch hier die von ihr erweckten und genährten Gefühle die erregten Herzen zuſammen; und leicht ſchuf die Harmonie der Töne eine völlige Gleichſtimmung ihrer Seelen, welche ſo übereinſtimmend empfanden, was ſie in zärtlichen Duetten einander zuſangen.

Waldau's Umgang im Arnold'ſchen Hauſe war ein täglicher geworden. Auf wie vertrautem Fuße er auch mit dem Vater ſeiner Angebeteten ſtand, geht daraus hervor, daß dieſer ihm bereitwilligſt Geld vorſtreckte, wenn ſein Werbungsgeſchäft ſchleunige größere Ausgaben nöthig machte. Dafür konnte er Dieſem wiederum manche Gefälligkeiten erweiſen in deſſen Angelegenheiten, für welche Waldau die Vermittelung ſeines Gönners des königlich preußiſchen Geſandten Herrn von Hecht anſprach und erhielt.

Nicht lange hatten die muſikaliſchen Uebungen gedauert, als der junge Baron dem heißen Drange ſeines Gefühls nicht widerſtehen konnte. Vermuthlich bei Gelegenheit einer herzangreifenden Schäfer-Arie, entdeckte er der erröthenden Schönen ſeine unausſprechlichen Empfindungen, welche die angenehme Erklärung zwar gern vernahm, auch gewiß entſprechend erwiederte, aber doch zugleich die Mittheilung derſelben an ihre Eltern forderte, weil ſie ohne deren Wiſſen und Willen kein Verhältniß dieſer Art eingehen könne.

Möglich iſt es immer, daß der Baron bei ſeiner Liebesdeclaration noch nicht an eine Heirath gedacht hatte. Aber die liebenswürdige Unſchuld ſeiner Holden, die durchaus keine Liebe ohne die vorausſichtliche Sanction der Ehe denken konnte, mochte

Digitized by Google

ihn bald für dieſen Gedanken gewinnen. Und je ſchwerer er ſein ſonſt ſo leichtes Herz durch Eliſabeth gefeſſelt fühlte, — je mehr er ſich überzeugte, daß nur durch ihren Beſitz er glücklich werden könne, — je achtungswerther ihm ihre Tugend wurde, — deſto völliger ſtreifte ſeine Verehrung alles Egoiſtiſche ab, — deſto ſchöner und wünſchenswerther erſchien ihm der einzig zum Ziele ſeiner Sehnſucht führende Weg: die Heirath. Wenn ſich derſelben ſpäter immer größere Schwierigkeiten entgegenſtellten, ſo dienten ſie nur dazu ihn immer mehr in ſeinem Wunſch und Willen zu befeſtigen; wie dies ja in der Natur einer jeden tüchtigen Männlichkeit liegt.

Die Eltern wurden alſo von den Gefühlen und Wünſchen des Liebespaares unterrichtet. Bei dem ſcharfen Examen, welches Vater Arnold mit dem Sponſen ſeiner Tochter, (einem Junker, einem Lieutenant!) anzuſtellen für gut fand, äußerte ſich dieſer in Betreff ſeiner Geſinnungen ſo untadelhaft, in Betreff der etwanigen Vermögens- und Standes-Hinderniſſe ſo zuverſichtlich, daß der alte Herr, die Wahrhaftigkeit dieſer Angaben nicht bezweifelnd, und von der Ausſicht auf die glänzende Zukunft ſeiner Tochter etwas geblendet, mit Freuden ſeinen Segen verhieß. Einige ſchöne Monate floſſen dem vorläufig noch nicht förmlich verlobten Paare im poetiſchen Zauber ihres Liebesfrühlings ſchnell dahin. Als es aber Herbſt wurde, und der verſprochene Heirathsconſens des alten Barons noch immer nicht eintraf, da wurde Herrn Arnold die Zeit lang. Zwar ließ er ſich noch über das Ausbleiben jener Briefe beruhigen, jedoch fand er es paſſend, zu mehrerer Sicherheit, eine förmliche wenn auch geheime Verlobung herbeizuführen, welche dann in Gegenwart der Eltern mittelſt feierlichen "Ringwechſels auf die Treue" erfolgte. Waldau ſchenkte ſeiner nunmehrigen Verlobten einen goldenen Ring mit rothen, in Form einer 3 gefaßten, Edel-

Digitized by Google

ſteinen; wobei es als eine etymologiſche Verwirrung der Wortlaute und Begriffe zu erwähnen iſt, daß damals durch die Figur einer 3 auf einem Ringe die Eigenſchaft der Treue ſymboliſch ausgedrückt ſein ſollte, eine Sitte, die nur in Oberſachſen entſtanden ſein kann, wo man das Wort treu wie drei ausſpricht. Eliſabeth verehrte ihrem Verlobten einen kleinen Goldring mit ſ. g. Geſundheits-Steinen, deren Gattung und diätetiſch heilſame Wirkungen vergeſſen zu ſein ſcheinen. Durch dieſen Act war der Frieden wieder hergeſtellt, aber "das Vergnügen dauerte nur ein Vierteljahr," (wie Eliſabeth ſpäter angiebt,) und auch ſchon innerhalb dieſer Zeit fielen einige unangenehme Scenen zwiſchen dem alten Herrn und dem künftigen Schwiegerſohn vor, da jener, bei fortdauerndem Ausbleiben des verheißenen Heiraths-Conſenſes, einige Zweifel in die Lauterkeit der Abſichten und in den Ernſt des Willens zu ſetzen begann.

In Folge dieſes wachſenden Argwohns ſchrieb Herr Arnold direct an den alten Baron. Die bald darauf eingehende Antwort war ein Donnerſchlag für Eliſabeths Vater, indem Jener nicht nur ſeine Einwilligung kurz und bündig verſagte, ſondern auch Mittheilungen über ſeinen Sohn machte, die dieſen höchlich zu compromittiren ſchienen. Es kam nämlich heraus, daß der Sohn dem Vater noch kein Wort von der ganzen Sache geſchrieben hatte, weshalb der alte Baron ſchloß, daß ſein Sohn "dergleichen Willen niemals ernſtlich gehegt," daß er nur "einen Scherz" gemacht habe, was ihn freilich nicht wundere, da er leider früher in Breslau "mehrere derlei Touren geſpielet und ähnliche Affairen gehabt habe, wodurch er ſich viel unnütze Depenſen gemacht habe, die ihm (dem Vater) verdrüßlich gefallen ſeien." Auch die von ſeinem Sohne behauptete Leichtigkeit ſeinen Abſchied zu erhalten, ſtellte der Vater als völlig un-

Digitized by Google

thunlich dar, da grade der Kriegsdienſt ihn jetzt und künftig nähren ſolle, übrigens auch der König ſo leicht keinen Officier verabſchiede, wie denn an deſſen Conſens zu einer ſolchen Heirath platterdings gar nicht zu denken ſei. — Schließlich tadelte der alte Herr ſeinen Sohn ohne Rückhalt als einen leichtſinnigen Menſchen, und beklagte es von Herzen, daß der "hochedelgeborene Monſieur Arnold und deſſen Demoiſelle Tochter alſo hinter's Licht geführt worden ſeien."

Wer kann es Herrn Arnold verargen, wenn er nach ſolchen Mittheilungen ſein Vertrauen zu dem jungen Baron verlor, wenn er, voll Zorn über deſſen Unwahrheiten, ſeinen Betheuerungen keinen Glauben mehr ſchenkte, und ihn für einen derjenigen gewiſſenloſen Junker hielt, welche ein armes Bürgermädchen zu betrügen für eine ganz ſpaßhafte Geſchichte halten, mit der man ſpäter, unter gleichgeſinnten Cameraden beim Glaſe Wein Ehre einlegen kann. Er ſagte ihm ſeine Meinung rund und deutſch, wollte keine Gegenrede, keine Vertheidigung hören und verbot ihm das Haus. Uebrigens verheimlichte er ſowohl ihm als ſeiner Tochter die Correſpondenz mit dem alten Baron.

Ob Eliſabeth durch des alten Barons Mittheilung ebenſo enttäuſcht geweſen ſein würde, iſt kaum zu glauben. Ihr Geliebter hatte ſie längſt davon unterrichtet, daß ſein Vater, ein ſtrenger, jeder ſ. g. Mißheirath abgeneigter Herr, augenblicklich zu keiner Einwilligung zu bewegen ſein werde. Deshalb dürfe er ihm von ſeinen Wünſchen und Abſichten noch nichts ſagen, weil er ſonſt befürchten müſſe, daß der Alte in ſeiner Hitze durch Fluch und Enterbung eine Heirath völlig unmöglich machen würde. Mithin werde er ſuchen Zeit zu gewinnen, damit durch hochgeſtellte Gönner auf den Vater gewirkt werde. — Sie glaubte ſeinen Worten und zweifelte weder an der Redlichkeit ſeiner Abſichten, noch an

Digitized by Google

der Richtigkeit des von ihm eingeschlagenen Weges, um dieselben zu verwirklichen.

Man wird es daher ebenso sehr ihrem Einflusse auf den Vater, als den schriftlichen Betheuerungen des jungen Barons zuschreiben können, wenn Herr Arnold sich nach einigen Tagen dennoch wieder mit ihm aussöhnte.

Nur durch den schließlichen Verlauf der Sache wird es möglich, das in der That zweideutig erscheinende Verfahren des jungen Barons mit der Lauterkeit seiner Absichten in Einklang zu bringen. Denn wenn man auch zugeben kann, daß seinem Vater gegenüber der eingeschlagene Weg der richtige gewesen sei, so begreift man doch nicht, weshalb er sich von Anfang an, dem redlichen wohlwollenden Arnold gegenüber, in das Labyrinth der Unwahrheit vertiefte, welches ihn mit Recht verdächtigte, und ihn, seine Geliebte und deren Familie in eine Reihe höchst betrübter Monate voll Unruhe, Hader und Feindschaft, bis an den Rand des Unglücks stürzen mußte. — Vermuthlich keimte auch hier, wie so oft im Leben, aus der ersten Abweichung ein ganzes Gewebe von Unwahrheit. Zu entschuldigen war es noch, als er in jenem scharfen Examen (nach der Werbung um Elisabeths Hand) vom Drange seiner Gefühle zu unüberlegter Aeußerungsweise getrieben, seine Vermögens-Verhältnisse glänzender als sie waren, seine Standes-Verpflichtungen als leicht zu lösen, seines Vaters Einwilligung als unbedenklich geschildert hatte. Die nächste Folge davon war die Vorspiegelung, daß er dem Vater wiederholt geschrieben habe, während er doch die Zweckwidrigkeit dieses Schrittes begriffen und denselben deshalb unterlassen hatte. — Jetzt wenigstens hätte er Herrn Arnold offen beichten und von nun an ihn nicht länger täuschen müssen. Vermuthlich würde dieser unter solchen Umständen das Verhältniß, wenn nicht ganz abgebrochen, doch vorläufig suspendirt und

Digitized by Google

seinen ferneren Umgang, bis zur Erreichung des väterlichen Conſenſes, ſich verbeten haben. Die Vorſtellung einer Trennung von ſeiner angebeteten Eliſabeth erſchien nun aber dem leidenſchaftlichen jungen Manne ſo unerträglich, daß er, um nur ihres ferneren Umganges zu genießen, ſein bisheriges Syſtem fortſetzte, und blind gegen deſſen Gefährdung des Hauptzweckes, das Glück einiger Wochen mit einer dann unvermeidlichen Kataſtrophe erkaufte.

Statt ſein Verſprechen zu erfüllen, dem Vater nunmehr offen zu ſchreiben und deſſen Einwilligung zu erbitten, verlor er ſich noch weiter auf ſeinem Irrwege. Er ſchrieb ſeinem Bruder einen umſtändlichen Brief, welcher berechnet war dem erzürnten Vater mitgetheilt zu werden, um ihn zu verſöhnen. Da er ſich den "gnädigen Herrn Papa" höchſt aufgebracht dachte, nicht nur über ſeinen Leichtſinn, ſondern auch über die Möglichkeit eine bürgerliche Schwiegertochter zu bekommen, ſo bezweckte der Brief, ihn vorläufig über dieſen Punkt zu beruhigen. Dies konnte aber nur durch die Erklärung geſchehen, daß ſein Verhältniß zu der Demoiſelle Arnold, "einem ganz charmanten jungen Mädchen," kein anderes, als das einer unter Cavalieren gewöhnlichen "übrigens ganz ehrbaren Liebes-Avantüre" ſei. Neben dieſem oſtenſibeln mit ſichtlich erzwungener Unbefangenheit geſchriebenen Briefe, mag wohl noch ein geheimes Separat-Schreiben den Bruder über die eigentliche Sachlage unterrichtet haben.

In der That würde dieſes Mittel den väterlichen Zorn vorläufig zu beſchwichtigen, eine unglaubliche Kurzſichtigkeit verrathen, wenn dem jungen Baron die bereits zwiſchen beiden Vätern angeknüpfte Communication bekannt geweſen wäre. Freilich hätte er ſie wohl ahnen, und dann die Folgen vorherſehen können. Aber die Verblendung Liebender iſt ja bekannt. Was kein Menſch gewahren kann, fürchten ſie zu

verrathen, und was jedes Auge ſieht, das halten ſie für unentdeckbar. — Der alte Baron ſäumte auch keinen Augenblick dieſen böſen Brief dem alten Arnold zuzuſenden, um ihn völlig zu überzeugen, daß ſein leichtſinniger Sohn nicht entfernt den ernſtlichen Willen habe, die Demoiſelle zu heirathen. Er ſchrieb dabei: "ich habe jederzeit als ehrlicher Mann gelebet und bin niemals mit Liſt umgegangen, weshalb ich Ew. Hochedelgeboren anbei dieſen Brief zu Dero Einſichtnahme mit Leidweſen einhändige, wie ich denn Dero widriges Schickſal in Betreff dieſes Chapitres gar ſehr beklage."

Nach dieſen letzteren Enthüllungen konnte der dadurch tief verletzte Arnold allerdings nicht anders, als in dem jungen Baron "eine Natter ſehen, die er an ſeinem Buſen genährt;" dem Faß ſeiner Langmuth war der Boden eingeſchlagen, die Fülle des Zorns ſtrömte über. Nicht mehr als bloßer Leichtſinn erſchien ihm des Barons Benehmen, ſondern, nach allem Vorgefallenen, als abgefeimte Bosheit, als verbrecheriſcher Vorſatz das junge Mädchen unglücklich zu machen. In einer heftigen Scene erfolgte der völlige Bruch am 2. December 1770. Herr Arnold verbot dem Baron für immer das Haus, nachdem er die Verlobung für aufgehoben und ungültig erklärt hatte.

Der Baron erſcheint nach dieſen Vorfällen in äußerſter Beſtürzung; Briefe die er Herrn Arnold ſchreibt, empfängt er uneröffnet zurück; Verſuche in's Haus zu dringen, oder ſeine Angebetete an dritten Orten zu ſehen, ſchlagen fehl; er wendet ſich ſchriftlich an ihre Mutter, die weichherziger als der Gatte, das Schreiben mindeſtens annahm. In dieſem Briefe, voll excentriſcher Ausdrücke über die Wahrhaftigkeit ſeiner Liebe wie ſeines Schmerzes, und über die unbeſchreibliche Liebenswürdigkeit ſeiner Eliſabeth, erklärt er dieſelbe nach wie vor für ſeine Braut, ſich für ihren Verlobten, der

Digitized by Google

er ewig die Treue halten werde; er bittet flehentlich die mit den zärtlichſten Mutternamen angeredete Frau um ihren Beiſtand zur Ausſöhnung mit ihrem Gemahl, um Troſt, Hülfe, um Mittheilung dieſer neuen Verſicherungen an die Tochter, und um Wiederzulaſſung in das verbotene Haus "damit ich meinen Engel nur ſehen kann! Ich will niemals länger als ein Viertelſtündchen bei Ihnen bleiben, ach ich verlange ja, bis mein Vater ſein Amen geſprochen, in der Welt nichts weiter, als nur meine geliebteſte Braut, dieſen wahren Engel zu ſehen! Ach theuerſte Frau und verehrteſte Mutter, ſagen Sie doch dieſer meiner Geliebteſten, ja bis in den Tod Geliebteſten, an meiner Statt Million tauſend Verſicherungen meiner ewigen Liebe und Treue."

Vergebens; der Vater war nicht zu verſöhnen, ſein Vertrauen blieb dem unglücklichen Baron verſchloſſen. Einen Brief, den dieſer ihm zur Einſendung an den alten Baron ſchickte, worin er nun endlich unumwunden bekannte wie die Sachen ſtünden, nahm Arnold nicht an; die auch vom alten Baron entſchieden befohlene Zurückgabe der gewechſelten Ringe erfolgte, — jetzt erſt erfuhr der junge Baron die längſt ſtattgehabten Communicationen der Väter.

Dagegen war die ſchöne Eliſabeth keinen Augenblick in ihren Gefühlen für den Geliebten irre geworden. Ohne Zweifel hatte ihr der Vater jenen famöſen Brief deſſelben an ſeinen Bruder mitgetheilt, um ſie von ihrer unglücklichen Neigung für den "verrätheriſchen Böſewicht" zu heilen. Wenn dieſes Schreiben ſie aber auch etwas unſanft berührt haben mag, dennoch war ihre Zuverſicht, daß er grade ſo ſchreiben müſſe um zum Ziele zu kommen, und ihr Vertrauen in ſeine Liebe, Treue und Redlichkeit, gleich unerſchütterlich.

Dem alten Baron hatte Arnold alles Vorgefallene mitgetheilt. Derſelbe antwortete:

Digitized by Google

"da mir nun Ew. Hochedelgeboren sattsam anzeigen, daß die gewechselten Ringe zurückgegeben sind, und daß Sie meines Sohnes Character vollkommen kennen gelernt hätten, wie auch daß Sie Dero Einwilligung zu dieser von beiden Seiten unvortheilhaften Heirath nicht geben würden, so approbire ich völligst Dero Entschließung und versichere, gleiche Resolution gefaßt zu haben. Bin demnach froh, daß diese fatale Affaire nunmehro zu Ende gekommen ist, und habe die Ehre mit aller Hochachtung vor Ew. Hochedelgeboren und Dero sämmtliche Familie allstets zu sein, Dero ergebenster Diener."

Die Ansicht des alten Herrn, daß die fatale Affaire nunmehro zu Ende, war übrigens unbegründet. Die Handlung des Drama's verwickelte sich im Laufe des Jahres 1771 nur noch mehr. — Diejenigen Leser aber, welche etwa die schlimme Ansicht der beiden Väter über den Character des jungen Barons theilen, und denselben bis hieher für einen leichtfertigen Schmetterling, oder gar für einen boshaften Spieler mit Mädchenherzen zu halten versucht sind, werden hernach einräumen müssen, daß mindestens von diesem Zeitpunkte an es ihm ein wahrhaftiger Ernst gewesen sei mit seiner Liebe und Treue, mit seinen Heiraths-Absichten. Es wäre sonst völlig unerklärlich, weshalb er so ungeheure Anstrengungen unternommen, in so tausendfache Unruhe und Widerwärtigkeit sich gestürzt haben sollte. Die ganze Liebschaft dauerte nun schon über zwei Jahre. Während der Eifer eines gewöhnlichen Galans in solchem Zeitraume und an so vielen Klippen längst gescheitert und erkaltet wäre, verdoppelte der Baron vielmehr seine Anstrengungen in diesem dritten Jahre, in welchem ihm, durch die Trennung von seiner Angebeteten, die Gewalt seiner Liebe zu ihr, die Unmöglichkeit, ohne sie zu leben, nur noch entschiedener bewußt wurde.

Digitized by Google

Er miethete (außer seinem gewöhnlichen Logis) noch ein Stübchen dem Arnoldschen Hause am großen Burstah gegenüber. Daselbst brachte er alle seine freien Stunden zu, um der Geliebten möglichst nahe zu sein, um Gelegenheit zu haben sie, wenn auch nur von Weitem, zu sehen, ihr Grüße und Liebesbetheuerungen zuzuwinken, und eben solche armselige Tröstungen unglücklichen Liebesschmerzes von ihr zu empfangen; — vielleicht auch um eine Möglichkeit zu erspähen, einmal in Abwesenheit der Eltern unbemerkt dem Gegenstande seiner heißen Sehnsucht zu Füßen zu fallen.

Neben seinem eigenen Bedienten verwendete er noch den im hiesigen Artillerie-Corps stehenden Dambeck, der in dienstfreien Stunden das Gewerbe eines Lohndieners trieb, und hinlänglich mit hiesigen Zuständen bekannt war, um ihm bei Besorgung von zarten Briefchen, bei Erforschung von Nachrichten aus dem Arnoldschen Hause, gute Hülfe leisten zu können. Wenn Waldau Abends seine Geliebte in irgend einem befreundeten Hause zum Souper geladen wußte, so hielt er sich in der Nähe verborgen, um beim Hin- und Herfahren die holde Gestalt ein- oder aussteigen zu sehen, und ihres Anblicks sich zu erfreuen. So war's z. B. eines Winterabends, als Elisabeth eine Gesellschaft im L.'schen Hause auf dem Hürter besuchte; fast scheint es, als wenn es ihm bei dieser Gelegenheit gelungen sei, ihr einige Worte zuzuflüstern, Worte des Trostes, der Liebe, auch Worte der Verabredung, wie man einen geheimen Commerz einrichten könne, trotz der elterlichen Argusaugen.

Jedenfalls gelangten einige seiner Liebesbriefe glücklich in die rechten Hände. Gleichfalls scheint manch verstohlenes Rendez-vous zu Anfang dieses Leidensjahres gelungen zu sein. Vielleicht boten einige zum Theil schon verheirathete Freundinnen Elisabeths, die der Baron zu gewinnen verstand,

Digitized by Google

hülfreiche Hand. Auch ältere Damen seiner Bekanntschaft, die er zu Vertrauten seines Schmerzes gemacht hatte, scheinen voll Mitleid über das unglückliche Liebespaar, nicht nur Trost und Beruhigung gespendet, sondern auch ihre Vermittelung zur Aussöhnung des Herrn Arnold versucht zu haben. Die Protection des Geheimen Raths und Ministers von Hecht, deren der junge Baron sich erfreute, war in jener Epoche mehr nach Außen hin, auf Gewinnung des "gnädigen Herrn Papa" oder seiner militairischen Vorgesetzten gerichtet.

Inzwischen verschlimmerte sich die Lage der Liebenden mehr und mehr. Herr Arnold war hinter den verbotenen Commerz seiner Tochter mit ihrem Verehrer gekommen. Mehrere der geheimen Depeschen waren in seine Hände gerathen, sie entdeckten ihm Dinge die sein Haar sträuben machten. Aus gewissen Andeutungen entnahm der aufgeregte Mann des Barons schwarzen Anschlag: "seinem Teufelswerke noch durch eine Entführung, durch einen Menschenraub, die höllische Krone aufzusetzen." Klug genug, um bei dem geringen juristischen Gewicht seiner Verdachtsgründe jedes öffentliche Aufsehen zu vermeiden, bezwang er sich soweit, daß er gegen den Baron keine Schritte bei den Behörden unternahm. Aber die arme Elisabeth mußte doppelt darunter leiden; sie wurde wie eine Gefangene behandelt, war stets bewacht und nur dann mit sich und ihrem Liebesgram allein, wenn sie in einem dunkeln Hinterzimmer des väterlichen Hauses eingeschlossen war. Dieser Aufenthalt wurde ihr immer häufiger zu Theil, je entschiedener sie die Unwandelbarkeit ihrer Liebe zu dem Manne ihrer Herzens bekannte, je bestimmter sie sich weigerte, jemals von ihm zu lassen. Die Energie des Duldens erscheint bei ihr so groß gewesen zu sein, als die Energie des Handelns bei'm Baron, welcher natürlich immer eifriger an den als letztes Mittel betrachteten Entführungs-Plan

Digitized by Google

dachte, und ſeine ängſtliche Geliebte für denſelben zu gewinnen ſuchte.

Einige Briefe Waldau's an Eliſabeth mögen dieſen Zeitraum erläutern, und zugleich als Probe der damaligen Liebesſprache in gebildeten Ständen dienen.

I.

Meine allertheuerſte, und bis zum letzten Hauche von ganzer Seele geliebteſte, vor dem Angeſichte des Allwiſſenden verlobte Braut! Engliſches Herzens-Bettgen!

Möge der barmherzige Himmel, welcher meine Aufrichtigkeit kennt, mir nur ſo viel Gnade ſchenken, daß er Dero Herz regiere, Sie Ihr Gewiſſen bewahren und Ihre Schwüre bedenken lehre, woran ich, Gott iſt mein Zeuge, nicht zweifeln will!

Dieſer Gedanke iſt wahrhaftig das Einzige, was mich bei meiner gegenwärtigen Desperation und beinahigen Verzweiflung retten und mein mühſeliges Leben verlängern kann!

Ich muß nun kürzlich erzählen, auf was vor Art man mit mir Armen iſt umgegangen.

Durch ein erſchreckliches Schreiben meines Herrn Vaters habe ich erfahren, daß Ihr Herr Vater dreimal meinem Papa geſchrieben, ihm alle meine Briefe an Sie und an Ihre Eltern überſchickt, und ihm declarirt hat, daß nunmehr ſowohl er als Sie die Heirath als völlig aufgegeben anſehen.

Was Ihr Vater mehr von mir, und was mein Vater an mich geſchrieben, das verſchweige ich Ihnen, um Ihr treues Herz nicht noch mehr zu betrüben, kurz er befahl mir, mit dem Vermelden, daß er vor Chagrin kaum noch lebendig ſei, Ihnen den Ring wiederzugeben. Das mußte nun noch geſchehen, und übergehen will ich hier meine Verzweifelung darüber. Unmöglich kann aber damit Alles zwiſchen uns aus ſein. Ich kann mir es denken, wie man Sie, theuerſter

Digitized by Google

Engel, ſo lange gemartert hat, bis Sie den Ring herausgegeben haben.

Ich beſchwöre Sie alſo, wo Sie nach alle dem, was Sie um meinetwillen ausgeſtanden (ſo mir das Herz zerreißet, ich auch morgen dieſes Herzſchlagen an meinen Vater melden werde) ich ſage: wo Sie noch die nämliche Liebe und Treue zu mir haben, ſo thun Sie mir ſolches kund, geben Sie mir ein Zeichen zur Verſicherung und laſſen Sie mir ſagen, ob Sie den nämlichen Ring, oder einen andern, einen ordentlichen Trauring von mir haben wollen. Wenn Sie dieſes thun, wenn Sie Ihre Schwüre halten, daß Sie niemahlen von mir ablaſſen, noch viel wöniger einen Andern heirathen wollen, es mag kommen, wie es wolle, ſo thue ich Ihnen auch von meiner Seite nachſtehenden Eyd vor dem Angeſichte Gottes, bei meinem völligen Verſtande und Bewußtſein:

> Ich Hans Freiherr von Waldau, ſchwöre zu Gott dem Allmächtigen, daß ich niemahlen an der ewigen Seeligkeit theilhaben will, wenn ich meinen Schwur breche, und jemahlen eine Andere als Sie heirathe; ferner, daß ich, ſobald ich meinen Vater ſpreche, mich zu ſeinen Füßen werfen, und ihn um ſeine Einwilligung bitten will, und daß ich im allerſchlimmſten Falle doch gleich nach deſſen Abſterben (wobei ich auch ſchwöre, daß ich nicht etwa meines Vaters Tod wünſche, ſondern ihn mit Geduld abwarten will) ſogleich unſer Ehebündniß vollziehen will; auch rufe ich den Höchſten zum Zeugen, daß ich alle Strafen des göttlichen Gerichts über mich nehmen will, wenn ich gegenwärtig eine Gelegenheit vorbei laſſen ſollte, meinen Vater zu beſänftigen. So wahr mir Gott helfe und ſein heiliges Wort. Amen.

Ich bitte Gott, daß er es Ihrem Vater vergeben möge, was

Digitized by Google

er Ihnen Leids gethan, und was er von mir gesaget und geschrieben hat: daß ich ein Betrüger, Bösewicht, Ungeheuer, ein Teufel, ein Damien sei, und daß mich die Erde verschlingen möge. Ich weiß auch, daß er dennoch Sie mir nicht versagt, wenn ich nur gleich im Stande wäre, Sie zu heirathen.

Lassen Sie mir nur sagen, wie ich mich gegen Sie verhalten soll, ob ich zu Hause bleiben, oder ausgehen soll, und in was vor Gesellschaften. Sie werden dann schon inne werden, wie ich mich nach Ihrem Befehle richten werde. — Ach, ich verfluche jetzo jede Stunde, die ich vormals in anderer Gesellschaft als in der Ihrigen zubrachte. Geben Sie sich um Gotteswillen ebenso viele Mühe, mich einmal zu sehen und zu sprechen, als ich thun werde. Und beten sie täglich vor mich, wie ich vor Sie tagtäglich thun werde.

Der große Gott wolle geben, daß ich bald Tröstlicheres Ihnen vermelden könne.

Ich bin, bis mir die Seele ausfährt, Dero, meiner theuersten und in Gott verlobten Braut, und meines englischen Bettgens treugehorsamster Schatz und Diener, Baron de W. Millionen Thränen sind das Siegel, ich kann vor Schmerzen nichts mehr sagen.

II.

(Zwischen dem vorigen und den folgenden Briefen mögen Monate liegen. Die Liebenden haben sich inzwischen völlig verständigt. Das trauliche "Du" bezeichnet die im Unglück nur gewachsene Innigkeit und läßt auf genossene Sonnenblicke des Wiedersehens schließen.)

An Dich, Du allertheuerstes, einziges, und bis mir dereinst der Odem ausfährt geliebtestes Herzens-Bettgen! Mein Alles!

Du kannst Dir leicht vorstellen daß ich die vorige Nacht ebenso mit dem Tode gerungen habe, als Du wohl wirst ge-

Digitized by Google

than haben; ich will Dir nur ſoviel in Eil vermelden, als meine Kräfte erlauben.

Ich habe keinen Antheil daran, daß geſtern der Inſpector mit Deinem Papa geſprochen. Er mußte es auf Befehl des Herrn von Hecht thun, und dieſer unſer Beſchützer that es aus größter Redlichkeit. Meine Sache muß nun an den Thron gehen; mein allergnädigſter König wird ſich gewiß ſeines treuen Unterthans, der ihm 13 Jahre lang rechtſchaffen gedient, annehmen.

Dein Vater will ſich zwar in nichts einlaſſen, iſt aber doch ſo ziemlich vernünftig geweſen. Sollte er Dich Engel aber wieder eingeſperrt haben (was ich fürchten muß, da ich Dich geſtern nicht geſehen) ſo verliere nur als eine wahre Chriſtin nicht die Geduld, wir ſind gewiß bald am Ende unſrer Noth, die ſtets am größten, wenn die Hülfe am nächſten.

Ich ſchwöre Dir nochmals, vor dem Angeſichte der heiligen Dreifaltigkeit, daß ich nimmermehr der ewigen Seeligkeit genießen will, wenn ich Dich verlaſſe, oder von hier abreiſe, ehe dem Du meine Frau biſt.

Kannſt Du am hellen Tage nicht vor die Thüre kommen, ſo werde ich es abpaſſen, ſobald dein Vater einmal ſpatzieren gefahren iſt; dann werde ich mit Gewalt in's Haus ſtürzen, und ſtärker ſein als alle Eure Leute; ich werde Dich retten, oder mit Dir das Leben verlieren. Fürchte Dich nicht, Gott ſtehet der gerechten Sache bei. Du wirſt es ſchon einmal möglich machen können, bis an die Treppe zu kommen, wenn ich Dir winken werde. Kurz, hoffe auf Gott und vertraue mir, und laſſe Dir nie den verfluchten Gedanken beikommen, daß ich Dich verlaſſen könnte. Ich will Dich retten, und werde es thun.

Nichts als der Tod, — aber kein Menſch, kein Engel und kein Teufel — kann je fähig ſein uns zu ſcheiden, und

Digitized by Google

müſſen wir Beide ſterben, ſo wollen wir als Märtyrer der Liebe und Treue ſterben, und Gott vertrauen, daß wir auch in jenem Leben in der Herrlichkeit bei einander ſein werden.

Getroſt, ſtandhaft! bei Gott iſt nichts unmöglich. Es wendet bis in den Tod Alles an Dich zu retten, Dein allergetreuſter, vor Gott und der Welt Verlobter Baron de Waldau.

III.

Mein einziger Engel! Ich habe geſtern Herrn Sch. bei dir geſehen, und bin wahrhaftig ſo krank, daß ich kaum die Feder halten kann. Ich bitte Dich, um der heiligen fünf Wunden unſres Erlöſers willen, mir treu zu bleiben. Der Herr Geheime Rath von Hecht hat mir die Verſicherung gegeben daß er ſogleich Herrn Sch. zu ſich bitten will, damit ich ihn ſprechen kann. Er verſichert mich auch, daß ich nichts zu beſorgen habe. Vielleicht kann uns Herr Sch. dienen. Wenn er nur einmal bei Euch gebeten würde, ſo würdeſt Du ja Gelegenheit haben! Der würdige Herr von Hecht nimmt ſich meiner in allen Stücken an. Unſer Glück ſteht bei Dir, Gott lenke Dein Herz! gieb mir nur eine Zeile Verſicherung, ſonſt entſteht Mord und Todtſchlag. Dein, bis in den Sarg getreueſter Verlobter Baron de Waldau. Mit tauſend Millionen Grüßen.

IV.

An Dich, Du Gute, Du Treue, Du meine geliebte Eliſabeth! Ich ſehe Dein Leiden, es geht mir bis in's Innerſte der Seele. Gott wird und muß helfen. Ich habe mich feſt verflucht, nicht eher aus Hamburg zu weichen, als bis ich Dich als meine Frau mitnehmen kann. Und ſo bald es einmal möglich ſein wird, daß Du nur ein paar Schritte aus dem Hauſe wirſt gehen können, — dann ſollſt Du noch

Digitized by Google

in derſelben Stunde copulirt werden. Ich habe alles vorbereitet. O Engel, faſſe Dich nur, ſage kein Wort, es wird Alles gut werden. In Eil nur ſoviel. Dein, Dein, bis die Seel' ausfährt, Dein treueſter Baron de Waldau.

V.

Gottlob, daß ich dich doch geſtern geſehen habe. Ich bin, bei Gott! ganz in Verzückung gerathen, als ich ſahe, daß Du es wönigſtens Dir vorgenommen, geſtern Abend um 7 Uhr einen Verſuch zu machen. Ich habe zwar ſehr gut aufgepaßt, allein es muß künftig doch noch beſſer gehen, und mein Diener mit dem weißen Tuch muß ganz nahe bei Eurer Hausthüre ſtehen. Sonſt fehlt Dir die Courage, wenn Du weder ihn noch mich ſieheſt, bis an den Hahntrapp zu avanciren, ob es gleich nur wönige Schritte ſind. Denn etwas bänglicher Natur iſt mein liebſtes Herzblatt!

Aendert ſich aber Dein Bewachen nicht, ſo giebt's keinen beſſern Rath, als Dich aus dem Hauſe zu holen. Oder kannſt Du es gar nicht möglich machen, bis in die Thüre zu treten, mich vorher zu benachrichtigen, z. B., wenn der Papa ausgefahren oder in der Comödie iſt, mir deſſ' zum Zeichen ein Buch zu weiſen?

Kurzum, zeigſt Du mir das Buch, ſo werde ich ſogleich alles parat halten, und es Dir nicht zurechnen, wenn's ein paar Mal vergeblich iſt. Denn bei Gott! meine Liebe wächſt ſo ſtark, daß ich gar nicht mehr daran denken will, daß Du wirklich damals zu ängſtlich gezaudert haſt, als Du noch die Erlaubniß auszugehen und ſonſt einige Freiheit hatteſt.

Iſt es Dir möglich eine Zeile zu ſchreiben, ſo thue es! Oder mit einer Deiner Freundinnen zu reden, damit ich es erfahre, ob denn gar kein andres Mittel mehr bleibt als Dich mit Gewalt aus dem Hauſe zu holen. Kannſt Du mir böſe

Digitized by Google

sein, daß ich letzthin so hart geschrieben habe? o dann kennst Du meine Liebe und Treue nur halb; ich mußte wohl alles thun, um Dir unsre Gefahr, uns zu trennen, recht deutlich vor's Gemüth zu führen. Nun aber habe fest beschlossen, eher alles Unglück zu risquiren, als Dich mein Engel, auch nur auf kurze Zeit noch zu entbehren. In Eil, Dein allergetreuester Baron de Waldau. An mein herzensliebes getreues Bettgen!

Das Jahr 1771 sollte nicht ohne die verhängnißvolle Katastrophe zu Ende gehen. — Der schönen Elisabeth war es nicht nur factisch unmöglich, die von Waldau gewünschten Schritte zur Erleichterung einer Entführung zu thun, — sondern es lag auch in ihrer edeln Zartsinnigkeit eine unüberwindliche Abneigung gegen jedes Entgegenkommen auf solchem Wege. Der feurige Liebhaber mußte daher auf ihre thätige Beihülfe verzichten. Sein in obigen Briefen angedeuteter Plan, sie mit Gewalt aus des Vaters Hause zu holen, erwies sich ihm wohl selbst bei ruhigerem Erwägen als unausführbar. Er mußte also den Weg der Klugheit wählen, um mittelst einer Kriegslist zum Ziele zu gelangen. Dieser Weg war für das arme geängstete Mädchen der beste, er schonte ihr Gefühl und enthob sie dem verrätherischen Zustande des Mitwissens, während Waldau doch darauf rechnen konnte, daß sie im entscheidenden Momente sich gutwillig werde entführen lassen. Zur Ausführung des Plans gewann und instruirte der Baron oder sein Factotum Dambeck die Schwester desselben, des Stadtsoldaten Scheel Ehefrau; ebenso den Fuhrmann Schultz nebst Frau und deren Knecht. Der Feldscherer des hiesigen Preußischen Werbe-Commando's, Joh. Weiß, scheint jede Betheiligung an der gefährlichen Expedition abgelehnt zu haben.

Digitized by Google

Am Morgen des 5. December erſchien nun im Arnold'ſchen Hauſe eine reputirlich gekleidete Frau (die erwähnte Scheel) welche ein ſchönes Compliment von der Madame L. am holländiſchen Brook, und deren Einladung zum Thee an die beiden älteſten Demoiſellen überbrachte; da Herr L. in's Theater wolle, ſo könne der Wagen zuerſt die Damen abholen und nach dem holländiſchen Brook bringen. — Die Einladung der Madame L., einer Bekannten der Familie, war nichts Ungewöhnliches; der argloſe Vater konnte daher ſeine Einwilligung um ſo ruhiger geben, als in letzter Zeit von weiteren Nachſtellungen des Barons keine Spur vorgekommen war, und er der armen gequälten Tochter gern ein kleines Vergnügen gewährte.

Mit Dunkelwerden, 4 Uhr, (damals fingen Theebeſuche und Comödienſpiele früher an als jetzt) hielt eine Kutſche vor dem Hauſe, die beiden Demoiſellen ließen ſie nach Damenart etwas warten, dann ſtiegen ſie ein. Dem Arnold'ſchen Diener erklärte der Kutſcher, daß er völlig Beſcheid wiſſe.

Eliſabeth verſichert in ihrer ſpäteren Vernehmung: obſchon nichts Beſtimmtes zwiſchen ihr und Waldau verabredet geweſen, ſo habe ſie doch bei'm Empfang der Einladung die gewiſſe Ahnung gehabt, daß darunter ein Entführungsplan ihres Geliebten verborgen ſei; ſie habe ſich darauf gefaßt gemacht und heimlich einige unentbehrliche Gegenſtände mitgenommen. Deshalb wäre ſie dann in heftigſter Gemüthsbewegung vom Hauſe gefahren, was ihrer völlig argloſen Schweſter freilich nicht aufgefallen ſei.

Als nun der Wagen auf dem holländiſchen Brook dem L.'ſchen Hauſe vorbeifuhr, und der Kutſcher, unter dem Vorwande, er könne nicht umwenden, ſtill hielt und die Damen auszuſteigen bat, da trat ein Mann im Mantel an den Wagen, öffnete den Schlag, half der Schweſter haſtig aus dem Wagen,

Digitized by Google

drängte die in dieſem entſcheidenden Augenblicke vor innerer Bewegung laut aufſchreiende Eliſabeth in die Kutſche zurück, ſchlug die Thüre zu und ſprang hinten auf, wonach der Wagen ſehr raſch davon jagte. Ein anderer Mann ſtand unfern dabei und eilte zu Fuß fort.

Die auf's Aeußerſte beſtürzte Schweſter, welche Eliſabeth's Schreien für Zeichen ihres Widerſtandes nahm, eilte zuerſt zu der ſehr erſtaunten Madame L., von der ſie erfuhr, daß eine Einladung gar nicht von dieſer ausgegangen. Die Vermuthung, daß eine Entführung beabſichtigt werde, lag nahe, augenblicklich traf Herr Arnold alle dienlichen Anſtalten zur Auffindung der Flüchtigen. Sein Denuntiations-Schreiben an den Prätor zeugt ebenſo ſehr von dem Schmerz und Zorn des tiefgekränkten Vaters als von der beſonnenen Umſicht des klugen Geſchäftsmannes. Der Ober-Bruchvogt Matthias Meyer und das ganze Polizei-Perſonal kam auf die Beine, um den Verſchwundenen nachzuſpüren. Eine Berechnung der Zeit ergab, daß ſie bei der anfänglichen Verſpätung der Abfahrt, das Thor noch nicht konnten erreicht haben, als daſſelbe (damaligem Feſtungsbrauche gemäß) völlig und ohne Möglichkeit des Hinauslaſſens geſchloſſen geweſen ſein mußte. Sie waren deshalb noch innerhalb der Stadt zu ſuchen. An allen Thoren wurden Veranſtaltungen getroffen, um ihr Entweichen am nächſten Morgen unmöglich zu machen. Sie waren alſo ſchon ſo gut wie gefangen.

Jener Mann im Mantel, der Lohndiener Dambeck, dirigirte den Wagen durch abgelegene Gaſſen nach der Steinſtraße, wo der gedachte Feldſcherer Weiß ſein Quartier hatte. Dahin führte er die mehr todte als lebendige Eliſabeth, die erſt wieder zu ſich kam, als ſie ihren Geliebten eintreten ſah. Ueber dies Wiederſehen ſind keine Zeugenausſagen deponirt. Allerdings verhinderte der Thorſchluß die weitere Flucht,

Digitized by Google

die man nun erſt am nächſten Morgen mit dem Tagesgrauen fortſetzen konnte, um an dem erſten beſten Orte (vermuthlich Wandsbeck) die Trauung vorzunehmen. Wo aber ſo lange bleiben? Der Feldſcherer bat dringend, ihn mit der gefährlichen Beherbergung zu verſchonen; ſein Quartier bot auch keine anſtändige Gelegenheit zu Eliſabeth's Uebernachtung. Deshalb ließ Waldau durch Dambeck in der nur wenige Schritte davon belegenen "Traube" (einem noch exiſtirenden Gaſthofe) Zimmer beſtellen und wärmen, wohin er dann ſeine verſchleierte Geliebte führte. Um ihr weibliche Bedienung zu geben, wurde Dambeck's Schweſter geholt, welche auch, nebſt der Wirthin des Hauſes, die Nacht bei ihr zubrachte, während der Baron in einem andern Stockwerk des Gaſthofes übernachtete.

Indeſſen hatten die Nachforſchungen des Ober-Bruchvogtes wie Arnold's eifrige Erkundigungen den Fuhrmann Schultz und Frau als Eigner der Entführungskutſche ermittelt, (der Knecht hatte ſich vorläufig abſentirt.) Noch in derſelben Nacht wurden ſie verhört. Freilich ſtellten ſie ſich ſehr unſchuldig, wiederholten auch am nächſten Tage die Behauptung ihrer Unwiſſenheit, indeß kam doch Dambeck's Betheiligung an's Licht. Derſelbe wurde gegen Morgen arretirt und von dem Actuar Lic. Grotjan vernommen. — Bei den vom Baron inzwiſchen erkundeten Anſtalten in den Thoren konnte derſelbe an kein Entweichen aus der Stadt denken. Bald darauf war auch die Traube als Verſteck der Flüchtigen entdeckt, und ſofort wurde die Verhaftung Eliſabeth's, durch Poſtirung zweier Soldaten vor die Thüre des Hauſes, bewerkſtelligt. Der Baron offerirte ſein Ehrenwort und ſonſtige Caution nicht von hinnen zu weichen, womit man zufrieden war.

Zufolge der Denuntiation des Herrn Arnold, welcher "den Erzböſewicht, der dieſe Tragédie angeſtiftet, und ſeine

saubern Spießgesellen, so an der infamen Action des Straßen- und Menschen-Raubes theilgenommen," nach der Strenge des statutarischen Gesetzes bestraft wissen wollte, wurde die Untersuchung zur Ermittelung des Thatbestandes fortgesetzt. Es wurden noch andere Personen, darunter auch der Feldscherer Weiß und der inzwischen aufgefundene Kutscherknecht Todenhoff verhört und theilweise beeidigt. Am 6. December wurde die schöne Elisabeth vor den Prätor geführt, jedoch in der rücksichtsvollen Form "durch den Adjutanten" und in einer Kutsche. Der als p. t. Actuarius fungirende Procurator Abraham August Abendroth (der Vater des späteren Bürgermeisters) war mit ihrer Vernehmung beauftragt. Sie deponirte in guter Fassung das bereits Mitgetheilte, betheuerte, daß sie nicht zwangsweise, sondern so gut als mit ihrem Wissen und Willen entführt worden sei, daß sie und ihr Geliebter nur längst Beschlossenes versucht hätten, daß ihr etwaniges Schreien im Wagen ein unfreiwilliges gewesen sei, weil in jenem Augenblicke eine innere Erschütterung sie erfaßt habe; endlich declarirte sie feierlich: "daß sie eher ihr Leben verlieren, als von ihrem Geliebten lassen werde, von dem sie sich eines Gleichen versichert halte. Sie Beide wollten sich aus kindlicher Pflicht ihren geliebten Eltern zu Füßen werfen, um Vergebung zu erhalten. Eine hohe Obrigkeit möge sich nur, darum flehe sie, zu ihrem Besten huldreichst verwenden." Hierauf geleitete der Adjutant sie wieder zu Wagen nach ihrem Gewahrsam in der Traube zurück, wo ihr des Vaters Haushälterin zur Gesellschaft beigegeben wurde.

Selbigen Tages empfing der Prätor (Senator Caspar Vogt, des bekannten Baron Vogt's Vater) ein Schreiben Waldau's. Darin erklärte er: daß er die Demoiselle Arnold als seine verlobte Braut, ja als seine Gemahlin betrachte, weshalb er (mit ihrer Beistimmung) nach dem ihm

vorenthaltenen Besitz ihrer werthen Person getrachtet habe, um die Trauung zu vollziehen. Er betheuerte, die Trauung augenblicklich vornehmen zu wollen, sobald die Umstände und vor allem der aufgebrachte Vater, es gestatteten, welchen zu besänftigen, er sein Möglichstes zu thun versprach. Den Schritt der Entführung habe er mit Widerstreben und nur erst dann ausgeführt, als kein andres Mittel geblieben, da es, bei der tyrannischen Behandlung seiner Braut durch ihren Vater, auf Leben oder Tod angekommen sei. Er erbot sich zu allen erforderlichen Beweisen und stellte sich unter seines Gesandten Befehl, mit dessen Wissen er zu jeder Vernehmung bereit sei.

Die Sache ließ, durch vielseitige Vermittelung versöhnlich geleitet, nicht übel an. Schon am 9. December erklärte Herr Arnold, daß er sich mit Herrn von Waldau verglichen und die Copulation auf den 10. December festgesetzt habe, weshalb er ersuchte, seine Tochter nunmehr aus ihrer Haft zu entlassen, was aber der Stand der Sache noch nicht erlaubte. Es hatte nämlich inzwischen der Preußische Gesandte Herr von Hecht dem Senate eröffnet, daß er, trotz aller seiner Sympathien mit dieser Heiraths-Angelegenheit, dennoch augenblicklich die Trauung nicht gestatten könne, weil kein Preußischer Officier ohne königliche Erlaubniß heirathen dürfe, und Herr von Waldau weder diese, noch seinen Abschied erhalten habe. — Waldau, ein förmliches Verbot fürchtend, traf Anstalten zu einer heimlichen Trauung, wurde aber an der Ausführung verhindert, indem der Chef des hiesigen Preußischen Werbe-Detachements, Major von Dickhayer, in voller Uniform zu Pferde vor seines heirathslustigen Lieutenants Quartier kam, und die Copulation abcommandirte.

Dieser unangenehme, freilich nur von einem leidenschaftlich erregten Liebenden unberücksichtigt gewesene Zwischenfall,

Digitized by Google

verſetzte den alten Arnold wieder in ſeinen vorigen Zorn. Der kaum zurückgedrängte Verdacht: daß der Baron nur geſonnen ſei, ſeine Tochter unglücklich zu machen, nicht aber ſie zu heirathen, erwachte wieder. Er nahm für gewiß an, daß Waldau ſowohl Herrn von Hecht's als des Majors Trauungsverbote vorhergeſehen und grade deshalb ſeine Bereitwilligkeit fingirt habe. — In einem P. M. an Herrn Syndicus Sillem erklärte er, nur noch kurze Zeit auf die Erfüllung der Verpflichtung des Barons warten zu wollen, ehe er den fiscaliſchen Proceß beantragen werde, von dem er als guter Patriot, ſeine Tochter nicht ausgeſchloſſen ſehen möchte. Uebrigens aber bat er um Entlaſſung derſelben aus dem Arreſt, da ihr, von täglichen ſchreckenvollen und herzangreifenden Auftritten äußerſt geſchwächter Geſundheitszuſtand eine ſorgliche Pflege im elterlichen Hauſe erforderte. Folgenden Tages ſchrieb er etwas beruhigter: da ihm ſo eben eine vornehme Hand mittheile, daß alle Maaßregeln getroffen ſeien, um ihm und ſeiner Familie eine hinlängliche Reparation d'honneur zu verſchaffen, ſo bäte er von ſeinem geſtrigen Vortrag noch keine Notiz zu nehmen, jedoch die Freilaſſung ſeiner Tochter zu vermitteln.

Selbigen Tages ſupplicirte auch der Baron an den Senat. Unter Betheuerung ſeiner von jeher ehrenhaften und ernſtlichen Heirathsabſichten, entſchuldigt er (durch ſeine heftige Leidenſchaft und die Nothwendigkeit den aufreibenden Zuſtand durch eine raſche That zu beendigen), die von ihm verſuchte Entführung ſeiner Geliebten. Er erklärt, erſt jetzt belehrt zu ſein, daß die Einwilligung derſelben die Strafbarkeit dieſes Vergehens höchſtens mildere, nicht aufhebe, und bittet, ihm ſolche Geſetzesunkunde zu Gute zu halten, den begangenen Fehler zu verzeihen, und auch ſeinen beiden Gehülfen (Dambeck und Todenhoff) Gnade angedeihen zu laſſen, welche ins

Digitized by Google

Verderben gestürzt zu haben ihn sonst zeitlebens beunruhigen würde. — An eben demselben Tage gab auch der Preußische Gesandte dem Senat zu erkennen, daß gegründete Hoffnung vorhanden sei, diese delicate Angelegenheit durch die Generale von Röder und von Seydlitz zu "appaisiren." Deshalb bäte er, ihn jetzt noch nicht durch einen Antrag auf Bestrafung des Barons in die Nothwendigkeit zu versetzen, dem Könige die Sache von dieser Seite vorzulegen, — auf welche Bitte der Senat einging. Die Sache blieb demnach in der Schwebe, nur erhielt der Weddeherr die Weisung, vorläufig die Trauung des Paares nicht zu gestatten, worauf die Verhaftung Elisabeths, unter den erforderlichen Vorbehalten verwirkter Strafe u. s. w. aufgehoben wurde. — Noch selbigen Tages kam die arme Elisabeth nach sechstägiger fast ebenso lange in Haft zugebrachter Abwesenheit, in das elterliche Haus zurück.

Nach einigen in banger Erwartung der weiteren Entwickelung des Drama's verlebten Wochen, schrieb der alte Baron an Herrn Arnold:

> "Bestürzt und verwundrungsvoll habe ich aus Dero Schreiben die schlechte Conduite meines Sohnes und seine Entführung Dero Mademoiselle Tochter ersehen; nicht hätte ich mir einfallen lassen, daß er derlei unverantwortliche Proceduren vornehmen könnte, welche wider alle vernünftige Lebensart streiten. Ich kann Ew. Hochedelgeboren Dero gerechten Haß und Unwillen, so Dieselben über meinen Sohn zu verstehen geben, keineswegs verdenken, und bedaure unser beiderseits Väter widriges Schicksal unendlich u. s. w."

Dieses Schreiben, kein Wort väterlicher Einwilligung in eine alles gut machende Heirath enthaltend, gab keinen Trost. Auch von dem Regiments-Chef des Lieutenants, dem General von Röder, und von dem Inspecteur der Cavallerie

Digitized by Google

General von Seydlitz, kamen unbefriedigende Antworten. Sie lehnten es vorläufig ab, beim Könige das Gesuch des Lieutenants um Heirathsconsens oder Abschied zu unterstützen, da außer der Revuezeit sich Niemand unterstehen dürfe, königlicher Majestät mit solchen Gesuchen zu kommen.

Inzwischen verhandelte der geplagte junge Baron eifrigst mit seinen hiesigen und auswärtigen Gönnern und Freunden. Den Bemühungen des Herrn Bürgermeister Schuback und des Herrn Syndicus Sillem gelang es, Herrn Arnold zu bewegen, mit einem Reverse des Barons, worin er sofort nach erhaltener allerhöchster Erlaubniß die Heirath zu vollziehen versprach, sich vorläufig zufrieden zu geben. Noch bündiger glaubte dieser sich zu verpflichten und Herrn Arnold zu beruhigen durch Ausstellung eines ferneren Reverses, worin er sein Ehrenwort verpfändete, daß er sich binnen einer Woche mit Elisabeth innerhalb oder außerhalb der Stadt copuliren lassen wolle; ein Versprechen, welches er vor einem Notar und in Gegenwart zweier Cameraden, der Lieutenants von Tschepe und von Pflug, sowie des Herrn Arnold, unterzeichnete. Unmittelbar darauf erhielt Waldau den Befehl, zu seinem Regimente zurückzukehren, aber weder diesem Befehl, noch jenem Versprechen konnte er nachkommen, da den von Aufregungen und Sorgen fast verzehrten jungen Mann ein Fieber überfiel, welches ihn an das Bett fesselte.

Der Senat, dem dies alles kund wurde, beschloß, die Sache vor der Hand gehen zu lassen, übrigens aber weder einem etwa nachgesuchten förmlichen Eheverbote zu willfahren, noch auf die ihm angesonnene Befürwortung des Heirathsconsenses beim Könige, einzugehen.

Auf Herrn Arnold wirkte diese neue Verzögerung, so unverschuldet sie auch von Seiten des jungen Barons war, höchst empfindlich. Dieser beklagte sich bitter in einem Schreiben

an Herrn Bürgermeiſter Schuback, über die unerträglich beleidigende Behandlung, die er deshalb zu erdulden habe, und fährt fort: "wäre meine Neigung für meine Braut nicht ſo unüberwindlich heftig, und ſuchte ich wirklich, wie Herr Arnold ſtets argwöhnt, eine Gelegenheit, um mich von ihr los zu machen, ſo könnte ich keinen ſchicklicheren Anlaß dazu finden. Allein da ich im Gegentheil dieſelbe ſo heftig liebe, als ſie mich liebet, und dennoch augenblicklich mir die Hände gebunden ſind, ſo kann ich nicht von ihr laſſen, wenn meine Geſundheit auch darüber zu Grunde gehen ſollte." — Die arme Eliſabeth war nicht minder krank und elend. Ihr Arzt erzählte dem Baron, ſie ſei ſchon ein wahres Skelett und unrettbar verloren, wenn nicht bald ruhigere Zuſtände eintreten würden, oder mindeſtens vorerſt die Trennung von ihrem Geliebten aufhöre. Ohne deſſen Zuſpruch ſei ſie der völligſten Troſtloſigkeit hingegeben, da keine Seele ſich ihrer annehme.

Wenn nun auch endlich der alte Baron (gegen Ende Januar 1772) ſeine Einwilligung zur Heirath gegeben hatte, ſo war damit noch wenig gewonnen. Denn es fehlte noch immer an dem königlichen Conſenſe oder dem Abſchiede.

Der alte Arnold hielt deshalb, trotz aller Abmahnungen höheren Ortes, ſeine gedroheten Schritte jetzt nicht länger zurück. Er erbat ſich Abſchrift aller Actenſtücke von Belang und wandte ſich (Februar 1772) in einer Immediat-Eingabe, (die Species facti mit vielen Beilagen enthaltend), an den König von Preußen, bei welchem er auf eine exemplariſche Beſtrafung des Lieutenants von Waldau antrug.

Von dieſem vielleicht alles verderbenden Schritte erhielt der Senat durch ſeinen Agenten in Berlin Kunde, welcher angewieſen wurde, auf vertraulichem Wege dahin zu wirken, daß eine gütliche Beilegung der Sache, durch die von dem

Digitized by Google

unglücklichen Liebespaare ſo heiß erſehnte Heirath, nicht für immer vereitelt werde. Wohl noch nie hatte ſich der Rath ſo ſehr für den glücklichen Verlauf einer hieſigen Liebesgeſchichte intereſſirt und ſich ſo vielfach, wenn auch zum Theil außeramtlich, dafür verwendet.

Da plötzlich, wie Alles auf der äußerſten Spitze ſtand, kam unerwartet eine günſtige Wendung. Ob des großen Friedrichs Zorn über die "unverantwortlichen Proceduren" des Lieutenants, durch das mehrjährige Unglück deſſelben ausgeglichen, ob ſein königliches Herz von der Treue der Liebenden gerührt war, — das muß dahin geſtellt bleiben. "Der Lieutenant kriegt den Abſchied, dann kann er die Demoiſelle meinetwegen heirathen," — ſo ungefähr wird der bündige Beſcheid gelautet haben.

Auf die erſte Nachricht von dieſer Löſung des gordiſchen Knotens eilte Waldau, die Heirath zu bereden. Er wünſchte die Trauung in Altona zu vollziehen, da kein hieſiger Prediger, bei noch unaufgehobener Beanſtandung, ſich dazu herbeigelaſſen hätte. Vater Arnold wollte aber ſeine Tochter nur im eigenen Hauſe getraut ſehen, deshalb veranſtaltete es der Baron, daß daſelbſt der Act ganz in der Stille vorgenommen werden konnte. An einem ſchönen Märzmorgen erſchien der Prediger einer der reformirten Gemeinden Altona's mit zweien Vorſtehern, in deren Gegenwart, wie im Beiſein der Arnold'ſchen Familie und zweier Preußiſcher Officiere in Uniform, die Trauung vollzogen wurde. Unmittelbar darauf reiſete das junge Ehepaar ab.

Erſt acht Tage ſpäter kam dies Ereigniß zur Kunde des Senats. So erwünſcht ihm auch grade dieſer Schluß der verzweifelten Angelegenheit war, ſo durfte er doch die ohne Erlaubniß durch einen fremden Prediger vorgenommene Copulation einer Bürgerstochter nicht ungerügt laſſen. Herrn

Digitized by Google

Arnold wurde eine Ordnungsſtrafe zuerkannt, die er mit Vergnügen bezahlte, und den Oberpräſidenten zu Altona erſuchte man, dahin zu wirken, daß künftig ſolche Uebergriffe nicht wieder vorkämen. — Endlich beſchloß der Senat ſeine Thätigkeit in dieſer Liebesgeſchichte durch eine ziemlich gelind ausfallende Beſtrafung der Entführungs-Gehülfen, welche übrigens ſicherlich von dem Baron in geeigneter Weiſe entſchädigt worden ſind.

Wenn nun die Leſer dieſer Erzählung einiges Intereſſe für den Baron und ſeine Eliſabeth gewonnen haben ſollten, ſo wird es ſie gewiß freuen, über deren ferneres Ergehen nur Gutes zu vernehmen. Man pflegt häufig zu argwöhnen, daß die ungewöhnlich lebendige, vom Hauch der Poeſie durchwehte Liebe ſpäterhin zu einer unbefriedigenden Ehe führe. Dieſe Anſicht wird durch unſer Paar widerlegt, dem zur billigen Entſchädigung für die Leiden ihrer romantiſchen Schule, eine ungeſtört glückliche Lebens-Idylle zu Theil geworden iſt.

Per tot discrimina! Nach ſo vielen Stürmen waren die Liebenden endlich in den erſehnten Hafen des Friedens eingelaufen! Als ſie Hamburg verlaſſen hatten, ſchufen ſie ſich auf einem Landgute in Schleſien ihr irdiſches Paradies, in welchem es keine Schlange, kein flammendes Schwert gab. Nach faſt 40jähriger Ehe ſtarb der Baron. Seine Gemahlin fand im Hauſe ihres Sohnes (des einzigen ihr beſchiedenen Kindes) einen troſtreichen Aufenthalt, den drei Enkel verſchönern halfen. Sie erreichte ein ungewöhnlich hohes Alter und ſtarb endlich ſanft und ſelig im Jahre 1831.

Digitized by Google

43. Vom Rechte der älteſten Tochter.

(1739.)

"Es iſt nicht Sitte in unſerm Lande, daß man die jüngſte Tochter ausgebe vor der älteſten," — ſo ſprach, nach 1. Moſ. 29, 26, Vater Laban zu ſeinem Neffen und Eidam Jacob, als dieſer, überraſchender Weiſe, ſtatt der erſehnten ſchönen Rahel, deren ältere Schweſter Lea mit dem blöden Geſichte zur Frau bekommen hatte, und ſich bequemen mußte, ſie zu behalten.

Dieſe Sitte des iſraelitiſchen Alterthums ſcheint auch in die germaniſche Chriſtenheit übergegangen, und namentlich hier in Hamburg noch vor hundert Jahren in ſtrenger Herrſchaft verblieben zu ſein, alſo, daß die älteſte Tochter in einer Familie das Recht beſaß, zuerſt und vor ihren jüngeren Schweſtern verheirathet zu werden, welche ſo lange ledig bleiben mußten, bis jene ihren Mann gefunden hatte, oder bis ſie es ausdrücklich erlaubte. Bekam ſie keinen, oder verweigerte ſie, auf ihrem Rechte beſtehend, den Conſens, ſo mußten die Schweſtern auch ohne Männer durch's Leben pilgern. Milde Ausnahmen werden genug vorgefallen ſein, aber dennoch blieb die Regel in ſteter Obſervanz. Es war einmal ſo, alle Welt wußte das, Jeder konnte ſeine Herzens-Angelegenheiten darnach einrichten, und mußte ſich den Schaden ſelbſt beimeſſen, wenn er ſich dennoch von waghalſigen Liebesgedanken beſchleichen ließ. Daß dies herkömmliche Recht vollkommen übereinſtimmte mit der ſyſtematiſch genauen Haus-Ordnung unſrer Vorfahren, daß es in ſehr kluger auf Männer-Kenntniß begründeter Weiſe die Stellung einer älteſten Tochter äußerſt begünſtigte, wird Niemand leugnen, — aber ebenſo wenig auch: daß es vorkommenden Falls für die jüngere und deren Sponſen zum verzweifelt grauſamen Unrecht werden konnte.

Digitized by Google

Das hat um 1739 Derjenige erfahren müſſen, deſſen Heirathsgeſchichte hier erzählt werden ſoll.

Er war ein wackerer junger Kaufmann, guter Eltern frommes Kind. Als Jüngling hatte er alle Plackereien ſeiner ſelbſt nach damaligen Begriffen überaus harten Lehrzeit bei einem ſtrengen Principal, ſanftmüthig und geduldig (Dank ſei's der Holdſeligkeit einer der Töchter deſſelben) überſtanden, und dafür am Schluß des ſechſten Jahres als alleinigen Dank, 75 ℔ ſtatt des bedungenen neuen Kleides empfangen, wie dazumal üblich. Er war dann von ſeinem Vater, nach löblichem Herkommen, zu mehrerer Perfectionirung auf Reiſen geſchickt, — beiläufig: mit 83 ℔ 15 ß Reiſegeld, ſo daß er ſelber meinte, er habe wenig mehr denn jenen Wanderſtab, mit dem der Erzvater Jacob über den Jordan ging. Zuerſt nach London, — in 20 Tagen, länger dauerte dieſe Fahrt damals nicht, — ſpäter nach Frankreich und Holland, wo er überall ſich eifrigſt befliß, recht viel zu lernen, um ſeinen Eltern Freude und Ehre zu machen. Nach genugſamer Ausbildung war er in die Vaterſtadt heimgekehrt, Bürger geworden und hatte bald ſein Geſchäft in Schwung gebracht. Nunmehr wünſchte er ſich zu berathen, d. h. zu verehelichen, und gedachte natürlich des anmuthigen Schutzengels ſeiner bittern Lehrzeit. Er hatte der liebwerthen Jungfer allezeit, ſelbſt in Paris, ein getreues Andenken bewahrt, und ſie war ihm auch vom Herzen gut geblieben. Als ſie ſich zuerſt wiederum ſprachen, geſtanden ſie ſich mit ehrlichen ſchlichten Worten ihre innige Liebe, ihren Wunſch, einander für immer anzugehören. So weit ließ alles glücklich an, nur aus einem Umſtand ſchwante ihnen Uebles: ſie war die jüngere Tochter, und die ältere war noch zu begeben! Indeſſen, dem Muthigen gehört die Welt, drum verſuchte er ſein Heil. Zuvörderſt bei ſeinen Eltern, ohne deren Conſens das Verlöbniß unmög-

Digitized by Google

lich war. Sie willigten gern in ihres guten Sohnes Wunſch, und befugten ihn, ſeine Sponſalien weiter zu fördern. Demnach ſchickte er zwei angeſehene Männer in Feſtkleidern als ſeine Freiwerber zum Vater des Mädchens. Dieſer nimmt ſie und den Antrag wohl auf, erklärt ſich über denſelben erfreut und geehrt, erbittet die übliche Bedenkzeit und verſpricht ſodann Beſcheid. Statt der Antwort aber macht er allerhand Ausflüchte, verzögert die Entſcheidung von Woche zu Monat. Endlich, von allen Seiten gedrängt, rückt er ſehr verlegen mit der Sprache heraus: ihm, ſeines Orts, wäre dieſer Schwiegerſohn juſt gerade völlig recht, und die beworbene Tochter thäte nichts lieber, als ihn gleich vom Fleck wegheirathen; aber — aber, er müſſe leider Gottes ſehr bedauern, dennoch nicht dienen zu können, da ſeine ältere annoch ledige Tochter ſchlechterdings nicht einwilligen wolle, daß die jüngere Schweſter vor ihr ſich verheirathe, — müſſe daher mit tiefſtem Leidweſen den ehrenvollen Antrag ablehnen, weil es nicht Sitte ſei im Lande, daß man die jüngſte Tochter vor der älteſten ausgebe, u. ſ. w. — Das mußten denn auch die Werber, und am Ende ſogar der arme Freiersmann ganz in der Ordnung finden, wenngleich er die leidige ledige Schweſter verwünſchte, und über den Korb ſich äußerſt betrübte.

Es war eine völlig hoffnungsloſe Geſchichte. Die eigenſinnige mißgünſtige Erſtgeborene war eine ſo unliebſame Lea, daß man's vorausſah, ſie würde nimmermehr einen Partner für's Leben finden, alſo war auf dieſen Fall kein Abwarten möglich. An Vater Jacob's Auskunftsmittel, alle beide zu heirathen, konnte natürlich bei unſern Ehegeſetzen gar nicht gedacht werden. Darum hat denn auch der unglückliche Freier, als ihm in letzter Unterredung des Vaters Endbeſcheid wurde, ſogleich von ſeiner vermeintlich geweſenen

Digitized by Google

Jungfer Braut, unter beiderſeitiger Vergießung vieler Thränen für immer Abſchied genommen, denn gegen das Recht der älteſten Tochter gab's keine weitere Inſtanz, den graden Weg hatte die Lea verbaut, und zu Schleich- und Auswegen war das getrennte Paar zu brav.

So iſt's denn gekommen, die kaltherzige Lea iſt ledig geblieben und darüber iſt die ſchöne Rahel auch eine alte Jungfer geworden und hat keinen auf der Welt mit ihrem warmen Herzen voll inniger Liebe beglücken können!

Gut nur, daß der Abgewieſene ſo vernünftig war, nach einigen gerechter Trauer und ſtillem Schmerze gewidmeten Monaten, ſich zu beſinnen, ſeiner Liebſchaft, da's nun einmal nicht anders ſein konnte, völlig Valett zu ſagen, und anderswo als Freiersmann bei einer älteſten Tochter anzuklopfen, wo er denn auch ein bereitwilliges Jawort, beiderſeitigen Elternſegen und vom Himmel ein reiches Eheglück empfangen hat. Seine fünf Töchter haben alleſammt ganz nach der Ordnung, in der Reihenfolge ihres Alters, keine jüngere vor der älteren, geheirathet, was ſich aber ganz zwanglos ſo gemacht hat.

Sothane Begebenheit iſt keine Dichtung, ſondern reine Wahrheit. Der, dem ſie paſſirt iſt, der ſie auch ſchriftlich abgefaßt und mit andern Lebensnachrichten ſeiner Familie hinterlaſſen hat, war Jacob von Aren, der treffliche Vater des verdienſtvollen Oberalten Otto von Aren, und der liebenswürdigen Dichterin Chriſtine Weſtphalen.

Digitized by Google

44. Die Landparthien der Kloſterjungfern.

(Um 1750.)

"Ich bin ein Freund der Kloſterländer,
Und gönn' und wünſch' inſonderheit
Den rechten Kern der Segenspfänder
Der jungfräulichen Geiſtlichkeit."
Friedr. von Hagedorn.

Im vorigen Jahrhundert war es im St. Johanniskloſter Gebrauch, daß Domina und Conventualinnen während der ſchönen Sommerzeit einige Ausfahrten unternahmen, und zwar nach den Dörfern des Stifts und auf deſſen Koſten. Einmal ging's nach Eimsbüttel, wo man ſich ohne romantiſche Waldeinſamkeits-Gefühle der Nutzbarkeit des herrlichen Gehölzes freute, deſſen Spuren noch heut zu Tage in den mächtigen Bäumen einiger Gärten bei Heuß Hof zu entdecken ſind. — Ein andres Mal fuhr man nach Groß-Borſtel bis zur Förſterei (jetzt "bei'm Borſteler Jäger" genannt) woſelbſt man ebenfalls den guten Wintertroſt betrachtete, Holz und Torf, in die braunen Moore kuckte, auch wohl jenen Waldhügel beſtieg, den man "den kleinen Licentiaten-Berg" zu nennen pflegt; — der tiefen Sandgruben nicht zu gedenken, welche Hand in Hand kopfunter kopfüber hinab zu laufen, noch dato unſrer jungen Welt ein ſo unſchuldiges Vergnügen macht, was aber natürlich kein Divertiſſement für Kloſterſchweſtern ſein konnte.

Das beliebteſte Ziel ſolcher Luſtparthien war das anmuthige Harveſtehude, wo neben dem Pachthofe ein klöſterliches Sommerhaus unter grünen Linden lag, das ſ. g. Jungfernhaus, vollſtändig eingerichtet zur gelegentlichen Aufnahme der Damen, oder der Patrone und Vorſteher, welche aber nie dabei waren, wenn jene ſich hier ergötzten, kraft Hausordnung und Herkommens. — Dahin ging's mehrmals im Jahre, zu Waſſer

Digitized by Google

und zu Lande. Die Alſterfahrt mag äußerſt comme il faut, aber auch gewiß ebenſo unluſtig geweſen ſein; denn die ſ. g. Arche, deren man ſich bediente, war ein förmliches Haus, in deſſen rings geſchloſſenen Raum man ohne friſche Luft und Ausſicht ſehr langſam zum Zweck kam. Jedenfalls war die Landreiſe auf den offenen "Kür-" oder Stuhlwagen vorzuziehen.

Das war ein Haupt- und Staats-Vergnügen! In der Regel dauerte es etwas lange, bis dieſe Bauwerke (jedes mit vier Pferden der Kloſterbauern beſpannt) ſich füllten. Auf dem mittelſten Stuhl des erſten thronte die Ehrwürdige Jungfer Domina ganz allein; auf dem vorderſten und hinterſten ſaßen Beiſitzerin und ältere Conventualinnen; die jüngeren folgten auf den nächſten Wagen, — alleſammt natürlich im allerſchönſten Gallaputz. Anfangs fuhren die Kutſcher nur Schritt, ſie wußten Beſcheid, denn gewöhnlich war irgend etwas vergeſſen, Tabatiere oder Brille, was denn nachgebracht wurde. Endlich ſetzte ſich der Zug in Bewegung, der Kloſtervoigt ritt vorauf, der Kloſterjäger hinterdrein. So ging's im milden Trab auf holprigem Pflaſter mäßig gravitätiſch aber ziemlich ſtoßend, bei den klappernden Stadtmühlen an der Kunſt vorbei, über den Jungfernſtieg und Gänſemarkt zum Dammthore hinaus, wo die rothen Grenadiere in's Gewehr traten und ſalutirten. Dann kam gleich der Sandweg, da ging's ſehr langſam, recht wie gewiegt, aber die Damen ſagten: Gott ſei Dank!

Waren ſie nun in Harveſtehude angelangt ſo erfolgte bei lebendigen Diſcurſen unter dem Vorſitz der Domina eine ſolenne Caffee-Collation mit Puffer und Herrenkringeln. Sodann begann das eigentliche Landvergnügen. Nach einer formellen Garten-Viſitation in Reih' und Glied abſentirten ſich einige der älteren Schweſtern, um vorerſt ein ſtärkendes

Digitized by Google

Nachmittagsſchläfchen im Innern des Hauſes abzumachen. Die übrigen bildeten nun zwangloſe Gruppen, ſchlenderten umher, und ergötzten ſich in manigfacher Weiſe im Grünen. Die guten Kloſterjungfern! Sie lüfteten ſich einmal recht aus von der Dumpfigkeit ihrer Zellen und ruhten von all der Plage des ſtädtiſchen Treibens! Sie probirten die verſchiedenen Lauben, oder ſie ergingen ſich in den ſchattigen Alleen des Gartens und beſahen die ſchön verſchnittenen Taxushecken, die allerlei chineſiſche Figuren, Parapluie's, Hähne und dergleichen Künſtlichkeiten bildeten. Andere fütterten das Federvieh, das vom benachbarten Pachthofe neugierig an das Jungfernhaus kam. — Oder ſie beſahen ſich die Ueberreſte der Wiege ihres Stiftes, des alten Kloſters Frauenthal, von dem die Fundamente eines runden Thurms unter den Eichen am Alſterufer zufällig beim Graben zu Tage gekommen waren. Dann gedachten ſie wohl, wie viel beſſer ſie es doch hätten als die armen Nonnen zur Zeit des finſtern Pabſtthums. — Oder ſie traten dicht an den Rand des Fluſſes, ſahen weiterhin die Schwäne ziehen, Eppendorfer Milchever heimſegeln und Luſtboote dahinrudern. Hier am Steg lag ein zierlicher Nachen, einige von den jüngſten Schweſtern ſtiegen regelmäßig hinein um ſich etwas zu ſchaukeln. Aber den Kahn zu löſen und nach Herzensbegehr ein wenig umherzuſchiffen auf dem blauen ſtillen Gewäſſer, das wagte ſeit einigen Jahren keine Conventualin, nachdem die Domina von der Schweſter die es damals gethan ſich geäußert: "die kleine Jungfer Meyern iſt ja ſehr dreiſt! Wenn das Kind nur nicht zu Schaden kommt!" Die kleine Meyern (eine robuſte Dreißigerin die jüngſte nach dem Amtsalter) hatte natürlich ſehr über dieſe Reprimande geweint, und ſolche Feſtſtörungen vermied man mit Recht. — Zuweilen beliebte man auch eine Promenade nach dem Eichencamp auf blumiger Wieſenmatte, oder nach

Digitized by Google

dem großen Licentiatenberg. Da betrachtete man die von dem dichteriſchen Monſieur de Hagedorn beſungene alte Eiche,

"in der ſo mancher Vogel heckt,
und die hier Tiſch' und Bänk' und Sträuche
mit neun und neunzig Aeſten deckt,"

welche neun und neunzig Aeſte zuweilen aus lauter Desperation vor der ſtündlich drückender werdenden Langeweile gezählt wurden, ohne jemals daſſelbe Facit zu erzielen.

Eigentlich war die Domina dem Promeniren außerhalb des Gartens ſehr abgeneigt. Denn obſchon keine Gefahr dabei war, weil die Fuß- oder Wagen-Paſſage dort wenig bedeuten wollte gegen die Tour à la Mode vor'm Steinthor, ſo hatte ſie doch ſtets etwas Angſt in Betreff der Mannsleute und ſcheuete jeden Eclat. Abſonderlich, ſeitdem des mehrgedachten Herrn Hagedorns Gedicht "Harvſtehude" veröffentlicht war, worin derſelbe ſich nicht entſehen hatte, allerlei Anzüglichkeiten in Betreff der Kloſterſchweſtern drucken zu laſſen. Sie fürchtete nun immer, der Dichter werde unter ſeiner verwünſchten Linde auf dem Licentiatenberg ſitzen, und nach ihren jungen Demoiſellen ſpüren, um ſich über ſie insgeſammt wieder luſtig zu machen. Hatte er doch in jenem Carmen "die edeln Johanniterinnen" dergeſtalt gelobt, daß man's kaum für Ernſt halten durfte, zumal wenn man das Satyrbild betrachtete, welches als Vignette den Titel ſchmückte. Und hatte er nicht durch die obendrein höchſt anſtößigen Worte

"Ihr ſeid ein Muſter keuſcher Sinnen
In Harvſtehudens ſichrer Ruh,"

das ſtille Landvergnügen der Damen lächerlich gemacht? Förmlich ergrimmt aber war die Domina durch die folgenden Zeilen

"Wie ſelten höret Ihr die Klagen
der buhleriſchen Schmeicheleі!"

deren Impertinenz den Poeten in ihren Augen zu einem boshaften Pasquillanten ſtempelte.

Während ſolcher Natur- und Landfreuden der jüngeren Conventualinnen blieben die älteren Schweſtern, denen das ewige Gehen und Bergſteigen ſauer fiel, melancholiſch auf den Bänken vor dem Gebäude ſitzen, welches (wie Herr von Heß gewiß ſehr richtig ſagt) "für ein Luſthaus viel zu ernſthaft" ausſah, und welches jedenfalls auf alle Beſucher nach und nach den Einfluß übte, den man am füglichſten grimmig langweilig nennen kann.

Nun aber kam ein reelleres Vergnügen: kalte Küche, warme Paſtetchen, Torte, Erdbeeren und Kirſchen wurden nebſt Malaga und Muscateller-Wein präſentirt. Dann aber, nachdem man der ſchönen Natur ſattſam gehuldigt, ſetzte man ſich zu der ſolideren Unterhaltung der Spieltiſche, wo L'hombre oder Whiſt die Geiſter der Damen ernſthaft beſchäftigte.

Es brannten im düſtern Jungfernhauſe ſchon die Kerzen, wenn man nach dem Thee wiederum die Wagen beſtieg, um in der Abenddämmerung noch vor Thorſchluß Stadt und Kloſter zu erreichen, und in einſamer Zelle den Nachklang der genoſſenen Freuden verhallen zu laſſen.

Ach, und wenn auch die ganze Luſtparthie einen ſo glücklichen Verlauf genommen hatte, daß es dabei wirklich ohne ein großes "Ärgerniß," ohne zu heftigen Klatſchregen abgegangen war, — dennoch möchte der gemüthvolle Friedrich von Hagedorn im Hinblick auf ſolch ein Zauberfeſt ausgerufen haben: "und das ſoll nun ein Vergnügen ſein!"

Digitized by Google

45. Der Kinder Spiele und Unarten.

(Seit 1561.)

Daß der unschuldigen Kindlein harmlos Spiel oft genug in Unart sich erweitert, zum empfindlichen Verdruß der Eltern und Lehrer, zur Plage sonstiger erwachsener Menschheit: das ist anerkannte Thatsache und hängt mit dem alten Adam zusammen, dessen erste Regungen in der Kinderbrust zu solchen Spielexcessen führen. Man kann deshalb in einer wahrhaften geschichtlichen Darstellung unmöglich das liebliche Bild spielender Kinder von der ärgerlichen Kehrseite unartiger Kinder trennen, sondern muß für beide Anschauungen einen Rahmen wählen.

Schon früher,*) haben wir vernommen von dem lebendigen Treiben der Hamburger Schuljugend im Mittelalter. Der Domscholaren Lust und Weh, der Feste des Kinderbischofs, der öffentlichen Aufzüge in mancherlei Verkleidung, mit Schmausereien und andern Freuden, möge man sich erinnern, und dabei des Frevels der Muthwilligen, welcher den Rath zu ernsten Rügen beim Domcapitel zwang, nicht vergessen. — Da nun an demselben Orte auch vom Schuljungenkriege und andern Kindergeschichten älterer Zeit gehandelt worden ist, so bleibt zur Vervollständigung dieses Theils der Hamburgischen Geschichte, nur noch der Zeitraum seit der Reformation übrig, aus welchem uns leider nur wenige Kunden, zum Theil sogar in ernsten Strafedicten verborgen, aufbewahrt geblieben sind.

Ein schon den Römern bekanntes Spiel, das sogenannte Püttjern, das Werfen flacher Steinchen und Scherben über die Wasserfläche hin, mag von jeher von Hamburgs Jugend mit Virtuosität geübt worden sein, da die Lage der Stadt an

*) Siehe Hamb. Geschichten und Sagen, S. 87—93, auch S. 78.

den niedrigen Ufern dreier Flüsse hiezu die trefflichste Gelegenheit bot. Als aber die Gewässer innerhalb der Stadt zu Gunsten des Handels in Flethe und Canäle verwandelt und mit Häusern und Speichern bebaut waren, da richtete diese Beschränkung des Spielraums das Auge der werflustigen Knaben auf andere Zielpunkte, zunächst auf die verlockend blanken Fensterscheiben. Wer einmal mit meßkundigem Auge die Entfernung bis zu einem Glastäfelchen im hohen Dachfenster geprüft, dann mit elastischer Armkraft den handrechten Kiesel empor geschleudert hat, der kennt aus eigner Erfahrung den Reiz der Spannung, so lange der Stein fliegt. Wem denn solch' kühner Wurf gelungen, der kennt auch das jubelnde Frohlocken des Kindergemüths, wenn das Glas klirrt, die Scheibe zerspringt, die Scherben herunterplittern. Bis dies Thun von Erwachsenen verboten wird, bleibt es ein arglosses Spiel, bei dem der Knabe nichts Böses, nicht einmal Schalkhaftes denkt. Erst dem Verbote, begründet in der absoluten Nothwendigkeit heiler Fenster, entstammt das Vergehen, erst dessen ungehorsamer Wiederholung, das Verbrechen.

Bis zum Verbrechen des Fenstereinwerfens muß es im Jahre 1581 ein ungenannter Junge gebracht haben, von dessen tragischem Ende einige Chroniken berichten. Die durch so hartnäckigen Ungehorsam und trotziges Verhöhnen des Gesetzes bewiesene böse Gemüthsart des Knaben, erlaubt uns, ihn auch in andern Zweigen der Unart für einen Meister, und überhaupt für einen vollendeten Taugenichts und angehenden Spitzbuben zu halten. Als er in gedachtem Jahre mit frevelnder Hand die kostbaren Fensterscheiben eines rathsherrlichen Hauses zertrümmert hatte, fingen ihn die Schaarwächter ein. Was thun mit dem unverbesserlichen Frevler? Rauhe Häuser für sittlich verwahrloste Kinder gab es noch

nicht. Dem Galgen reiſte er entgegen, das war klar, und mit jedem Jahre bis zu dieſem Ziel wuchs das Maaß ſeiner Schuld und ewigen Strafe jenſeits. Man meinte es am Ende mit ſeinem Seelenheil nicht übel, als man ihn ſeiner ferneren Verbrecherlaufbahn überhob, indem man ihn höchſt ſummariſch mittelſt des Richtſchwertes hinüberbeförderte.

Dies allerdings ſehr rigoroſe Verfahren wirkte überaus heilſam zum Vortheil aller Kirchen- und Hausfenſter auf die erſchreckte Gaſſenjugend. Lange Zeit behielt ſie den zweiten Theil des altdeutſchen Spruches "Frauengunſt und Glas, wie bald bricht das" in reſpectvollſter Erinnerung, wenn ſie für das nun einmal unumgängliche Stein- oder Schneewerfen ein Ziel ſuchte. Daß ein ſolches zuweilen in durchreiſenden "Butenminſchen" gefunden wurde, welche etwa durch ihre ausländiſche Tracht die Spottluſt und Wurfgeſchoſſe der muthwilligen Buben auf ſich zogen, das iſt leider Thatſache, denn das Mandat des Raths vom 5ten Januar 1659 verbietet ſtrenge "die Vergadderungen" der loſen Knaben und Dienſtjungen, welche "zur Verunglimpfung fremder Nationen" mit Hohngeſchrei hinter den Fremdlingen herliefen und ſie mit Steinwürfen regalirten. Wie gut dies Edict fruchtete, beweiſet ein Autor von 1668 (von Hövelen), welcher die höfliche Behandlung der Ausländer in Hamburg nicht genug loben kann. Bald darauf fand der jugendliche Uebermuth ein neues Feld ſeiner unliebſamen Thätigkeit.

Es kam nämlich im December 1673, und zwar zuerſt in St. Jacobi Kirchſpiel, die neue Erfindung der Stadtlaternen auf. Die zeither zur Abendzeit an ſich ſelbſt gänzlich finſtern Straßen, nur gelegentlich von den Leuchten und Fackeln*) einſamer Wanderer erhellt, erhielten zu Trägern

*) Das Fackeltragen wurde im Jahre 1669 verboten.

der öffentlichen Aufklärung 800 hölzerne Pfähle mit eben so vielen mächtigen Laternen, durch deren drei Glaswände bescheidentlich ein milder Strahl flackerte, wie ein dünnes Lebenslicht, das flehentlich bittet nicht ausgeblasen zu werden. In jeder Straße drei oder vier solcher Laternen mit drei Glasscheiben, wenige Schritte über deren Lichtkreis hinaus dicke Finsterniß, dazu Menschenleere ringsum, — diese Versuchung war zu mächtig, für die kecken Führer derzeitiger Gassenjugend. Einige Tage sah das alte Hamburg aus wie eine moderne Universitätsstadt bei mißliebiger Magistratsverwaltung. Denn allabendlich erscholl es an allen Ecken, kling und klang, Steine flogen, Gläser klirrten, Lichterchen erloschen, — und die flüchtigen Thäter wie die leuchtenlos irrenden Pilger hüllte tiefe Düsterniß ein. Mandate über Mandate ergingen zu Gunsten der unter den Schutz des ehrliebenden Publikums gestellten Erleuchtungsanlagen. Aber erst nach Ertappung einiger Buben bei Ausübung ihres schwarzen Frevels konnte man wirksam diesem Unfuge steuern. Sie wurden zu großer Genugthuung aller Lichtfreunde herzhaft mit der Ruthe abgestraft. Der Hauptfrevler aber, der anschlägige Anstifter einer von ihm förmlich organisirten Bande junger Dunkelmänner, mußte außerdem noch einen halben Tag am Pranger stehen, und zwar zur Bezeichnung seines Verbrechens, behangen mit einer mächtigen Stadtlaterne voller Glasscherben. — Nun glaubte man mit der Aufklärung sicher fortschreiten zu können, man vermehrte im Jahre 1678 die Zahl der Leuchten auf 1000, und verbesserte die Lichtstärke, indem man die Pfähle niedriger machte, und die rohen Blechlaternen durch zierliche Gehäuse von Kupfer ersetzte, deren jedes 6 Thaler kostete. Dennoch weckte grade die Schönheit derselben auf's Neue den Muthwillen der Jugend, und im December stand abermals ein frecher Obscuranten-

Digitized by Google

junge aus der Neuſtadt, mit zweien von den alten Laternen um den Hals, am Pranger vor der Börſe.

Noch oft erneuerte man die Mandate zum Schutz der Laternen, deren Brennkraft übrigens nur bis 10 Uhr reichte. Das war ja Bürgerszeit, da konnte jeder ordnungliebende Mann längſt zu Bette ſein; für Nachtſchwärmer aber das theure Lampenöl zu verbrennen, das wäre offenbare Verſchwendung geweſen. Aerzte und andre ausnahmsweiſe verſpätete Straßenwanderer mußten kraft Mandats eine Leuchte mitnehmen, denn wer ſich ohne ſelbige betreten ließ, kam ohne Anſehen der Perſon in die Wache. Welches Unglück um ein Haar dem Herrn Bürgermeiſter Lemmermann, bald nach ſeiner Erhebung zu dieſer Würde (1684) paſſirt wäre. Er ging bei ſtürmiſcher Witterung und pechkohlrabenſchwarzer Finſterniß nach Hauſe, vor ihm der Lakai mit der "Lücht," hinter ihm der Folgediener. Als der Zug die Höhe der Zollenbrücke erreicht hat, weht der Wind das Licht in der übelverſchloſſenen Leuchte aus, der Lakai bleibt vor Schreck ſtehen, worauf der Bürgermeiſter und der Folgediener mit ihm zuſammenprallen, was nicht ſonder lautes Rufen und Schreien abgegangen iſt. Alſogleich war auch eine Patrouille bei der Hand, welche arge Abſichten vermuthend die vermeintlichen Ruheſtörer mitſchleppen wollte, bis es Herrn Lemmermann gelang ſich auszuweiſen, worauf die Wache mit vielem Anſehen ſeiner Perſon ihm nach Hauſe leuchtete. Solchen Gefahren war man dazumal um 10½ Uhr Abends in Hamburg ausgeſetzt.

Zur Zeit des ſchönſten aller Kinderfeſte, zur Weihnachtszeit, gab es auch in Hamburg für die liebe Jugend neben den häuslichen viele öffentliche Luſtbarkeiten, deren

Mittelpunkt der Christmarkt war. Derselbe hatte vormals einen ganz eigenthümlichen Character, er war nicht, wie jetzt, durch die ganze Stadt vertheilt und in tausend Läden zersplittert, sondern concentrirte sich nach uralter erzbischöflicher Anordnung im Dom, in dessen Vorhalle und Kreuzgängen viele hundert Buden aufgeschlagen waren. Wenn dann Abends alles von unzähligen Lichterchen strahlte, und ein ungewohnter Kerzenglanz die alten Gewölbe, die verblichenen Bilder und verwitterten Grabsteine an den Wänden erhellte, dann tummelten sich unter den gedrängten Menschenmassen am beweglichsten die Kinder umher, mit leuchtenden Augen und lachendem Munde die ausgestellten Herrlichkeiten bewundernd. Mit andächtigen Schauern blickten sie dann wohl in das dunkle Innerste der Domkirche hinein, wo sie das Christkindchen mit seinen Engeln umher fliegen glaubten, um alles zur Kinderfreude am heiligen Abend vorzubereiten. Es war so feierlich still in der Altargegend, die der hereindringende Lichtschein schwach erhellte. Einige Gegenstände traten aus dem Schatten hervor, betende Ritter- und Frauengestalten auf Grabmälern, leis in der Zugluft wallende Kriegsfahnen, Heiligenbilder, — auch der wunderbare tanzende Esel mit dem Dudelsack. Diese sonst so wohlbekannten Dinge blickten nun ganz fremdartig und ehrfurchtgebietend auf die Kinder, so daß sich kein Bube, und wäre er der keckste einer gewesen, hineingewagt hätte in die Kirche. Und davon hielt ihn nicht nur die Hochachtung vor dem Allerheiligsten, sondern auch die Scheu vor der bewußten spuckhaften Hand des unartigen Kindes Hans Voß ab, die dort auf der Mauerbrüstung dem hohen Chor gegenüber lag.*) Vormittags in der Adventszeit pflegte des Domküsters Knecht sie den neugierigen (und bei

*) Siehe Hamb. Geschichten und Sagen, S. 158.

Tageslicht ganz dreisten) Kindern zu zeigen, diese verwünschte aus dem Grabe gewachsene und dann abgehauene Hand, die nach der eigenen Mutter geschlagen! — Und die erwecklichen Ohrfeigen, die dann mit derselben identischen Hand den gaffenden Kindern als Verstärkung des Eindrucks einer hinzugefügten Ermahnung zur kindlichen Liebe gar freigebig ausgetheilt wurden, blieben noch lange unvergessen.

Außer dieser — in den letzten Jahren vor dem Abbruch des Doms sehr entarteten — Christmarktsfreude der Hamburgischen Kinder gab es noch andere der Weihnachtszeit eigenthümliche Freuden. Die uralten in ganz Deutschland bekannten Auf- und Umzüge der Kinder in den Adventswochen und vor dem Feste der heiligen drei Könige, waren bis vor etwa 200 Jahren auch hier im Brauch. Die Neigung der Jugend, sich zu vermummen und bei Schaustellungen mitzuwirken, fand besonders zu letzterer Festzeit volle Befriedigung. Da war ein Stern zu tragen, so großmächtig, daß seine Strahlen den kleinen Träger vorn ganz bedeckten, während hinten ein unhistorischer Cometenschweif nachschleifte; da waren drei Könige vorzustellen mit langen Ziegenbärten, schleppenden Mänteln, mit goldpapiernen Kronen, langen Sceptern und Kegelkugeln als Reichsäpfeln. Und unter den dreien war gar ein schwarzer Mohrenkönig! Die knabenhafte Vorliebe für die schwarze Farbe (bewiesen durch die Hände jedes richtigen Buben, dem weiße Hände und weibisches Wesen gleichbedeutend sind) erhob die Rolle dieses schwarzen Prinzen unbedingt zu der ersten, zum Ziel der heißesten Ambition. Da durfte er nicht nur Hände, Arme und Hals, sondern auch das ganze Gesicht mit gebrannten Korkpfropfen sich schwärzen; da erschien er den Eltern und Geschwistern, allen Spiel- und

Schulcameraden völlig unkenntlich; da konnte er nebenher tauſend Poſſen treiben, und als "ſchwarzer Mann" den kleinen Kindern, jungen Mädchen und zarten Frauen tödtliche Schrecken einjagen und in der Luſt des Neckens ſchwelgen.

So zogen dieſe unheiligen drei Könige langſam und bedächtig durch die Gaſſen, gefolgt von jubelnden Kinderſchaaren, deren Geſchrei nur verſtummte, wenn vor den Thüren angeſehener Leute die Könige mit ihrem Sternträger ganz ehrbar ein geiſtliches Lied zu ſingen begannen. Dem folgte oft ein weltlich Schelmenlied, das ganz arglos mit derſelben trübſeligen Miene vorgetragen wurde, als wär's ein Bußpſalm. Dann ſammelten ſie milde Gaben ein, Butterbrodt, Kuchen, Aepfel und Nüſſe, ſelten baares Geld. Häufig nöthigte man ſie in die Häuſer, zum Entzücken der kleinen Kinder, welche ſich anfangs in ſcheuer Ehrfurcht den vermummten Geſtalten näherten, aber zuletzt ſelbſt mit dem ſchwarzen Mohrian Freundſchaft ſchloſſen. Während deſſen wurde den jungen Künſtlern Speiſ' und Trank vorgeſetzt, ſie dankten grundſätzlich nie, hatten immer Appetit, ſäckelten ein was ſie nicht mehr bezwingen konnten, und ſchieden mit dem alten hell herausgegröhlten Verſe:

"die heiligen drei Könige mit ihrem Stern,
ſie eſſen und trinken und bezahlen nicht gern!"

In den Adventswochen fanden andre Aufzüge ſtatt, welche auf die Geburt des Chriſtkindchens, oder wie man plattdeutſch in Hamburg und Holſtein ſagte, des "Kinjees" (Kind Jeſus) ſich bezogen. In den meiſten Häuſern herrſchte die alte norddeutſche (vor 40 Jahren nur noch höchſt ſelten vorkommende) Sitte, den Kindern Abends durch ein heimliches Klingeln mit kleinen Glöckchen die bevorſtehende Ankunft Chriſtkindchens zu verkündigen. Wenn's ſo fein ſilbern drei- oder vierſtimmig durchs Haus klingelte, dann hieß es: Chriſt-

Digitized by Google

kindchen fliegt umher und sucht nach artigen Kindern, denen er was Schönes zum Weihnachtabend bescheeren will. Dann horchten die Kinder hoch auf, es durchschauerte sie wunderbar. Die kindlichen Ahnungen von dem hochwürdigsten Geheimnisse unsres Glaubens, suchten fromme Eltern durch die biblische Erzählung von der heiligen Nacht zu begründen und festzuhalten. Weihnachtsgesänge wurden gelernt, und am heiligen Abend vor der Bescheerung gebetet. Die weichen Kinderherzen waren in freudigster Erregung, die heilige Bedeutung des Festes war ihnen anmuthig vorgebildet, der gläubige Kindersinn erfaßte sie mit andächtiger Rührung, und bereitete dem künftigen bewußten Glauben eine gute Stätte. Blickten sie dann, vom glänzenden Weihnachtsbaum und vom fröhlichen Spiel mit den schönen Gaben, einen Augenblick hinaus in den Nachthimmel, so glaubten sie unter den Sternen die Engel ziehen zu sehen, und gedachten der Hirten auf dem Felde und des Krippleins zu Bethlehem.

Jenes vorbedeutende Klingeln zog in alter Zeit auch in den kleinen Gassen, den Gängen und Höfen umher, wo unbemittelte Leute wohnen, deren Kinder (in mancher Hinsicht viel klüger als reicher Leute Kinder), sich dieser Sitte etwas voreilig bemächtigt hatten und sie als ein schönes Spiel zu exerciren pflegten. Ein großer Junge umhing sich mit einem Bettlaken, und strich die Sahltreppen auf und nieder, immerfort sturmläutend mit seinen Glöckchen oder Schellen; dann sagten die Eltern zu den kleinen Kindern: "Klinggeest geiht üm, Kinjees will kamen," der klingelnde Geist, der Engel, welcher das Christkindchen verkündet, geht umher, — welcher Erklärung sich dann die dringende Ermahnung zur artigen Aufführung anschloß.

In den letzten Tagen vor Weihnacht fanden dann die Aufzüge statt, an deren Correctheit wohl manches auszusetzen

geweſen wäre. Denn wenn zwar ganz richtig Maria und Joſeph unter frommen Chriſtgeſängen ein grünbekränztes Kripplein umhertrugen, auch Ochslein und Eſelchen ſelten dabei fehlten, ſo ging doch Kinjees ſchon ganz erwachſen nebenan, obendrein ſeinen Verkünder, den großen Stern, ſelbſt tragend, den acht Tage ſpäter die Weiſen aus dem Morgenlande ſich vorleuchten ließen. Das ſchadete aber dem Ganzen nichts, man war's gewohnt, und überall fand das lebende Bild die freundlichſte Aufnahme. Klinggeeſt, ein weißes Engelchen mit Glöcklein behangen, eröffnete klingelnd den mit Tannenzweigen reich geſchmückten Zug. Joſeph, ein langaufgeſchoſſener Junge, trug regelmäßig einen himmelblauen Talar und gelbe Unterkleider; Maria, in der Regel ein ſtämmiger Burſche von kleiner Statur, war ganz hochroth gekleidet. Häufig ließ man dieſe Kinder auf die Hausdiele treten, wo ſie ſofort Gruppe machten und zu ſingen begannen. Man vernahm ſo gern dieſe alten, in der Kirche nicht mehr üblichen und nur traditionsweiſe ſich erhaltenden Weihnachtslieder, die den Kindern das Herannahen der ſeligſten Zeit verhießen, und in den Erwachſenen die liebſten Erinnerungen an die verklungene Kindheit erweckten. Man beſchenkte die Darſteller und Sänger reichlich, und noch lange hallte ein wohlthuender Eindruck des kindlichen Spiels in den Gemüthern nach.

Aber leider wurden mit der Zeit auch hier (wie bei'm Dreikönigs Umzug) aus *ſpielenden* Kindern, *unartige*. Der glückliche Erfolg der einen Schaar reizte viele andere zur Nachahmung und Concurrenz. Es wurden der morgenländiſchen Weiſen, der Chriſtkindchen und der Klinggeeſter zu viele. Obendrein kamen ſie einander in's Gehege, verdarben ſich den Markt und alle Freude. Gewinnſucht der Eltern ſteckte dahinter, die ihre Kinder bunt ausſtaffirten und ſie zur

Digitized by Google

Erbettelung recht vielen Geldes abrichteten. So wurden die an ſich ſchuldloſen Kinderſpiele von ſpeculativer Bettelei ausgebeutet, zur höchſten Beſchwerung aller Leute. Dabei kam es zwiſchen den verſchiedenen eiferſüchtigen Banden häufig zu den ärgerlichſten Schlägereien, wobei die Scepter der (jetzt auch vor dem Weihnachtsfeſte auftretenden) drei Könige eine gewichtige Rolle ſpielten. So mußte denn oftmals die Wache einſchreiten um Eintracht zu ſtiften unter den Boten des Friedens und der Freude. Das war der Anfang des Endes der Sitte, deren Verfall ſchnell überhand nahm. Denn auch die kindlich einfache Darſtellungsweiſe der heiligen Perſonen ſchlug aus der Art, und machte einem ganz übertrieben lächerlichen Maskeraden-Aufputz Platz, in welchem beſonders Kinjees einherſtolzirte. Daher ſagt noch jetzt ein Hamburgiſches Sprichwort von einem thöricht Geputzten: "he ſütt ut als Kinjees," was ohne dieſe Erläuterung ganz unverſtändlich iſt. Beiläufig bemerkt, verirrte ſich der Hamburgiſche Sprachgebrauch noch weiter, indem man ein Weichnachtsgeſchenk kurzweg ein "Kinjees" nannte, und z. B. ſagte: "he kriegt en goden Kinjees," wofür man auch "Klinggeeſt" ſagen durfte. — Dieſe Zeit des Verfalls der alten guten Weihnachtsgebräuche characteriſirt noch ein anderer Sprachverderb, der nicht ſo ſehr in Hamburg, als vielmehr im Landgebiete und im Holſteiniſchen üblich wurde. Hier hatte man den Tag vor dem Feſte früher Kaßabend genannt, d. h. Karſten- oder Chriſtians-, alſo Chriſt-Abend. Weil nun aber an dieſem Tage das Geſinde beſonders reichlich beköſtigt wurde, ſo reichlich, daß ſich der Unmäßige leicht übervoll daran aß, ſo bezeichneten die Bauern dieſen ſchönen heiligen Abend mit der unerträglich materiellen Benennung "Bullbuks-Abend," und ſo ſoll in den Vierlanden noch jetzt hie und da jeder Tag vor einem der drei großen Feſte genannt werden.

Digitized by Google

Das gänzliche Verſchwinden des alten Brauchs der Weihnachts- und Dreikönigs-Umzüge datirt wohl von dem Rathsmandat vom 23. December 1666. Hier werden die jugendlichen Weihnachtsdarſteller ſchon mit vagirenden Bänkelſängern und Bettlern in eine Claſſe geworfen, und ihre Aufzüge ſtrenge unterſagt. Es heißt darin: "jeder, der ſich auf der Gaſſe als gekleidetes Chriſtkindlein mit oder ohne Stern betreffen läſſet, ſoll von der Nachtwache ergriffen und ſonder Gnade in Arreſt gebracht werden." Das iſt denn allerdings ein trübſeliges Ende der einſt ſo ſchönen Kinderfreude.

Nach dieſem Mandat konnte auch Cord Detjens ſeine permanente Rolle als Mohrenfürſt bei einer der unbändigſten Dreikönigsbanden nicht länger ſpielen. Er hatte von Kindesbeinen an dieſe ſeinem ſchwarzen Gemüthe ſehr zuſagende Rolle gehabt, und ſie auch nicht aufgeben wollen, nachdem er ſchon zu einem großen Tagedieb erwachſen war. Seine muthwilligen Freveleien hatten alles verdorben; regelmäßig hatte er Prügeleien angeſtiftet, Almoſen erpreßt und das erbettelte Geld ſchnöde vertrunken. Er verlumpte darüber zum Trinkobald oder Trunkobold, und verſank vollends bei der Angel, obſchon er nach jenem Mandat ein Färbergeſell geworden war. "Fiſche fang'n und Vogelſtell'n verdirbt manchen Junggeſell'n." Denn er blieb ein unverbeſſerlicher Müſſiggänger, färbte gar nicht, fiſchte wenig und ſoff viel. Er endete elend an der bei vollendeten Säufern zuweilen vorkommenden, aber von einigen Aerzten dennoch bezweifelten Selbſtverbrennung. Am 8. Mai 1673 ſaß er, ſchon ſtark angetrunken, bei der neuen Waage in einem Kahn um zu angeln. Er trank aber mehr als er fiſchte und ſtach in einer halben Stunde die mitgebrachte Flaſche Brantwein aus. Plötzlich hörten die Leute auf der hohen Brücke ein ſeltſam

Digitized by Google

Wehgeſchrei vom Waſſer her. Als ſie hinblicken, gewahren ſie mit Entſetzen, wie dem Kerl eine helle Flamme lichterloh zum Hals herausfährt, — worauf in wenigen Secunden der ganze von Brantwein durchdrungene Körper von innen heraus verbrannte, und nichts als ein Häuflein grauer Aſche und ſchwarzverkohlter Knochen von Cord Detjens übrig blieb. Dies ſchauderhafte Ende des ſtadtbekannten Säufers hat dazumal alle Schnapstrinker äußerſt decontenancirt, ſo daß ſie ſich für einige Zeit wiederum dem harmloſen Biere zugewendet haben.

Das allgemeinſte und natürlichſte Knabenſpiel, das Soldatenſpielen, iſt trotz der dem Militairſtande nicht ſehr holden Eigenthümlichkeit der Handelsſtadt, dennoch von jeher ſtark im Schwunge geweſen. Der kriegeriſche Geiſt der Urhamburger ſteckt noch in den ſpäteſten Epigonen, ſo lange ſie Knaben ſind. Erſt wenn Mercur die Jünglinge in die Lehre nimmt, tritt Mars beſcheiden zurück. Auch hat der Hamburger, (freilich nur aus Nothwendigkeitsgründen) neben der angeworbenen Miliz, allezeit ſelbſt die Waffen getragen zur Vertheidigung der Vaterſtadt, und dieſe wohl oder übel armirte Bürgerwache früherer Jahrhunderte, welche abendlich die Wachthäuſer auf den Wällen beſetzte, trug gewiß weſentlich zur Erweckung ſoldatiſcher Liebhabereien der männlichen Jugend bei.

Während jenes Reichskrieges gegen die Franzoſen, welche unter Türenne ſo mordbrenneriſch die ſchöne Pfalz verheerten, ſaß Hamburg etwas in der Klemme. Es ſollte nach kaiſerlichem Gebote und laut deutſchen Reichsrechts den franzöſiſchen Geſandten ausweiſen, wozu es ſich aber aus Handelsrückſichten nicht gern verſtehen mochte. Darüber zerfiel es

Digitized by Google

ein weniges mit dem Kaiser und den vornehmsten Reichsständen, welchen Umstand Dänemark möglichst auszubeuten trachtete, bedenkliche Forderungen stellte und im Weigerungsfalle noch bedenklicher mit kriegerischer Faust drohte. Während nun der Rath hie und da und aller Orten klüglich unterhandeln ließ, um die Sachen bis zum Friedensschluß hinzuziehen, und also das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden, ließ er gleichwohl Stadt und Festung in besten Stand setzen, um bis an die Zähne bewaffnet den etwanigen dänischen Angriffen begegnen zu können. Die Miliz war sehr vermehrt und stand rings umher bei'm Hammer- und Lübschen Baum und auf andern Vorposten. Die Bürger zogen Abends mit versechsfachter Mannschaft auf die Wälle, und ließen dieselben auch tagsüber nicht aus den Augen. Erbgesessene Bürgerschaft bewilligte freigebigst alle bei so weitaussehenden Zeiten erforderlichen Gelder zur Defension der bedrängten Stadt.

Eine ungewohnte kriegerische Bewegung hielt alle Köpfe und Herzen warm. Die Kaufleute gingen, wie sie vom Walle kamen, mit Schwert und Hellebarde zur Börse. Der Krämer, wenn er Vormittags rasch einige Pfunde abgewogen, griff wieder zum Gewehr und eilte auf den Wall an seinen Schilderposten. Die Bürger-Capitaine hatten niemals so vollzählige Compagnien commandirt als jetzt, im Sommer 1675.

In solcher militairischen Begeisterung übernahm sich etwas ein braver Bürger, Lütke Lüdemann in der Elbstraße, Capitain der 5ten Compagnie des Regimentes St. Michaelis. Er befand, daß seine Mannschaft nicht zahlreich und nicht kriegskundig genug sei bei den außerordentlichen Zeitläuften. Darum warb er für eigene Rechnung noch sechszig Mann gedienter Leute, die den verläßlichen Stamm seiner Schaar

bilden ſollten. Jedem gab er 6 Thaler Monatsſold und vollſtändige Armatur. Damit auch leichte Artillerie ſeinem Corps nicht fehle, ſtellte er noch einige Conſtabler und zwei Stückjunker an. — Es gab ein unerhörtes Aufſehen, als Capitain Lütke Lüdemann am 3. Juli 1675 zum erſten Mal mit dieſer Mannſchaft von ſeinem Hauſe, bei der Börſe vorüber zum Walle marſchirte. Er ſelbſt mit dem Commandoſtab in der Hand, ein Schlachtſchwert an der Seite, zwei geladene Piſtolen im Gürtel, zog voran; ihm folgten ſechs Pikenirer, zwei Pfeifer, ein Tambour und die zwei Stückjunker, die eine kleine Schiffskanone auf der Schulter trugen. Sodann kamen Musketirer, in deren Mitte das Fähnlein, eine alte Schiffsflagge mit dem Hamburger Wappen darin, an einer Lanze feſtgenagelt. Einige Rotten Pikenträger, zwei leere Wagen und drei Handpferde beſchloſſen den abentheuerlichen Aufzug, welchen eine unabſehbare Menge Menſchen, der ganze ſtädtiſche Jan Hagel mit ſeinem leichten Vortrab, den Plänklerſchaaren der Gaſſenbuben, unter Gelächter und Spottgeſängen umſchwärmte. E. H. Rath aber fand die Zeit für lächerliche Dinge viel zu ernſthaft; und da es immer gefährlich für eine gute Sache iſt, wenn ſie traveſtirt und mittelbar zum Gegenſtand des Geſpöttes wird, ſo ließ er ſogleich das angeworbene Corps auflöſen und ſolche Aufzüge gänzlich verbieten. Vor dem Geſetz war allerdings die von einem Bürger geſchehene Anwerbung zu kriegeriſchen Zwecken unerlaubt und füglich zu den ſtrafbaren Vergadderungen zu zählen. Deshalb verfing auch des guten Lütke Lüdemann's Einrede: "er habe ſolches als ein heroiſcher Patriot, und lediglich der Stadt Hamburg zum Beſten unternommen," gar nichts; er mußte eine gehörige Geldbuße erlegen und ſich freuen, daß er noch ſeine Capitainſchaft behalten durfte. Der wohlmeinende Mann ſtarb neun Jahre ſpäter.

Digitized by Google

Dieſer Exceß kriegeriſchen Bürgereifers iſt hier erzählt, nicht um ihn als ein Kinderſpiel zu bezeichnen, ſondern weil ſich ein ſolches daran geknüpft hat.

Die Nachahmungsſucht der Kinder, welche durch die gewöhnlichen Exercitien der Bürgerwache und Miliz zu keinem außerordentlichen Soldatenſpiel gereizt geweſen war, fühlte ſich jetzt plötzlich nach Lütke Lüdemanns heroiſchem Auftreten erweckt. In Alt- wie Neuſtadt bildeten die Kirchſpielsſchüler bewaffnete Legionen und Cohorten zum Schutze der bedrängten Vaterſtadt. Lütke Lüdemann's Aufzug wurde möglichſt genau portraitirt, und dadurch zu Jedermanns Ergötzen eine Parodie der Traveſtie geliefert. Solche Freicorps der Hamburgiſchen Kinderwelt zählte E. H. Rath ſowenig zu den ſtrafbaren Vergadderungen, daß er ſeinen Söhnlein geſtattete, in eine dieſer Compagnien einzutreten, die ſich aus den Kindern der vornehmſten Familien gebildet hatte. Ein invalider Feldwebel hatte die kleinen Soldaten mit Flinte und Pike wohl einexercirt. Es waren über 100 Knaben von 12 bis 14 Jahren ſämmtlich ſo ziemlich gleichmäßig gekleidet und bewaffnet. Einen hatten ſie zu ihrem Capitain gemacht, der trug ein Eſponton in der Hand, wie auch ſein Lieutenant. Dem Fähndrich hatten die kleinen Schweſtern der wackern Jungen eine ſchöne rothſeidne Fahne mit weißem Stadtwappen zurechte genäht. Der Trommelſchläger waren drei bei der Compagnie, die mit ihrem Part ſich ganz gut abfanden, und einen Höllenlärmen in den engen Gaſſen vollführten. Mit den Querpfeifen hatte es nicht gehen wollen, ſolche Kunſt lernt kein Kind ſo geſchwind. Dafür pfiff der erſte Zug hinter den Trommlern mit dem bloßen Munde die Melodie irgend eines beliebten Gaſſenhauers, und wenn dann die Tambours draufſchlugen, ſo zeugte der Marſch vom feinſten Tactgefühl dieſer jungen Hoffnungsſchaar. Mittwochs und

Sonnabends, an den bekannten ſchulfreien Nachmittagen exercirten die Kinder auf den Märkten und Plätzen ſehr emſig. Die Sprützenſchauer machten ſie zu ihren Wachthäuſern, davor ſtellten ſie Schilderpoſten auf. Wenn dann ein wirklicher Officier vorbeiging, oder ein Rathsherr, Paſtor und ſonſtiger Herr vom Stande, ſo präſentirten ſie ganz nach der Kunſt das Gewehr, riefen auch "Wach' in's Gewehr," worauf der ganze Trupp förderſamſt die Honneurs machte und der kleine Officier mit dem Degen ſalutirte. Die alſo geehrten Herren unterließen niemals freundlichſt wieder zu grüßen. Sonntags nach der Kirche war große Parade auf dem Pferdemarkt. Dann ſtanden die Eltern der Kinder und viele tauſend Zuſchauer umher und ſahen mit Luſt dem eifrigen Kinderſpiel zu. In der That hatte dieſe kleine Hamburgiſche Nobelgarde ein ſo adrettes militairiſches Anſehen, machte alle Handgriffe ſo regelrecht, marſchirte und ſchwenkte ſo gleichmäßig, daß Jedermann ſeine Freude daran haben mußte. Nach der Parade zog die Compagnie um den Wall, der Hauptmann ſtellte bei den ihm gefährdet ſcheinenden Punkten neben dem wirklichen Soldaten ſeine Gardiſten auf, die dann richtig abgelößt und Abends, wenn's im elterlichen Hauſe Zeit zur Retraite (d. h. zum zu Bett gehen) war, abcommandirt wurden. Mittlerweile hatten alle Thorpaſſanten ihre Luſt an den kleinen Schildknappen, welche mit ihren großen Cameraden ſehr gut fraterniſirten. Das war im Auguſt 1675 und dauerte bis in den Winter hinein.

Als aber im December Frankreich ſeine Caper auf die Elbe ſchickte, als Dänemarks Truppen gegen Hamburg zogen, und kaiſerliche Kriegsvölker, als Salvaguardia der Stadt gegen jene, in die Vierlande rückten, als der Rath noch 700 Mann Fußſoldaten und 120 Reiter anwarb, — da ward es den Knaben zu ernſthaft auf den Straßen und Plätzen,

Digitized by Google

ſo daß ſie des Spiels überdrüſſig wurden. Die Nobelgarde löſte ſich im Stillen auf, und als der nächſte Sommer kam, dünkten ſich die Hauptheldeu ſchon zu groß für ſolch ein öffentlich Soldatenſpielen.

Hamburgs Freiheit wurde damals übrigens auch ohne ihre thätige Beihülfe gerettet. Es kam wiederum alles ins vorige Geleiſe, — nur eine unvertilgbare Gewohnheit, entſtanden bei Lütke Lüdemanns Parade, vererbte ſich unter den Gaſſenjungen von Geſchlecht zu Geſchlecht: die Unart, alltäglich die zu Walle ziehenden Bürger-Compagnien zu necken. Sobald ſich eine ſolche vor dem Hauſe ihres Capitains verſammelte, fanden ſich auch ganze Trupps der böſen Buben ein, die mit ihren Stecken und Kinderwaffen jedes Manöver der Bürger nachäfften. Ja, ſobald der Capitain aus ſeinem Hauſe und an die Spitze der Compagnie trat, brachen ſie in ein ganz reſpectwidriges Hohnlachen, Schreien und Toben aus, und verfolgten mit ſothaner Katzenmuſik die ehrſamen Stadtvertheidiger bis auf den Wall. Ließ der Capitain auch einmal mit den Pikenſchaften unter den Schwarm ſchlagen, ſo war's als wenn man Fliegen ſcheuchte; augenblicklich waren ſie wieder zur Stelle und der Unfug wurde nur noch ärger. Bitterlich beklagten ſich oft die Capitaine darüber, es wurden auch zuweilen Gerichtsdiener abgeordnet, dem ſträflichen Unweſen zu ſteuern, aber es half nur vorübergehend. Am beſten war's, wenn die zu Wall ziehende Compagnie das unbillige Betragen der Jungen ganz ignorirte und ſich in impoſantes Schweigen hüllte. Völlig ausgerottet iſt es niemals, und noch vor wenigen Jahren lebte es in erſchreckender Weiſe wieder auf. Wenn nämlich unſere Bürger-Compagnien im Frühling von den ſchweren Waffenübungen hereinzogen, ſo wurden die für's Vaterland Ermüdeten im Thore von verdächtigen Straßenjungen-Banden empfangen, ſtill zum Alarm-

platz geleitet, dann aber, sobald der Major das abcommandirende Commandowort gesprochen hatte, mit einem wahren Höllenlärm von Schreien, Gröhlen, Pfeifen und Toben überschüttet. Weshalb denn auch ein obrigkeitlicher Erlaß vom 13. Mai 1850 der sämmtlichen hiesigen Gassenjugend "das unanständige Anschreien des vom Exerciren heimkehrenden Bürgermilitairs" ernsthaft verboten hat.

Ueber die von den ältesten Kinderfesten herzuleitenden Schulgrüne, welche seit Beginn des vorigen Jahrhunderts sehr in Aufnahme kamen, läßt sich wenig Characteristisches anführen. Das für Hamburg Eigenthümlichste war und bleibt das Waisengrün, dies sommerliche Freudenfest der himmelblauen Garde der Stadt, von dem aber hier nicht die Rede sein kann. Der erst kürzlich abgestellte Umzug der Pasmannschen Armenschüler diente mehr dem Nutzen der Anstalt (durch Einsammlung milder Gaben) als der Freude der Kinder, die in der That von einem "Grün" nichts zu sehen bekamen, da sie gar nicht in's Freie geführt wurden.

Hinaus vor die Thore, in's frische Grün eines benachbarten Dorfes, führten die Schulmeister zur Sommerszeit ihre Kinderschaaren, um einmal einen lieben langen Tag ohne die Plage des Lehrens und Lernens, dem Genuß der freien Natur sich völlig hinzugeben. Da tummelte sich Jung und Alt auf den Dorffluren umher, selbst Sandkuhlen wurden zu Fundgruben des Vergnügens. Unter blauem Himmel verschmauſete man fröhlich die mitgebrachten Kuchen zur ländlichen Milch; und im Ringeltanze auf grünem Anger wurden die mit Blumen und Laub bekränzten Kinder den märchenhaften Elfen unsrer Vorfahren gleich.

Das zweite und größte der üblichen Sommerfeste der Schuljugend war gewöhnlich am St. Pantaleonstage (28. Juli).

Digitized by Google

Die Herrlichkeit deſſelben war ſo groß, daß man bald jedes Schulgrün kurzweg einen Pantaleon nannte, plattdeutſch: Panteljohn. "Morgen gaht wi in't Panteljohn" jubelten die Kinder Tags vorher. Davon entſtand das vormals gebräuchliche Zeitwort "panteljohnen" für herrlich und in Freuden leben; wie man auch das Verpraſſen darnach benannte.

Die Entartung der Schulgrüne war unſrer Zeit vorbehalten. Als ſie vielfach zu einem wirklichen Verpanteljohnen der elterlichen Sparpfennige in Wirthshäuſern und ordinairen Tanzſälen herabgeſunken waren, wodurch die Kinderunſchuld einen merklichen Schaden litt, da wurden die ſ. g. Kinderbälle und Schulgrüne (1835 und wiederholt 1851) verboten.

Aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts läßt ſich leider nichts als Uebles von der vaterſtädtiſchen Jugend berichten. Alle ihre Spiele waren in Unarten ausgewachſen. Die Kirchhöfe, die Winkel und Ecken unſrer vor dem Brande von 1842 allgemein ſehr krummen Straßen, waren ihre Burgplätze, von wo aus ſie zur Plage der Menſchheit wegelagerten. Das ſ. g. engliſche Haus in der alten Gröninger Straße, durch welches eine Fußpaſſage nach St. Catharinen Kirchhof führte, bot mit ſeinen dunklen Räumen und Hofplätzen einen ſehr geeigneten Tummelplatz. Sie bekamen daher den Spitznamen "Winkeljungens," eine Bezeichnung, welcher auch E. H. Rath in verſchiedenen Mandaten ſich bediente.

Schon Anno 1659 und 1664 hatte Hochderſelbe ſich verpflichtet erachtet, ſeine legislatoriſche Thätigkeit gegen der Buben Muthwillen auf denen Kirchhöfen anzuwenden, und bald darauf auch die Wälle gegen das verderbliche Auf- und Abklettern in Schutz zu nehmen. Die Wälle ſcheinen überhaupt

Digitized by Google

damals vielfach als Gemeingut zu Jedermanns Zwecken verwendet zu sein. 1672 mußte das Kegelspielen daselbst verboten werden. Um 1703 hatte man zum beliebigen Brennholzbedarf, Bäume, Buschwerk und Palisaden abgehauen. Auch das schöne Gras der Wälle und Bastionen, dessen "Abnutzung" doch ein besonderes Vorrecht der ältesten Herren des Rathes war, blieb nicht verschont. Alle Arten des Rind- und Federvieh's weideten dort und verkümmerten den Stadtvätern ihren rechtmäßigen Genuß um ein Erkleckliches. Zu derselben Zeit bleichten auch die Frauen ganz unbeirrt ihre sämmtliche Wäsche nirgendwo lieber, als auf den Dossirungen der Wälle, die deshalb von draußen angesehen oft wie Schneeberge sich ausnahmen. Denn die Hamburgerinnen waschen äußerst reinlich, das muß man ihnen lassen. Besonders aber eifert auch ein (alle diese Uebelstände rügendes) Mandat gegen den Unfug der Mütter und Wartefrauen, welche durch ihre kleinen Kinder den Wall in erschrecklicher Weise verunreinigen ließen. — Um 1729 waren es nicht nur Säuglinge und böse Buben, die den Wall zum Nachtheil hiesiger Fortification ruinirten, sondern auch Hunde und Katzen, gegen welche Thiere der Rath einschreiten ließ. Wachtmannschaften wurden zum Succurs der in den Bastionen wohnenden Constabler oder Artilleristen abgeschickt, um diese bei Wegjagung des zwei- und vierbeinigen Gesindels zu unterstützen. Aber noch viel später vereinigten sich Hunde und Gassenjungen zum Ruin der Wälle wie zur Beunruhigung ihrer friedlichen Wachtposten. Mit letzteren wurde man bald fertig, aber gegen die Hunde mußte der Rath erst ein scharfes Mandat erlassen, ehe sie parirten. In der Verordnung vom 23. Februar 1764 heißt es: wie es zu E. H. Raths Wissenschaft gekommen sei, daß sich eine Zeithero verschiedene Hunde auf den Wällen und Bastionen finden ließen, welche nicht nur die Wälle

ruinirten, ſondern auch den Schilderpoſten zur großen Laſt gereichten, und beſonders während der Ablöſung bei Rührung der Trommeln allerlei hitzige Anfälle gegen die Soldateska thäten. Deshalb wurde ſelbigen Hunden der Krieg, ſie ſelbſt für vogelfrei und reif für's Erſchießen erklärt, falls nicht die Eigner ſie binnen 24 Stunden an ſich nehmen würden.

In der Stadt regierten, wie erwähnt, die Winkeljungen in ſchier unleidlicher Weiſe. Jedes Spiel wurde Unart. Ihre Peitſchen klatſchten nicht nur ganz unverſchämt laut dem ehrſamen Bürger um die Ohren, ſondern ſie trafen ihn auch häufig genug mit empfindlichem Schwunge. Ihren Tonnenbändern mußte man reſpectvoll ausweichen, ſonſt bekam man ſie zwiſchen die Beine, ſtolperte und ſchlug elend zu Boden, unter Hohngeſchrei der Buben. Wie manche achtbare Dame fühlte entſetzt ſolchen Reif gegen ihren Rücken kollern. Mit Armbruſt, Flitzbogen und Puſtrohr ihre Bolzen, Pfeile und Thonkugeln auf unſchuldige Demoiſellen und Dienſtmädchen abzuſchießen, ſolche Sträflichkeit der durchtriebenen Bengel war ganz alltäglich. Der Kreiſel, ſowohl der kleine als der Brummkrüſel, ſchien nur dazu erfunden zu ſein, um den Menſchen das Gehen auf den breiten Steinen (dem damaligen Trottoir) und in den Promenaden zu verbittern, wo ohnedies alle zehn Schritte die bekannten neun Marmellöcher den Boden unſicher machten. Bekümmerte ſich ein nachdenkender Fußgänger um den Kreiſel nicht, ſo behandelten die Buben ſeine Beine wie ihr Spielzeug und peitſchten darauf los; — trat man denſelben gar entzwei, ſo gab's eine unabweisbare Sturmpetition um einen neuen. Wer keinen Kreiſel beſaß, amüſirte ſich auch wohl mit Werfen von Steinen Erdklöſen und dgl. und beſonders mit Beläſtigungen des Fuhrwerks. Kein Pferd blieb ungequält, keine Caroſſe ungehänſelt. Dicht vor den Wagen quer über die Straße zu laufen, das

Digitized by Google

galt für ein artiges Kunststück. Wenn dann der Kutscher die Pferde zurück riß, daß sie sich bäumten und die guten Leute in der Kutsche vor Schrecken aufschrieen: "das unglückliche Kind kommt unter die Räder," dann lachte der verwetterte Bube und seine Cameraden gröhlten höhnend darein. Nicht die Söhne der ärmsten Classen waren es, die sich der so eben aus Ostindien hier eingeführten Schwärmer und Raketen bedienten, um einen heillosen Unfug abendlich auf den Straßen zu veranstalten. Sie warfen diese zischenden Funkensprüher mitten in eine ahnungslose Menschengruppe, daß sie entsetzt auseinander stob; oder zwischen die Pferde einer Kutsche, daß sie scheu wurden und durchgingen; oder in die mit geputzten Herren und Damen besetzten Caroſſen, daß Perücken, Toupés, Reifröcke und Sammetröcke brannten oder durchs Draufschlagen zum Ersticken des Feuers gänzlich verdorben wurden. Dann jubelte die gottlose Bubenschaar und vereitelte jede Verfolgung durch getheilte Flucht in Quergaſſen und Twieten.

Ein besonderer Tummelplatz des Frevels dieser sträflichen Brut waren die Kirchen, wenn nach damaligem Gebrauch zur Abendzeit Leichen darin bestattet wurden. Sie störten die ernsthafte Proceſſion durch lächerliche Possen, drängten sich durch die Reihen des leidtragenden Gefolges, verübten in den dunkeln Winkeln der Kirche ein unheimliches Getöse mit ſ. g. Waldteufeln und Schnurrdingern, während des Sermons am Grabe, — kurz, sie verursachten allen ehrbaren Leuten und rechtschaffenen Christen ein unsägliches Aergerniß.

Diese wahrhaft empörenden Zustände, deren Dauer unbegreiflich, konnten unmöglich ohne obrigkeitliches Einsehen bleiben. Nachdem bereits 1741 der Rath in äußerster stadtväterlicher Milde über das unbillige Betragen der Gaſſenjungen sich warnend geäußert hatte, erging 1742

Digitized by Google

ein geharnischtes Mandat gegen dieselben, worin besonders dem Kirchenfrevel gesteuert wurde; und 1746 ein ferneres, welches sämmtliche oben dargelegte Bübereien der "Winkeljungen" ernsthaft rügt, (auch die kleinen "Krüseldinger" nicht vergißt) und ihnen noch andre Sünden vorhält, z. B. Karten- und Würfelspiel, Singen unpassender Lieder ꝛc. Solchen "gräulichen Unfug," solche "Ueberlast und Plage aller vernünftigen Menschen" wirksam abzustellen, werden Arrest in der schreckhaften Roggenkiste, Prügel, Halseisen und Zuchthaus, ohne Ansehn der Person angedroht, und die Tag- und Nachtwächter zum schnellen Einschreiten befehligt. Demnächst wird aber auch Eltern, Vormündern und Lehrern das Gewissen geschärft, wegen ihrer heillosen Vernachlässigung der Erziehungspflichten, und deren bessere Beobachtung ihnen an's Herz gelegt. — Da nun die Judenkinder sich von diesem nicht speciell an sie gerichteten Mandat unberührt glaubten, und in den ihrseitigen (etwas harmloseren, doch auch unbequemen) Unarten fortfuhren, so sah der Senat sich veranlaßt, durch einen besondern Erlaß vom Jahre 1746 sich auch "gegen den Muthwillen der Judenkinder und Judenjungen" zu erklären und denselben ernsthaft zu verbieten.

Solche zuchtlose Straßenbuben-Wirthschaft ist Gottlob hernach niemals wieder vorgekommen, und besonders scheint die Zeit von 1814 bis zur Julirevolution 1830 nur artige Kinder erzogen zu haben, da kein einziges Mandat das Gegentheil darthut. Seit 1830 freilich weisen die Verordnungen wieder eine Menge Vergehungen der Gassenjungen gegen Anstand und feine Sitte nach, aber es sind doch im Vergleich mit der Brutalität vor 100 Jahren ziemlich unschuldige Kindereien. Da wird gegen das Toben und Schreien geeifert, gegen das Stein- und Erdkloswerfen, gegen das Kriegspiel, Flitzbogen, Armbrust, Schleuder und Pustrohr, gegen unan-

Digitized by Google

ständiges Balgen in den Straßen, gegen das Beschmieren und Bemalen der Planken und Mauern mit unpassenden Wörtern und Zeichnungen u. s. w. Zuweilen erhebt sich die polizeiliche Entrüstung über solchen Unfug wohl bis zu dem Ausdruck "unverantwortliche Zügellosigkeit der Jugend," und verbindet damit eine Ermahnung an die Eltern, ihre Kinder in bessere Zucht zu nehmen. Sonst aber kommt von jenen groben Sünden keine Spur vor. Krüselbinger und Tonnenbänder sind zahm geworden, Raketen und Schwärmer lassen sich nirgend blicken, der Kirchenfrevel ist vollends unbekannt, und wäre auch nicht wieder aufgelebt, selbst wenn's noch "Abendleichen" gäbe. Nur das bedenkliche Anschreien des Bürgermilitairs, wovon oben die Rede war, bezeichnet noch den alten Adam in den jungen Hamburgern. Auch scheint die Polizei verschiedene Herbstspiele zu den sträflichen Excessen zu rechnen, z. B. das "Auffeiern" der papiernen Drachen, welches innerhalb der Stadt und Wälle durch Befehl vom 19. September 1834 verboten, aber nach wie vor in ungestörtester Observanz verblieben ist, wie männiglich bekannt. Ebenfalls ist das abendliche Umhertragen der Stocklaternen, (welches in St. Georg nie den geringsten Anstoß erregt hat), in der Stadt im Jahre 1842 und in St. Pauli im Jahre 1845 als feuergefährlich und pferdescheumachend, untersagt. Indessen gehört diese kindliche Lust längst wieder zu den erlaubten verbotenen Dingen.

Schließlich noch etwas über Kinderverkleidungen und über den verschollenen "Jan Blaufink."

Nach der oben angeführten Stadtverweisung der heiligen drei Könige und des Kinjees mit oder ohne Stern, war dennoch die Lust der Kinder zu allen Arten des Mummenschanzes nicht unterdrückt. Sie machte sich gelegentlich wieder Luft

und erſchien zur Faſtnachtszeit als ſtadtüblicher Hanswurſt in ſpecifiſch altſtädtiſcher Accommodirung, wozu ein rothes bardowiker Kopftuch vom Zippelhauſe und ein ſchwarz angepinſeltes Geſicht — der Nachklang des Mohrenfürſten — nothwendig gehörte. Da von ſolchem mit einem langen Schwanz tobender Buben umherziehenden "Pajaz," für ſein ſchlechtes Singen und Grimaſſiren, bedeutende Gelderpreſſungen vorgenommen zu werden pflegten, ſo mußte wieder der Rath einſchreiten. In dem Mandat vom 23. Juli 1742 verbot er ganz und gar "den ärgerlichen Betrieb des Lumpengeſindels und der Narren, welche in ungewöhnlicher Kleidung, auch mit verſtellten und angemalten Geſichtern auf den Gaſſen agiren und Geld fordern." — Und noch am 4. September 1761 verbot Hochderſelbe den Buben "das Herumlaufen in thörichter Kleidung, mit beſchmierten Geſichtern und andern wahnwitzigem Aufzug, wodurch ſie den Leuten und Frauen zur Erſchreckung, ja Gefährdung gereichten, wie durch ihre damit verknüpfte Bettelei zur Beſchwerlichfallung," bei Strafe der Roggenkiſte, des Ruthenſtreichs, des Halseiſens und des Zuchthauſes.

Jedenfalls unſchuldiger waren die herkömmlichen Beluſtigungen der Reepſchlägerjungen in St. Pauli, welche ſich noch bis etwa 1821 erhalten haben ſollen. An dem Abend nämlich (gewöhnlich im Sommersanfang) an welchem die jungen Reepſchläger ihr Meiſterſtück vollendet hatten, durften die Lehrjungen des Amtes ſich eine Ergötzlichkeit machen. Sie zogen, verkleidet als Harlequins oder Hansnarren, ſingend und Biergeld ſammelnd durch die Vorſtadt, und hielten dann auf dem grünen Anger der Reeperbahnen eine Art Kriegsſpiel "Schev' und Lieke" genannt, Schiefe und Gleiche (Grade). Die Hälfte der Jungen hatte ſich nämlich in ihrer Verkleidung einen mächtigen Höcker hinten und vorn zugelegt, das waren die Schevven, die andere Hälfte, welche gerade gewachſen er-

Digitized by Google

ſchien, bildete die Lieken. Der Witz dieſes Spieles war der faſt allen Knabenſpielen gemeinſame: Prügeln und Raufen, Ringen und Balgen. Die Graden klopften mit ihren Hanswurſtpritſchen auf die gepolſterten Rücken der Scheven, während dieſe ſich auf der Erde herumkugelten, ihre Gegner bei den Beinen packten und ſie umzuſtülpen ſuchten. Tauſende von Zuſchauern betrachteten das Spiel wie ein Volksfeſt, bei welchem auch jene ambulanten Marketenderinnen mit ihren Körben niemals fehlten, welche überall, wo unter freiem Himmel etwas zu ſehen iſt, wie die Pilze aus der Erde ſchießen, um mit Schnaps, Korinthenklöven, Eiern und Käsbutterbrodt aufzuwarten.

Aus jenem "Herumlaufer in thörichter Kleidung, wahnwitzigem Aufzuge mit beſchmiertem Geſichte" hat ſich nun zweifelsohne Jan Blaufink herausgerungen, der langjährige normale Schalksnarr und Pickelhäring der Hamburgiſchen Gaſſenjugend altſtädtiſcher Extraction. Es muß voraufgeſchickt werden, daß es ſtets mehrere gleichzeitige Blaufinken gegeben hat; weil aber dieſelben eines Schlages waren, ſo braucht nur von einem collectivbegrifflichen Jan die Rede zu ſein. — Wie er zu allererſt in die Mode gekommen iſt, ob er nach und nach ſeinen Character ausgebildet hat, oder ob er fix und fertig wie Minerva in voller Rüſtung aus dem Jupiterhaupte irgend eines anſchlägigen Buben vom kleinen Fleth geſprungen, — das weiß man ſo wenig wie die Urſachen ſeines ſpätern Verſchwindens. Was ſeinen Namen betrifft, ſo iſt Fink bekanntlich die Bezeichnung eines luſtigen muntern Geſellen; Blaufink nannte man ihn wohl von der urſprünglichen Farbe ſeines Geſichts. Es iſt nämlich wahrſcheinlich, daß er urſprünglich daſſelbe von einem Färber elegant betünchen laſſen wollte. Ob grade deſſen Schwarz- und Pockeraltopf leer war, und nur Blau zu Gebote ſtand, genug, als

Digitized by Google

der neue Pickelhäring mit indigoblauem Antlitz und eben solchen Händen durch die Gassen lief und seine närrischen Capriolen und Bocksprünge meisterlich vollführte, da scholl es aus allen Mündern der ihm nachgelaufenen Schuljungen, wie durch Inspiration von Oben, einstimmig: Jan Blaufink, Jan Blaufink! Einer erhob dann beim Eintritt in eine andere Gasse den Ruf: "da kamt wi mit Jan Blaufink her!" Und alle Kehlen wiederholten jubelnd: "da kamt wi mit Jan Blaufink her!" Seitdem stand Name, Schlachtgesang und Feldgeschrei fest.

Die volksthümliche reinmenschliche Lust am Spaße, welche bei allen Nationen die verschiedenen Arten der Hanswürste hervorrief, ist besonders lebendig in der Knabenwelt. Es giebt keine Schule, keine Classe, keine muntere Kindergesellschaft, ohne einen bestimmten Spaßmacher, einen grundguten aufgeweckten Burschen, der sich mit Manier necken läßt, aber noch viel mehr selbst neckt; der genug Geist und Witz hat, um alle Spiele anzugeben und zu leiten, um Anekdoten zu erzählen, die Lehrer zu parodiren und drollige Nachäffungen aller Art zu produciren. Das ist, — neben der Fähigkeit eine ungeheure Menge Prügel zu empfangen und auszutheilen, — der Kern des kindlichen Pickelhärings auch in Hamburg gewesen.

Jan Blaufinks Anzug als Schalksnarr ließ mancherlei zu wünschen übrig. Es war ein aus allerhand alten Tuch- oder Seiden-Lappen mühsam zusammengenähtes Wams, mit ähnlichen Beinkleidern. War sein Vater etwa ein Flickschneider, so konnte er sich schon besser vorsehen, zumal wenn jener für einen Stadtsoldaten arbeitete, von dessen rother Uniform dann gelegentlich das beste Stück für die Narrenjacke abfiel. Auf dem Kopfe trug er allemal eine sehr spitze Mütze von Zuckerpapier oder dergleichen. An derselben wie am Gürtel hingen Glöckchen und Schellen, die angenehm klingelten, wenn er mit

Digitized by Google

einem hellen Jauchzer, die Beine auseinandergewirbelt in die Luft ſprang. In der linken Hand hielt er ein ſ. g. Panterbrett, *) mit welchem er ein durchaus unmuſikaliſches Geklapper, zur Begleitung des Schellenklingels, hervorzuzaubern verſtand.

Jan Blaufinks Auftreten in ſeinem Stadtviertel war an keine Jahreszeit gebunden, nur daß man zur Faſtenzeit mit Sicherheit auf ſeine kurzweilige Erſcheinung rechnen konnte. Wenn dann die erſten Frühlingsſtrahlen die Knaben zum Marmelſpiel auf die Wälle lockten, — wenn ſpäter die unendlich intereſſante Maikäferzeit alle Gedanken der Kinderwelt feſſelte, bis man für eine Stecknadel zehn "Maiſeber" bekommen konnte, — wenn dann plötzlich alle Jungens der ganzen Stadt mit Krüſeldüngern ſich herumpeitſchen, bis dieſe ebenſo plötzlich verſchwanden um den Tonnenbändern mit und ohne "Klöterkram" Platz zu machen, — dann war Jan Blaufink nirgend wo zu ſehen, denn ſolche Spiele feſſelten ihn ſelbſt zu ſehr, als daß er für's Amüſement Anderer noch einen Gedanken übrig gehabt hätte. Ebenſo im Herbſte zur Drachenzeit, wenn ſelbſt der kleinſte Bengel mit ſeinem Schwefelhölzchen im Zeitungslappen am Zwirnsfaden umherſtolpert und wähnt, er laſſe einen Drachen mit langem "Steert" und unendlich vielem "Bott" fliegen.

Zwiſchen ſolchen Hauptſpielen, wie die Saiſon ſie nach der Obſervanz darbot, fand Jan Blaufink indeß oft genug Gelegenheit, ſeine Talente bewundern zu laſſen. Nach einem vormittäglichen Sommerregen, wenn's gegen Abend trocken wurde und die Kinder ſich wieder herauswagten, um Papier-

*) Panter, ein rundes glattes Hölzchen mit einem Stiel, womit in den niedern Schulen die unartigen Kinder in die flache Hand geſchlagen wurden, welche Strafe "Panters kriegen oder geben" heißt. (Richey hamb. Idioticon S. 181.)

Digitized by Google

ſchiffe auf den waſſerreichen Goſſen dahin treiben zu laſſen, — dann plötzlich wie vom Himmel gefallen ſtand mit prächtig ſchwarzem Geſichte, in vollem Coſtüm Jan Blaufink da, und panterte ſeine Freunde, daß ſie vor Luſt aufſchrieen und ſeinem Siegeslauf mit dem einſtimmigen Chorgeſang folgten: "da kamt wi mit Jan Blaufink her!"

Er war regelmäßig ein ſchlanker hübſcher Burſch, fix und ferm, gewandt und graziös in allen ſeinen Bewegungen. Er konnte an den Tauen der Radwinden über den Flethen hinaufklettern wie ein Matroſe, auf dem Gaſſenkummer-Gaul ſtehen wie ein Kunſtreiter; auf den eiſernen Stangen der Abweiſer, ja ſogar auf den Brückengeländern laufen wie ein Seiltänzer. Und plumpte er dabei einmal in's Fleth, ſo konnte der Tauſendſaſſa auch Waſſer treten als wenn er der Sohn jener Hamburgiſchen Mutter geweſen wäre, welche ſchwimmen konnte.

Und hier ſei's mir vergönnt eine kleine Abſchweifung zu machen, um der Mit- und Nachwelt von dieſer kunſtreichen Mutter und von der ihr entſtammten Redensart: "min Moder kann ſwemmen," Aufſchluß zu geben.

Zu einer Zeit, als freilich Jan Blaufinks Erdenwallen längſt beſchloſſen war, ſtand eine rüſtige Frau von den ſ. g. kleinen Leuten auf dem Alſterſteg in jenem Winkel, welchen damals der ſchöne Böckmann'ſche Garten mit dem Jungfernſtiege bildete. Sie ſtand da und wuſch. Zu weit vorgebeugt, geht ſie plötzlich ihres Gleichgewichts völlig verluſtig, und ſtürzt hinein in die Fluth; zufällig iſt kein rettender Engel und kein andres Menſchenkind in der Nähe als ihr 10jähriger Sohn, der ganz erſtarrt vor Schreckniß mit weit offnem Maule das Unglück der Mutter angafft. Dieſe, durch den Sturz vom Stege abgeſchleudert, trachtet umſonſt mit den Händen deſſen Rand zu erreichen, unterſinkend und wieder

auftauchend verleiht ihr endlich die Todesangſt ein ungeahntes Talent: ſie zertheilt mit reſoluten Armen die Fluth, ſtößt kräftig mit den Beinen nach, und ſiehe da, ſie beſteht die Waſſerprobe. Als der Junge dies erfolgreiche Experimentiren gewahrt, fährt Leben in ſeine Holzklotzigkeit, er ſpringt in die Höhe und ſchreit, ſo frohlockend wie bewundrungsvoll, aus Leibeskräften wohl zwanzigmal "min' Moder kann ſwemmen! Hurrah, min' Moder kann ſwemmen!"

Dieſes letzten Actes Zuſchauer war ein junger Handlungs-Commis, der mit natürlichem Sinn für Humor raſch das Komiſche der Situation erfaßt hatte. Es wurde bei ihm zur Gewohnheit, nicht nur eine Freudenäußerung, ſondern auch jede Regung des Familiengefühls, wie des Selbſtvertrauens, bei ſich oder andern, mit den zur Redensart gewordenen Worten zu begleiten "min Moder kann ſwemmen."

Noch begrenzte ſich die Tragweite dieſes Sprichwortes einzig auf ſeinen nächſten Kreis, als eines Tages ſein ehrwürdiger Principal ihm eine ſchwierige Comptoir-Arbeit mit der zuverſichtlichen Erwartung auftrug: daß er derſelben gewachſen ſein werde. Voll Selbſtvertrauens bekräftigt der junge Mann ſeine Befähigung und fügt die für ſich gemurmelte Lieblingsphraſe hinzu: "oho! min Moder kann ſwemmen." Der alte Herr, der's etwas auf dem Gehör hatte, fragt, was er ſage? Verlegen ſchweigt der Commis, aber ein Schalk unter ſeinen Collegen ſpricht ganz ernſthaft und ſehr laut ſtatt ſeiner: "Herr N. N. belieben zu ſagen, daß ſeine Mutter, die Frau Oberaltin N. N. ſchwimmen könnte." Und das ganze zahlreiche Comptoir-Perſonal, vom Principal bis zum jüngſten Burſchen, die grade anweſenden Hausküper und Quartiersleute einbegriffen, bricht in ein ſo unauslöſchliches Gelächter aus, daß zwei eintretende Makler ſich des Todes verwundern über dieſe dem Comptoirernſte wildfremde Luſtigkeit.

Digitized by Google

Von dieſem Tage an wurde die in ſo ergötzlicher Weiſe publicirte und in Anekdotenform verbreitete Redensart ſtadtüblich, bis ſie, aus den höheren Kreiſen durch andere Zeitintereſſen verdrängt, wieder hinabſickerte in die untern Stände, aus welchen ſie aufgeſtiegen war, allwo ſie ſich aber auch nunmehr im Sande der Zeiten verloren haben ſoll.

Ende der Abſchweifung über die kunſtreiche Hamburgiſche Mutter, welche ſchwimmen konnte, und deshalb verdient hätte, den vormaligen Jan Blauſink geboren zu haben.

Dieſer alſo, der ſchlanke gewandte Burſch, unbedingt der liebenswürdigſte aller Gaſſenjungen Hamburgs, war bei Alt und Jung ein Gegenſtand der Zuneigung, ſogar des patriotiſchen Stolzes Fremden gegenüber. Mit Luſt ſah man ihm nach, wenn er wie ein Aal die dichteſten Menſchengruppen durchſchlängelte, aus deren Knäuel er mit himmelhohem Luftſprunge emportauchte, bis er an ungeahnter Stelle wieder ins Freie trat. So durcheilte er nicht nur das laute Marktgewühl, ſondern ſelbſt das Gedränge der Börſe, in ſteter Gefahr von irgend einem "Paridom Wrantputt" angehalten, und dem Börſenknecht überliefert zu werden, der übrigens genug zu thun hatte, die rückſichlos nachſtürmende Bande zurückzujagen.

Ein reges Ehrgefühl belebte ſeinen durchgängig rechtſchaffenen Character. Wie konnte eine ungerechte Beſchuldigung ihn verletzen. Zumal die der brutalen "Höhnerplücker'ſche" (Federviehhändlerin) auf dem Hopfenmarkte, welcher er einmal eine lebendige Taube aus der Kiepe entwandt haben ſollte. Er kochte ordentlich vor edlem Zorn. Zwar, daß jeder Jan Blauſink in Mußeſtunden (und wenn die elterlichen Umſtände es geſtatten) ein paſſionirter Taubenklepper ſein muß, war ſo notoriſch wie das weite Gewiſſen eines ſolchen puncto der vogelfreien Caperei dieſer Geſchöpfe Gottes.

Digitized by Google

Aber himmelweit unterſcheidet ſich doch ſolch' Erjagen in hoher Luft, von dem heimtückiſchen Stehlen aus dem Hühnerkorbe! Seine Genoſſen befreiten ihn damals, indem ſie einen Keil bildeten, das Quarré der alten Marktweiber zertrümmerten, den erlößten Gefangenen in ihre Mitte nahmen und mit ihm fortbraußten, daß es klang: "da fahrt wi mit Jan Blauſink hen!" Aber noch lange blieb er gebeugt. Er, der über keinen Stoß und Schlag, über keinen körperlichen Schmerz eine Miene verzog, er hatte über jenen ſchimpflichen Argwohn geweint, ſogenannte ſnappenlange Thranen, welche in ſeinen ſchwarzen Wangen zwei fahle Rinnen zurückgelaſſen hatten, die Jedermann in Erſtaunen ſetzten.

Auch ein Anflug ritterlicher Sitte ſchmückte den Allerweltsjungen. Die von ihm geneckten Mädchen ſchützte er regelmäßig vor den plumpen Attentaten andrer Bengel, die es ihm gleich thun wollten. Noch glorreicher war der Beweis dieſer Tugend, den er an einem Faſtnachtsmorgen auf der Brücke bei'm Catharinen Kirchhof darlegte. Eine vornehme Dame ſtand dort und rang die Hände nach einem Mops, ihrem Liebling, welcher vor Schreck über einen Bullenbeißer ihr vom Arm, und dummer Weiſe in's Fleth geſprungen war. Heil und ganz war er freilich geblieben, denn ein Schneehaufen hatte den Sturz gemildert. Aber es war Thauwetter, das Eis in Schollen zerſprungen; auf einer ſolchen mit der Ebbe langſam dahintreibend, ſtand der arme Möppel und ſchrie ſo erbärmlich zu ſeiner Herrin hinauf, als wenn er den Mond anheulte. Dieſe und ihr verdrießlicher Gemahl hatten ſchon vergebens Freiwillige zur Rettung des Hündchens aufgefordert, kein Menſch wagte ſich hinab auf die zerbrechlichen Eisſtücke, die man nur ſprungweiſe erreichen konnte, denn Schuten und Kähne waren noch nicht wieder in der Fahrt. Da ſchallt von fern der bekannte muntere

Ruf, richtig da kamen ſie mit ihm her! Raſch bohrt er ſich durch die gaffende Menge, ſein ſchnelles Auge forſcht, was es giebt; "dummer Junge" ſchnauzt ihn der Gemahl an, als er dieſen wegdrängt um die weinende Frau anzuſtarren. Einen Blick noch in's Fleth, da wird ihm alles klar. "Nix als'n lütten Köter," ruft er faſt moquant aus, und klimmt wie eine Katze den Brückenpfeiler hinab. Auf's Eis gekommen, ſpringt er mit augenſcheinlichſter Lebensgefahr von Scholle zu Scholle, bis er mit dem gegriffenen Möppel deſſelben Weges heimkehrt, wobei das undankbare Thier ihm noch den Hals bis aufs Blut verletzte. "Jan Blaufink," ſagte die ſchöne Dame zu ihm, als er mit ſittiger Verneigung ihr das kleine Affengeſicht überlieferte, "Jan Blaufink, ich möchte dich küſſen, wenn du nicht ſo ein garſtiger Schmutzfinke wärſt, aber mein Mann wird dich reichlich belohnen, du lieber, guter, braver Junge."

Ja, er war regelmäßig ein herzensguter freundlicher Burſch. Selbſt ſeine durchtriebenſten Schalksſtreiche verleugneten nicht den Character der Harmloſigkeit und wenn ſie auch etwas plump ausfielen. Zwar ängſtete er gern die kleinen Kinder, die ſein ſchwarzes Geſicht fürchteten, aber er ſchenkte ihnen auch Aepfel und gab ihnen ſchöne Spiele an. Und wenn er ſie in ſeine Arme nahm, daß ſie mit Händen und Füßen zappelnd Zeter ſchrien, ſo that er ihnen doch kein Leid. Denn wenn's auch keine appetitliche Liebkoſung war, mit der er ſie garſtig anzuſchwärzen pflegte, ſo war's doch ein zärtlicher Kuß den er ihnen verabreichte und kein heimtückiſches Kneifen. Alle Lacher aber hatte der Schelm auf ſeiner Seite, wenn er ſtill und ſicher zu einer im Geſpräch vertieften Gruppe Dienſtmädchen ſchlich, und nun der dicken Köchin oder der zierlichen Lüttmaid einen ſeiner herzhafteſten Judasküſſe auf die Wange drückte. Mit Gekreiſch ſtoben die Dirnen auseinander, die Geküßte wiſchte ſich die ſchwarzen

Digitized by Google

Spuren nur noch weiter in's Geſicht. Unter ihren Schmähreden aber war Jan Blaufink längſt zu andern Ergüſſen ſeiner kecken Laune geeilt: zum Durchpritſchen eines ſcheuen Rudels gaffender Knaben vornehmen Standes, die ſich dann ſputeten aus ſeinem Bereich zu kommen, — oder zum hitzigen Wortgefecht mit einer Fiſchfrau, der er ſchließlich den braungebrannten Pfeifenſtummel im Munde zerbrach, — oder zum Bezupfen der Allongenlocken eines ſtutzermäßigen "Perükenmajors," oder zum Verſpotten eines gar zu ehrbar dahinſtolzierenden Bürgers, dem er hinterrücks alle Bewegungen nachäffte, ihm Papierzöpfe an den Rockkragen befeſtigte, und dann mit einem empfindlichen Nadelſtich in die Waden ſein Opfer verließ.

Am Zippelhauſe die dort ſitzenden Bardowikerinnen zu necken, das war ein waghalſiges Unternehmen, aber es lohnte auch. Man weiß wie geſchwind, durch die einzige Frage nach der Geſundheit ihres heimathlichen Bullen, dieſe frommen Geſchöpfe in den heftigſten Zorn zu ſetzen ſind.*) Es war Jan Blaufink dabei weniger um das Anbringen dieſes Volkswitzes, als um deſſen Folgen zu thun. Wenn er dann zurückweichend die ganze Amazonenſchaft des Zippelhauſes hinter ſich hatte, lüneburgiſche Schimpfreden, Salatköpfe und Bündel gelber wie weißer Wurzeln nicht ihn, wohl aber ſchuldloſe Nachbarn trafen, — wenn dann hierüber das Lärmen und Zanken erſt recht begann, unterſtützt vom Toben der Buben: dann feierte Jan Blaufink, im Winkel einer Sahltreppe den gefundenen Apfel ruhig verzehrend, einen ſeiner ſchöneren Triumpfe.

Er war eigentlich, trotz ſeiner im Ganzen ſeltenen Erſcheinung, ein Ueberall und Nirgends. Denn ſelbſt in ernſt-

*) Hamburgiſche Geſchichten und Sagen, S. 48.

haften Volkstumulten, bei welchen bekanntlich die nie fehlenden Straßenjungen jeden Beſänftigungsverſuch vereiteln, iſt er geſehen. In den Pauſen des Generalmarſches erſcholl feierlich ernſt ſeines Heerbanns Schlachtgeſang "da kamt wi" ꝛc.

Sogar beim "Hochwaſſer," der allertrübſeligſten Calamität der altſtädtiſchen Häuslichkeit, ſoll zuweilen ſelbiger Teufelsjunge zu höchſter Vermehrung der herrſchenden Anarchie ſich haben blicken laſſen.

Hochwaſſer, Schreckenswort in den Ohren der Hausväter und Hausmütter, electriſirender Luſtbegriff für die Kinder, jedenfalls eine Eigenthümlichkeit Hamburgs. Kein Fremder, nicht einmal eine gewöhnliche Neuſtädterin hierſelbſt, kann ſich eine Vorſtellung machen von ſolchen Zuſtänden der Altſtadt, wenn Küche und Keller in Waſſer erſäuft ſind, wenn die geflüchteten Mobilien nebſt Speiſe- und Trank-Vorräthen auf den Dielen und erſten Stockwerken chaotiſch durcheinander liegen, wenn Mittags nichts gekocht werden kann, wenn Schiffe die überſchwemmten Straßen befahren. "Wie kann man ſolche Zuſtände noch ertragen" ruft der Fremde aus! Wir beweiſen's, daß dies recht gut geht, denn ſo lange Hamburg ſteht ertragen wir ſie faſt alljährlich einige Male mit großer Gemüthsruhe. Man beſchwert ſich darüber nicht mehr, als man über Regenwetter und andere nicht zu ändernde Dinge klagt. Es iſt nun einmal ſo, es gehört (wie die gekappten Alleen, die Schiebkarren auf den Trottoirs und dergleichen) zu Hamburgs Eigenthümlichkeiten, daran wir uns ungern etwas verkümmern laſſen, ſo übel es auch mitunter läßt.

Sonderlich bei der Nacht, wenn der Nordweſt-Orkan mit wüthendem Brauſen ſtoßweiſe die Elbfluthen herauf jagt, durch die Straßen fegt, die Dachluken mit wildem Geklapper ſprengt, und wüſt in den Schornſteinen heult. Kinder ſchlafen

wohl dabei, nicht aber der der ſorgende Hausherr und deſſen rührige Gattin. Alle 5 Minuten hört man die Glocke einer Hausthüre: der Nachbar tritt in Schlafrock und Pantoffeln zu keiner Revolution auf die Gaſſe, ſondern nur um einen prüfenden Blick auf die erſchreckend raſch ſteigende Fluth im Canal zu werfen. Von der Laube aus beobachtet dies Madame, nachdem ſie im Kalender die Anfangszeit der Ebbe erkundete. Noch drei Stunden läuft die Springfluth auf! Noch capitulirt man ob man ſchon mit dem Aufräumen des Kellergeſchoſſes beginnen will: da donnern durch die Schreckensnacht drei Signalſchüſſe, und noch drei, — zur Erweckung, zur Warnung der Schläfrigen.

Mit dem erſten Knall ſind auch, wie aus derſelben Kanone geſchoſſen, alle Kinderfüße aus den Betten geſprungen, um das Hochwaſſer nicht zu verſäumen. Die größeren ſtellt man beim Retten des Hausgeräths an, die kleinen bringt man wieder zu Ruhe. Draußen ſchimmern hin und wieder Laternen: Quartiers- und Arbeitsleute befeſtigen oder bergen in den Speicherräumen die Waaren. Das Waſſer betritt ſchon den Rand der Straße. Kaum hat man in den Häuſern das letzte Stück in Sicherheit gebracht, ſo beginnt leis ein immer lauter werdendes Rauſchen ganz eigner Art, dem des Rheinfalls vergleichbar: das Waſſer ſtürzt ſich von der Straße in die Keller hinab. Sind ſie gefüllt, ſo ſtirbt dies Geräuſch. Man leuchtet von der Diele hinunter auf die unheimliche Fluth, ein vergeſſener Milchtopf, einige Holzſcheite und leere Flaſchen ſchwimmen dort umher. Ein gewiſſes naßkaltes Gefühl und ein eigenthümlicher feuchter Flethdunſt durchzieht von unten nach oben das Haus. — Das ſind einige der Schrecken des bei Nachtzeit eintretenden Hochwaſſers, das dann ſelbſt den Knaben mehr ſpannendes Intereſſe als Luſt gewährt.

Digitized by Google

Viel erfreulicher aber gestaltet sich die Sache, wenn die Fluthhöhe bei Tageslicht eintritt. Das ist der Knaben Jubelfest. Wenn dann die Signalschüsse dröhnen, so stürzen sie auf die Straße und frohlocken: "Hochwater, keen' School, — Hurrah! Hochwater, keen' School," und sind überall da nicht wo sie helfen könnten, aber gewiß jedesmal dort, wo sie am meisten im Wege stehen. Sie können's kaum erwarten, bis das Wasser auf die Straße kommt; ich entsinne mich noch der Ohrfeigen die ein erboßter Nachbar seinem ungeduldigen Sohn gab, der mit einem Reisbesen das Flethwasser noch schneller als der Wind auf die Straße zu befördern suchte. Wenn dann der gelbschwärzliche Wasserspiegel die Pflastersteine bedeckt, dann laufen sie hindurch, stoßen sich hinein in die tiefen Stellen, wohl gar in die Kellerlöcher. Auf den mit den Köpfen hervorragenden Eckſteinen und Abweisern eine Sprungschule durchzumachen, ist ein beliebtes Spiel, bei dem die meisten hineinplumpen, nur er nicht wenn er dabei wäre.

Als er noch dabei war, da trat er richtig erst in dem Augenblicke auf, wenn die Kellerbewohner mit Sack und Pack auf die Dielen der Hausleute zogen, wenn Angesichts der schwellenden Gewässer noch ganze Berge von Mobilien auf den Beischlägen lagen, kurz, wenn Unruhe und Verwirrung auf's Höchste gestiegen war. Dann erschien er als keckster Neckkobold der armen Leute, — als verwünschtester Plagegeist der feinen Schulkinder aus der Neustadt, die sich etwa den Spektakel einmal ansehen wollten und nun unrettbar in's Nasse gestoßen wurden, — als tückischer Wassernix für die Frauenzimmer, die noch eben den schmalen Straßenrand benutzten um trocknen Fußes durchzukommen. Er that ihnen nichts, er strich nur nebenher im Wasser, platschte aber so unbarmherzig hinein, daß sie nasser wurden, als wenn sie durchgewatet wären. — Der erste Kahn der die zur Wasser-

Digitized by Google

bahn gewordene Straße befuhr, trug auf dem Schiffsschnabel ihn, der mit den Beinen luſtig im Waſſer plätſcherte; die Leute die ſich ſolchergeſtalt an die Häuſer bringen ließen, kamen ſelten ohne naſſe Füße heim, denn im Augenblick des Ausſteigens wußte er dem Nachen ſolch eine Wendung zu geben, daß ſie beizutraten. — Feine Börſenmänner die ſich für 1 ß von rüſtigen Arbeitsleuten Huckepack durchs Waſſer tragen ließen, blickten ſich ſtets ängſtlich nach Jan um, der nichts lieber that, als dem ſchwerfälligen Träger einen Stock zwiſchen die Beine zu ſtecken, um ihn ſammt ſeiner Laſt zu Fall zu bringen. Wie zitterte nicht vor ähnlichem Geſchick manch' zartes Frauenbild auf dem Arme ebenſolchen Arbeitsmannes. Kaum hatte ſie ſich durch Verheißung vierfachen Lohnes von deſſen fataler Alternative: Kuß oder Fallenlaſſen, losgekauft, da ſah ſie den Blauſinken nahen, und mit ihm ſtanden ihr alle Schrecken zugleich bevor: Kuß mit Schwarzwerden, in's Waſſerfallen mit Naßwerden, und hinterdrein unnütze 4 ß an den enthaltſamen Arbeitsmann.

In den letzten Decennien ſeines Daſeins ging ihm zu manchen ſeiner Bravourarien die Stimme aus, dafür aber glänzte er bis zuletzt unübertroffen bei jedem der kindlichen Vogelſchießen, welche im Laufe des Sommers von den Cameraden einer altſtädtiſchen Winkelgaſſe veranſtaltet, und an den Bruſtwehren der Wälle oder auf dem Grasbrook abgehalten wurden.

Sobald es den Genoſſen einer ſ. g. Klippſchule an der Zeit zu ſein däuchte, traten ſie in eine freie Verbrüderung zuſammen, um am nächſten Sonntag nach der Kirche ihr Schützenfeſt zu halten. Der ſchon oftmals dieſem Zwecke gediente Vogel, (ein früher den Papagoyen, ſpäter dem Reichs-

Digitized by Google

adler zwanglos nachgebildetes, übrigens an Form und Farbe sehr naturwidriges Kunstproduct,) wurde herbeigeholt und alles in Bereitschaft gesetzt. Jeder Theilnehmer prüfte seine Armbrust, und verfertigte sich bleibeschwerte Bolzen, mit welchen der Vogel stückweise heruntergeschossen werden mußte. Die Gewinne wurden, wenn sie nicht durch elterliche Schenkungsacte zusammen kamen, vorläufig auf Borg angeschafft: kleine Spielsachen, Zinngeräthe, ein Puffer oder Taufkringel und dergleichen.

Am Sonntag Nachmittag zog dann die bestens geputzte Knabenschaar in würdiger Haltung, aber mit vielem Getobe, durch die stillen Gassen. Ein Fahnenträger und ein Trommelschläger eröffneten den Reigen. Der vorjährige König fungirte als Generalzugführer, geschmückt mit papiernen Kroninsignien und Seidenbändern, woran die bevorstehenden Gewinne hingen. Dann folgten paarweise die Armbrustschützen, welche durch Kinderſäbel, Grenadiermützen von Papp, langen Reglements-Zöpfen und dergleichen, sich ein martialisches Ansehen zu geben wußten. Der hierbei von gesammter Schaar tausendfach wiederholte Schlachtgesang war kein anderer als: "da kamt wi mit Jan Blaufink her." Denn er war's, der als Einsammler nachbarlicher Geldspenden recht eigentlich die Seele des Ganzen und den Leithammel vorstellte, dessen Spuren die Buben folgten.

Jan Blaufink nämlich schwärmte in prächtigster Erscheinung vor und neben dem Zuge umher. Eine neue Farbenmischung verlieh seinem Schelmengesicht das tiefste Schwarz bei heiterstem Fettglanz, als wäre es mit englischer Patent-Stiefelwichse gebürstet; seine spitze Papiermütze war zu phantastischer Höhe emporgewirbelt; seine Narrenjacke mit gelben und rothen Lappen schreiendster Couleur frisch geflickt. Lustig klingelte es wenn er sprang, herzhaft klapperte es wenn er das Panter-

Digitized by Google

brett ſchwang! Jede Haus-, Sahl- und Kellerthür beſuchte der unermüdliche Collectant mit der blechernen Sparbüchſe, um ein Scherflein für die Unkoſten der Feſtfreuden zu erſchmeicheln, und zum Dank dafür die wohlthätigen Herzen durch ſeinen Witz zu vergnügen. War dann der Bedarf gedeckt, ſo genoſſen die kleinen Schützen draußen die Luſt des Vogelſchießens, nicht ohne die Würze gelegentlicher Verunreinigungen, deren Entſtehungsgründen ſein Talent gewiß nicht fern ſtand.

Wenn dann kurz vor Thorſchluß der tumultuariſch begeiſterte Schützenzug ſeinen pomphaften Heimmarſch unter Abſingung aller erſinnlichen Nationalhymnen, (ſogar der hier ganz unpaſſenden, welche vom Transport eines Betrunkenen zum Schweinemarkt handelt) vollendet hatte, ſo trieb er ſich von freiwilligen Verehrern gefolgt, noch bis zur Dunkelheit in den Gaſſen umher, und erſt wenn Sterne und Nachtwächter auf ihre Poſten zogen, verhallte allmählig der ſeine Nähe bezeichnende Jubelruf, bis er in irgend einem Hofe gänzlich erſtarb; wofür denn der ernſte Sang "de Klock hett tein ſlahn, tein is de Klock" die ehrſamen Bürger an das Bett mahnte.

Wie, wann, und weshalb Jan Blauſink verſchwand? das weiß eigentlich kein Menſch ſo recht genau. Thatſache iſt nur, daß er vor der Zeit der franzöſiſchen Zwingherrſchaft noch florirt hat, nach derſelben aber nicht wiedergeſehen iſt. Er muß alſo während dieſer unglückſeligen Epoche untergegangen ſein. Das Elend jener Schreckenszeit war ſo groß, daß jeder gute Hamburger vor Betrübniß das Lachen verlernte; und es bezeichnet die erdrückende Schwere der Noth in allen Ständen, daß in dieſen Jahren ſelbſt der kecke

Bannerträger des kindlichen Frohsinns zu Grabe getragen ist. Jetzt scheint das damals begangene schreiende Unrecht der Erbfeinde Deutschlands schon dermaaßen vergessen, daß man über den mit Hülfe der Russen erfochtenen Sieg bei Leipzig ein Schamgefühl zu äußern vermag; jetzt leistet man Großes in der Verehrung für den corsischen Attila und seine Vasallen, die damals uns und unsern Vätern jede Art der Schmach und Schande anthun durften; jetzt sind auch alle jene Gräuel und Schreckniſſe vergessen, welchen so mancher Ehrenmann Hamburgs, so manches Gute und Schöne erlegen ist. —

Ohne gerade auch unsern jungen Helden dahin rechnen zu wollen, darf man es doch gewiß beklagen, daß dieses Urbild unsrer volksthümlichen Kinderlust bei derselben Gelegenheit ebenfalls untergegangen ist.

Vielleicht sind die letzten Blaufinken, schlanke junge Bürschlein, wie ihre Vorfahren, als kleine Trommelschläger in dem hier gebildeten französischen Regimente untergesteckt, und mit so vielen guten Bürgerssöhnen nach Rußland marschirt, wo ihnen nicht nur der Frohsinn, sondern auch das Herz erfroren ist. Vielleicht sind sie auch in der Schreckensnacht am 24. December 1813, mit ihren armen Eltern und so vielen Unglücksgefährten, von den französischen Gewalthabern aus den Betten gerissen, in die dunkle Petrikirche gesperrt, und dann am Morgen des Weihnachtstages zur Stadt hinausgetrieben, in's Elend hineingestoßen. Dann mag ihre Asche in einem der benachbarten Begräbnisse ruhen, welche gefüllt sind mit den Gebeinen der vertriebenen Hamburger.

Jedenfalls, als Hamburg im Jahre 1814 errettet war, als die tapfern Schaaren unsrer hanseatischen Legion und Bürgerwehr, vereint mit den jubelnd begrüßten russischen Waffenbrüdern in die befreite Stadt einzogen, — da war unter den tausend und aber tausend frohlockenden Ham-

Digitized by Google

burgern keine bunte Jacke, keine ſpitze Mütze, kein Schellengeklingel, da ſtand die altſtädtiſche Jugend führerlos und faſt verlegen im Thore; ach, ihr alter trauter Jubelruf durfte die heimkehrenden Bürger nicht wieder begrüßen, verſtummt für ewig war die Loſung: "da kamt wi mit Jan Blaufink her!"

Sicherlich dem erfinderiſchen Geiſte des Dahingeſchwundenen wie ſeiner Freundlichkeit gegen kleine Kinder verdankt noch gegenwärtig die jüngſte Gaſſenjugend das königliche Spiel der Ehrenpforten, das ſich durch ihn in unſerm republicaniſchen Hamburg eingebürgert hat, wo im Ernſte wohl noch niemals ein ſolcher Triumpfbogen errichtet geweſen iſt.

Wenn ein Fremder unſre Straßen durchwandert, und plötzlich ein ganz kleiner Blouſenjunge ihm entgegentritt, der mit freundlichſter Miene das ſchmutzige Händchen ausſtreckt und dazu bittend die räthſelhaften Worte ableiert: "ward ſammelt vör de Ehrenpoort," — welchen Begriff kann ſelbiger Fremder (vorausgeſetzt, daß er des Plattdeutſchen kundig) mit ſolcher Rede verbinden? Er blickt umher, die beregte Ehrenpforte zu entdecken, aber nirgendwo das bekannte Holzgerüſte im Spitz- oder Rundbogenſtyl mit Blumenguirlanden; von Trompetern und Heerpaukern iſt nichts zu ſehen, von den unvermeidlichen zwölf weißgekleideten Mädchen, deren Schönſte mit Todesangſt im Herzen die Feſtrede herzuzittern hat, — keine Spur! Da endlich entdeckt ſein forſchend' Auge am Boden des Trottoirs, hart an einer Hausmauer einen kleinen fußhohen Sandberg, um welchen ſechs bis acht kleine Jungen kriechen, die mit den Händen allerlei Grotten, Tunnel und andere Künſtlichkeiten hinein gebildet haben, mit Bändern,

Digitized by Google

Blumen und Laubzweigen das Ganze beſtecken, auch kleine Wachslichterchen hineinpflanzen, und ſich über dieſen zierlichen bunten Ameiſenhaufen unbeſchreiblich freuen, — zumal wenn die Dämmerung naht, und die angezündeten Kerzchen einen magiſchen Schimmer auf das niedliche Gebäude der kindlichen Luſt werfen.

Während der von dieſem Spiel oft beläſtigte Eingeborene raſchen Schrittes ohne hinzublicken vorübereilt, befriedigt der Fremde das harrende Kind, und denkt lächelnd bei ſich: "das alſo nennt man in Hamburg eine Ehrenpforte!"

Ob kindliche Spiele und Unarten zu den Denkwürdigkeiten zu rechnen? Wenn man noch im reiferen Lebensalter auf die eignen kleinen Freuden und Leiden der Kindheit mit Herzensluſt blickt, und ſogar das Andenken an die gelegentlichen dummen Streiche, (ſo weit ſie erinnerlich) ein ſtilles Ergötzen hervorruft, ſo ſollte die Bejahung jener Frage wohl zu rechtfertigen ſein; um ſo mehr wenn einige bereits untergegangene Eigenthümlichkeiten unſres Volkslebens der flüchtigen Zeichnung Farbe verleihen. Gewiß giebt es noch unter uns viele würdige Männer, welchen ſich eine ganze Schatzkammer fröhlicher Jugenderinnerungen aufſchließt durch jenes verſchollene Zauberwort: "da kamt wi mit Jan Blauſink her!"

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß und Anmerkungen.

Seite

1. Lübeck, Bremen, Hamburg? (1307.) 1

Aus Gerhard Rynesberg und Herbord Schene's bremiſcher Chronik, gedruckt in Lappenbergs Geſchichtsquellen des Erzſtiftes und der Stadt Bremen S. 74, woſelbſt dieſe Geſchichte in plattdeutſcher Sprache ſehr ausführlich erzählt iſt. Der Hamburg betreffende Schluß iſt zu mehrerer Abrundung hinzugefügt. — Das bremiſche Stadtarchiv bewahrt noch jetzt die vielbeſprochene kaiſerliche Verleihungs-Urkunde. — Hierher gehört die Rückſeite des von Otto Specker kunſtreich geſchmückten Umſchlags. Zufällig iſt auf dieſer Vignette die Laube mit den Beſchauern des Fleths links ſtatt rechts angebracht.

2. Spital, Kirche und Vorſtadt St. Georg 8

I. St. Georg's Spital und Kirche. (Seit 1195.) 8

II. Die Vorſtadt St. Georg vor 200 Jahren. 27

Vorzüglichſte Quellen: Hoeck, docum. Nachrichten von der alten St. Georgs Kirche. — Hempel, vom Ritter St. Georg ꝛc. — Stelzner I. 134 ff. — Langermann, Hamb. Münz- und Med. Vergnügen, 347 ff. — von Heß, Topographie II. 255 und III. 15. — Neddermeyer Top. 314 ff. und deſſen Statiſtik und Top. 64 a. — Die Leproſenkrankheit beſchreibt Wächter, hiſtor. Nachlaß, I. 102. — Alte Karten und Grundriſſe. — Einzelheiten aus handſchriftl. Chroniken und Archivalnotizen. — Die Zeichnung des Stiftes St. Georg auf der Vorderſeite des Umſchlags wird Vielen willkommen ſein.

Digitized by Google

Seite

3. Ein Raths-Secretarius der Vorzeit. (1376.). 38
Die im Stadtarchiv befindliche Original-Bestallung des M. Bekendorp enthält die sämmtlichen hier dargelegten Pflichten und Rechte. [— Das bekannte chronolog. Verzeichniß der Rathsmitglieder, welches S. 67 Bekendorps Anstellung von 1382 datirt, und den Secretair Joh. Tunderstede gar nicht kennt, ist hiernach zu berichtigen. — Eine der Zeichnungen auf dem Umschlage stellt den zu Roß steigenden Magister und Stadtschreiber vor.

4. Heino Brand, die bürgerlichen Unruhen und der Receß von 1410 42
Bekendorp's handschr. Chronik I. 219. — Steltzner I. 359. von Heß, Topogr. I. 258. — Schütz, Hamb. Geschichte II. 256 und 273. — Bartels, Grundgesetze, Nachtrag, S. 9 und Suppl. S. 5.

5. Des Dom-Dechanten Bann..... 49
Bekendorp, handschr. Chronik I. 264. — Slavische Chronik bei Erpold Lindenberg, script. septentr. — Schütz, Hamb. Gesch. II. 271. — Lützow, Meckl. Gesch. II. 282. — Rudloff (Meckl. Gesch. II. 835) nennt Benedix von Alefeld als Amtmann zu Trittau, während Franke (altes und neues Mecklenburg VIII. 188) ihn gewiß irrig als Hofjunker des Herzogs und Urheber des Streits bezeichnet.

6. Die Pfingsthöge der Familie von Spreckelsen. (1505.) 53
Langermann, Hamb. Münz- und Med. Vergnügen, 571. — Wilckens, Hamb. Ehrentempel, 100. — Buek, geneal. Notizen, 21. — Ein alter Stammbaum der Familie Huge oder Hughe auf dem Stadtarchiv berichtet von den 36 Kindern des Bürgermeisters Johann.

7. Vom Doctor Veit. (1521.) 58
Fast alle neueren Geschichtsschreiber haben diesen Fall als einen Beweis damaliger Barbarei aufgefaßt; wogegen Griesheim II. 12, und Senator Günther, in den Adr. Compt. Nachrichten vom 31. Dec. 1781, die hier vertretene Ansicht ausgesprochen haben, welcher auch Trummer rechtsgeschichtl. Vorträge I. 110, entschieden beitritt. Ueberzeugende Belege hiezu liefert die erst neuerlich bekannt gewordene plattdeutsche Chronik her. v. Lappenberg, S. 46, woselbst auch die Motive für die hier erzählten Antecedentien des Abentheurers zu finden sind.

Digitized by Google

Seite

8. Bernd Beſeke's Glück und Unglück. (1525—1536.) I.—X. 63

Eine Ueberſetzung und theilweiſe Erweiterung der "Hiſtoria" in der ebengenannten plattdeutſchen Chronik, S. 113 bis 126. In Betr. Neuwerks ſind hiſt. u. topogr. Beſchreibungen der Inſel benutzt. — Kleſeker XI. 855 theilt die beiden Schreiben des Raths an Beſeke mit, jedoch uncorrect. — Die umſtändliche Darlegung des peinl. Proceſſes gegen Beſeke (wörtlich aus jener Chronik eines Zeitgenoſſen) geſchah im rechtsgeſchichtlichen Intereſſe. — Eine der Vignetten des Umſchlags ſtellt den Neuwerker-Thurm um 1525 dar.

9. Ein Kriegsgericht im Eichholz. (1491.) 96

Die Meuterei der Landsknechte und die dem Schuldigen zuerkannte Strafe "durch die Spieße zu gehen" nebſt deren Reſultat, erzählen die Chroniſten z. Th. umſtändlicher als Stelzner. — Das Verfahren der Landsknechte bei ihrem Juſtizweſen ſchildert Barthold, Georg von Frundsberg, oder das deutſche Kriegshandwerk, S. 52.

10. Hamburgiſches Kriegsweſen im Jahre 1563. 100

Ueber die derzeitigen Kriegsgerüchte und desfallſigen Rüſtungen berichtet nach den Chroniken Stelzner II. 327 u. A. — Das Nähere in Betr. der angeworbenen Mannſchaft iſt in den Muſterrollen enthalten, welche ſich auf dem Stadtarchiv befinden. — Einzelheiten, z. B. über das Amt des Fähndrichs, nach Barthold, Georg von Frundsberg, S. 42 ff. — Ueber die ſtädtiſche Wehrverfaſſung ſ. Wächter, hiſtor. Nachlaß I. 111.

11. Martin Roever's Händel. (1567.) 105

Roever's Streit und ſein Schickſal ſind nur nach den Reſultaten bekannt. Dieſer Erzählung aber liegt ein plattdeutſches Actenſtück des Stadtarchivs zum Grunde, welches das ganze Verfahren mit allen Nebenumſtänden darſtellt. Für die Verfaſſungsgeſchichte und die Stellung der Oberalten zum Rath erſcheint dies Detail der Sache nicht unintereſſant. — Von Johann Huge (oder Hughe) erzählen ältere Rathsherrnliſten.

12. Wie ein Procurator ſeine Schulden tilgt. (1597.) 108

Dieſer kleine Beitrag zur Culturgeſchichte jener Zeit iſt aus einer Archivalacte genommen.

Digitized by Google

Seite

13. Hexen-Geſchichten 110

I. Abelke Bleken. (1611.)..... 110

Das Hauptſtück dieſer Geſchichte, die Urgicht, in welchem die weſentlichen Momente des früheren Lebens dieſer Hexe liegen, beſitzt das Stadtarchiv. Sie iſt in Trummer's rechtsgeſchichtl. Vorträgen I. 145 abgedruckt, wo aber die Lesart an einigen Stellen zu verbeſſern, z. B. ſtatt Belbamer richtiger Beltzamer zu leſen iſt.

II. Eine junge Hexe. (1611.) 118

Den Kern dieſer Geſchichte erzählt die ungedruckte Bekendorpſche Chronik II. 44, woſelbſt der Fall indeſſen nicht grade als eine Verzauberung des Liebhabers aufgefaßt iſt. Ueber die Claſſification der Zauberei im Stadtrecht von 1603 ſ. m. den intereſſanten Aufſatz in Trummer's ebengedachtem Werk I. 97, §. 16—20.

III. Von alten Hexen. (1641—1643.)..... 121

Beide Fälle erzählen die handſchr. Chroniken, darunter Janibal, ſowie die gedruckten und ungedruckten Verzeichniſſe hingerichteter Verbrecher; ſ. auch Trummer a. a. O. S. 139 140. — In der Wetterau wurden noch 1648 nicht weniger als 50 Hexen verbrannt, wogegen die hieſige Aufklärung ſehr zu preiſen iſt.

14. Gaukler-Geſchichten 122

I. Der Seiltänzer. (1608.)..... 122

Dieſe erſte der als Beiträge zur Geſchichte der Kunſtfertigkeiten aufgenommenen Erzählungen iſt aus Bekendorps handſchr. Chronik II. 35 und Adelungs hiſtor. Beſchreibung von Hamburg geſchöpft.

II. Simſon Herkules Harzmann. (Um 1650.) 124

Dieſes ſtarken Mannes Thaten habe ich einem dieſelben darſtellenden Kupferſtiche entnommen, welches Blatt ſich in einer Bilder-Sammlung des Stadtarchivs befindet. Sein Portrait iſt mit darauf. Da aber die Jahreszahl fehlt, ſo iſt meine Datirung ungenau. Möglich, daß Herr von Eckenberg 50 Jahre ſpäter gelebt hat.

III. Der Feuerkönig. (1678.)..... 128

In handſchr. Chroniken, am ausführlichſten im Janibal erzählt.

IV. Der Weinſprüher. (1679.)..... 128

Aus denſelben ungedruckten Quellen.

Digitized by Google

Seite

15. Allerlei Malefiz-Geſchichten 131
I. Karrengefangene. (1609—1624.) 131
In den meiſten Geſchichtswerken, z. B. Stelzner, erwähnt. Hier nach handſchr. Chroniken, z. B. Bekendorp II. 52 erzählt. Das Stadtarchiv beſitzt einen alten Kupferſtich v. J. 1609, welcher die Karrengefangenen in der Arbeit darſtellt, nebſt des Aufſehers, Michel Schot's, Abbildung.
II. Rathhaus-Diebe. (1616—1621.) 133
Mehrfach erzählt, hier vorzüglich nach Bekendorp II. 71 und 108; ſowie nach Janibal. Den Scharfrichterbrauch beim Hängen und die grimme Ecke erläutert Dreyer, antiquar Anmerkungen über einige Strafen S. 88.
III. Malefizweiber. (1619.) 135
Aus handſchr. Chroniken, z. B. Bekendorp und Janibal.
IV. Die letzte Juſtiz auf dem Grasbrook. (1624.) 137
Aus denſelben Quellen, einer Archivalnotiz und aus den Delinquentenliſten.
V. Diebsgeſchichten 138
Aus denſelben Quellen, vorzüglich aus Janibals Chronik.

16. Soldaten-Geſchichten 145
I. Des Fauſtrechts Nachklang. (1647.) 145
Aus den Kriegsraths-Acten und -Protokollen des Stadtarchivs.
II. Des Commandanten Strafmethoden. (1659—1672.) 149
Ueber den General von Schack berichtet auch Stelzner. Das Uebrige nach Acten und handſchr. Chroniken, unter welchen die Janibalſche am meiſten benutzt iſt.
III. Abſchieds-Feierlichkeiten. (1676.) 152
Aus denſelben Quellen.

17. Naturwunder 154
I. Wunderroſen. (1643.) 154
II. Wunderkorn. (1664.) 155
III. Wunderfiſch. (1662) 156
IV. Wunderkinder. (1660—1667.) 157
V. Cometen. (1664—1680.) 158
Nach Stelzner, Abelungk u. a. Geſchichtswerken, vorzüglich aber nach den handſchr. Chroniken, unter welchen die Janibalſche das sub IV. Erzählte am ausführlichſten mittheilt.

Digitized by Google

Seite

18. Zwei Schwärmer 161

I. Hermann von Huden. (1659.) 161

Steltzner III. 745 theilt diese Visionen nicht ohne ironische Färbung mit, während einige handschr. Chroniken, aus welchen er geschöpft, sie treuherziger erzählen. Der große Brand am Kehrwieder und Brook ist in allen Geschichtswerken erwähnt, am besten in Langermann's Münz- und Med. Vergnügen S. 164 u. 227.

II. Jürgen Frese. (1666.) 165

Ebenfalls nach Aufzeichnungen Gleichzeitiger und einem Frese'schen Bericht, erzählt von Steltzner III. 923—930. — Frese's Buch "die Friedensposaune" Hamb. 1672, welche diesen Bericht enthält, habe ich nicht gesehen. Seine kurze Lebens- und Characterskizze nebst Angabe seiner Schriften steht im Hamb. Schriftstellerlexicon I. 372. — Ueber den hier erzählten Fall, welchen 1677 ein förmliches Zeugenverhör bestätigte, berichten auch: Happel's relationes curiosae, Chr. Scriver's Seelenschatz, Korthold's Thaumatographia und Arnold's Kirchen- und Ketzer-Historie (1729) III. 248. M. s. auch Schütz, Hamb. Gesch. II. 313. — Die Abbildung des Eisenringes besitzt das Stadtarchiv.

19. Pastoren-Geschichten 169

I. M. Wiese's Suspension. (1638.) 169

Nach einer Archivalacte, welche diesen Fall sehr umständlich behandelt.

II. Eine anzügliche Predigt. (1647.) 172

Ebenfalls nach einer Acte des Stadtarchivs, worin die in der Urschrift eingerichte Predigt.

III. Pastor Corfinius. (1659.) 175

Nach handschr. Chroniken auch von Steltzner III. 751 erzählt, wo auch das S. 28 unsrer Gesch. und Denkwürdigkeiten über Corfinius und den Wirth des Besenbinderhofes Mitgetheilte vorkommt. Die Beispiele damaligen starken Kirchenbesuchs sind aus handschr. Notizen des sel. Pastor Hübbe genommen. Die Abneigung des Ministerii gegen die neue Nachmittags-Predigt berichtet der Chronist Janibal.

20. Capitain Carpfangers Leben (1623—1682). 181

Eine Zusammenstellung von Carpfanger's Leben und Wirken fehlte bisher, selbst in Wilcken's Ehrentempel. Einzelheiten, über seine Erwählung, gelegentliche Abreise oder

Digitized by Google

Seite

Ankunft, über das glückliche Gefecht in der Elbmündung 1678, die Befreiung der spanischen Silberschiffe u. s. w., sowie über den Schiffsbrand bei Cadix, finden sich in den verschiedenen Geschichtswerken nur kurz erzählt. — Notizen über C. kommen vor in Döler's Predigt: "die Schiffahrt des menschlichen Lebens, 1688, Bogen H 2, woselbst auch Abbildungen der Orlogschiffe, des Schiffsbrandes (nebst Begräbnißfeier) und ein Portrait Carpfangers, wonach die beiden untern Vignetten des Umschlags gezeichnet sind. — Vorzügliche Ausbeute gewährten mir die auf dem Stadtarchiv befindlichen Protocolle der Admiralität und Convoy-Deputation, nebst den dort asservirten (obschon unvollständigen) Schiffsberichten Carpfangers. — Das vormal. Admiralitäts- und Convoy-Wesen ist nach Langenbeck, Kleseker u. a. Autoren, sowie nach den Acten dargestellt. — Carpfanger's Thätigkeit als Kirchenvorsteher zu St. Michaelis erwähnt auch Wortmann, chronolog. Zusammentrag ꝛc. S. 140. — Den Schiffsbrand berichtet ausführlich die "traurige Zeitung aus Cadix" ꝛc. nebst Liste der geretteten und verunglückten Personen, eine jetzt seltene, in der Lochau'schen Hamburgensien-Sammlung des Stadtarchivs befindliche Flugschrift, aus der Adelungk, Steltzner u. A. geschöpft haben. — Ein gütiger Weise höheren Orts veranlaßter Consularbericht aus Cadix vom 16. Juni 1855 meldet das Verschwinden des Carpfanger'schen Denkmals bei Cadix, sowie die Erfolglosigkeit der Nachforschungen in dortigen Bibliotheken in Betr. des Schiffsbrandes wie näherer Auskunft über C.'s Befreiung der spanischen Silberschiffe. — Ueber seine Familienverhältnisse ergiebt das Begräbnißgedicht bei'm Tode seiner Frau (auf der Stadtbibliothek) sowie das Bürger-Protocoll die mitgetheilten Notizen. Die Taufregister zu St. Catharinen und St. Michaelis führen eine Reihe Carpfanger's auf, die aber das vorige Jahrhundert nicht erreichen, und z. Th. Bruderkinder des Capitains gewesen zu sein scheinen. — Meinen, in den Hamb. Gesch. u. Sagen, S. 196, geäußerten Vorschlag: Hamb. Schiffe mit dem Namen unserer Seehelden zu schmücken, möchte ich auch in Bezug auf Carpfanger wiederholen.

21. **Friedensfeste.** (1629—1667.) 211

Nach Steltzner III. 81. 560. 610. 795. — Das sehr eigenthümliche Friedensfest des holländ. Gesandten erzählt die Zanibalsche Chronik.

Digitized by Google

Seite

22. Duell-Geschichten. (1634—1699.)..... 215
Zusammengesetzt aus den von handschr. Chroniken, Steltzner u. A. kurz mitgetheilten einzelnen Geschichten, aus den (in der bekannten Mandatensammlung zu findenden) Raths-Verordnungen und einigen Archivalacten. Die besonders characteristischen Geschichten z. B. von den Bacchanten und dem Nachwächter-Duell, sind nach der Janibalschen Handschrift erzählt.

23. Ein unheilvolles Landgericht. (1660.)..... 226
Nach handschr. Aufzeichnungen einiger Zeitgenossen, sowohl in ungedruckten Chroniken als in den biograph. Nachrichten über ältere Rathspersonen im Stadtarchiv. — Die Rentzelschen Stiftungen u. s. w. th. nach Acten, th. nach den bekannten Büchern. Die genealogischen Notizen aus alten Stammbäumen im Stadtarchiv. — Zu berichtigen ist S. 227, daß das Bullenhuser Schleusenhaus jetzt der Stadt gehört und abs. der Kammer verpachtet wird.

24. Dr. Johann Blume's Ende. (1672.) 233
Aus den Chroniken erzählt v. Stelzner III., 987. — Wilcken's Ehrentempel, 529. Theatrum Europ., XI., 336. — Janssen, Hamb. Kirchengeschichte, 516, u. A. m.

25. Feuersbrunst. (1676.) 237
Stelzner III., 1106—1108. — Die handschr. Chroniken, vorzüglich die Janibal'sche geben interessante Einzelheiten. — Der Eigner des Hauses, in welchem das Feuer entstand, wird auch Gerd Harmsen Backer genannt. — Bieber, Verzeichniß der Feuersbrünste. — Eine gute Folge des Brandes war die bessere Einrichtung des städtischen Feuerversicherungs-Wesens.

26. Gott läßt sich nicht spotten. (1677.)..... 242
Den kurzen Kern dieser Geschichte erzählt Janibal in seiner handschr. Chronik. — Das Ereigniß in Verden berichtet Cyriacus Spangenberg, Chron. Verd. p. 144.

27. Allräneken. (1679.)..... 246
Ueber die Allräunchen, Erd- und Wurzelmännchen, und den mit selbigen getriebenen Aberglauben s. m. Tkany, Mythologie der alten Teutschen und Slaven, S. 9—11. — Ueber das hier gefundene Allräunchen der armen Frau hat, so weit mir bekannt, nur Janibal, der Kirchenschullehrer zu St. Catharinen, und zwar ersichtlich als Zeuge, berichtet.

Digitized by Google

Seite

28. Die Prinzessin von Ostfriesland. (1695—1715) 250

Ueber die Prinzessin: Wiarda, ostfries. Geschichte, V, 163 ff, wo auch über ihre Eltern und Familienverhältnisse und früheren Schicksale. — Hübener's genealog. Tabellen. — Ueber Haus Berum: Sonne, Topogr. v. Hannover, IV, 322. — Ueber Morgenweck: Seine Characteristik, von Günther verfaßt, im hanseat. Magazin, V, 123. Niedersächs. neue Zeitungen. 1730, S. 33—35. — Biograph. Skizzen hiesiger Prediger (handschriftliche) im Stadtarchiv. — Auch einige ihn betreffende Archivalacten. — In Betreff Beider: von Heß, Top. (2te Aufl.), I, 286—288. — Vorzüglich Kiehn, das Hamb. Waisenhaus, S. 204—229. 469—474. 485—512. Sehr viele interessante, und über das ganze Verhältniß Licht verbreitende Einzelheiten enthält ein mir von Herrn Kiehn gütigst mitgetheiltes Manuscript, eine Abschrift verschiedener, den Erbstreit betreffenden Rechtsgutachten, Zeugenaussagen u. s. w. Ueber die Ehe Morgenweck's mit der Prinzessin, theilt der verstorbene Herr Pastor Hübbe in seiner Vorrede zu Kiehn's gedachtem Werk über das Waisenhaus, pag. XXVIII—XXIX, das Zeugniß des Pastor Krohn mit. — Die Ministerial-Protocolle enthalten (mindestens nach den mir von dem sel. Herrn Senior Dr. Strauch freundlichst zur Einsicht vorgelegten Registern) über Morgenweck's Erklärung nichts; was aber natürlich ist, da Personalia dieser höchst delicaten Art nicht hineingehören. — Ein Document über die Trauung ist mir nicht bekannt. Vielleicht ließ sich das Paar in Ottensen oder Wandsbeck trauen, wo damals häufig heimliche Copulationen geschahen, in Hamburg gewiß nicht. Vielleicht hat der copulirende Pastor den Act, auf Wunsch der Betheiligten, gar nicht protocollirt. Die priesterliche Befugniß zur Einsegnung der Ehen war damals noch sehr wenig durch staatspolizeiliche Vorschriften beschränkt und an gewisse weltliche Formen geknüpft. — In Betr. der späten Beerdigung, des Grabmals wie der Stiftung der Prinzessin u. s. w., habe ich aus Actenstücken und Protocollen des St. Mar.-Magd. Klosters (im Archiv des Hospitals zum heil. Geist) geschöpft. — Für eine Menge Einzelheiten habe ich authentische Belege, deren Angabe hier zu weit führen würde. — Eine der Umschlags-Vignetten zeigt uns Hand in Hand das seltene Paar.

Digitized by Google

Seite

29. Von der Burſprake. (Um 1700.) 279
Andersen's Druckſchrift über die Hamb. Burſpraken. — Wilckens Ehrentempel, 22. — Schlüter, Tractat v. d. Erben, 389. — Manche Einzelheiten aus handſchr. Chroniken und Archivalacten, auch aus der plattdeutſchen Chronik, her. v. Lappenberg, 182. Die Vorforderung der Feuerſchauer ꝛc. am Thomastage, nach Archivalacten.

30. Die Höge der Brauerknechte. (Um 1700.) .. 285
Hauptſächlich nach der ſehr ausführlichen Darſtellung in Matth. Schlüter's Tractat von den Erben, S. 354—376. Mehrere Einzelheiten zu Anfang und zu Ende, z. B. wegen des Verbots des Dövekenſchlagens und in Betr. der Abnahme und Aufhebung der Brüderſchaft, aus Archivalacten.

31. Vom Bergedorfer Geſundbrunnen. (1703.). 291
Hauptſächlich nach der Druckſchrift: Unpaſſionirtes Unterſuchen des Bergedorfer Geſundbrunnens ꝛc. 1703, deſſen ungenannter Verfaſſer der in der Erzählung angeführte Dr. med. Decker iſt. (Hamb. Schriftſteller-Lexicon II, S. 17.). — Die handſchr. Chroniken, Stelzner u. A. führen die Sache nur kurz an.

32. Vom St. Annen-Kirchhof. (1711.) 295
Der nahe bevorſtehende Abbruch des noch exiſtirenden St. Annen Thurmes und die Umwandelung ſeiner Umgebung rechtfertigt wohl die ausführliche Localbeſchreibung. — Des Dr. med. Lambecius Selbſtmord berichtet Zanibals Chronik. — Das Grabbuch des Annen Kirchhofs, welches ich durchgeſehen, umfaßt nur etwa 100 Jahre. Von der Weigerung der Beere zu St. Catharinen handelt eine Archivalacte.

33. Teufeleien gegen Kinder. (1711.)..... 299
Aus einer Acte des Stadtarchivs, welche das notarielle Abhörungs-Protocoll enthält, aus deſſen formeller Aufnahme erhellt, wie ernſt und wichtig die Schulvorſteher dieſe Sache genommen haben. Höheren Ortes ſcheint man nicht ſo viel Weſens davon gemacht zu haben, da von einer Abhörung der Eltern keine Spur in der Acte iſt. — Ueber das Mäuſemachen ſ. Trummer rechtsgeſchichtl. Vorträge I, 142. —

34. Ein unbeugſamer Mann. (1711—1746.).... 303
Ueber dieſen, den Oberalten Hans Witte, iſt bisher faſt nichts bekannt geweſen. Nur einzelne Züge ſeines Benehmens in Bürger-Conventen und ſeine Suspenſion werden

Digitized by Google

Seite

bei Stelzner u. A. kurz angeführt; die lange Vacanz seines Amtes erhellt aus den Staatskalendern, ohne daß man sie sich erklären konnte. — Ich habe diese Erzählung aus den R. u. B. Verhandlungen, vorzüglich aber aus einer Archivalacte geschöpft, und einzelne Züge nach dem Bericht einer handschr. Chronik hinzugefügt.

35. Vom Rathsweinkeller. (Um 1720.)..... 310

Lappenberg, Programm der dritten Säc. Feier ꝛc. 1828, S. 14. 51 und Note 21. — Hieron. Müller's Tractat vom Eimbeck'schen Hause, 8. — Schlüter's und Langenbeck's Commentare zum Statut, Tit. 28, Art. 18. — Klefecker III. 413 Note m. — v. Heß Top. II. 375. — Manche Einzelheiten z. B. in Betr. der vom Rathskeller geschenkten Kanonen, sind aus Archivalacten. — Vom Garbrader Vicke erzählt die Zanibalsche Chronik. — Von der Henkerstube, vom Gerippe im Weinfaß und vom Leder- und Eisen-Geschmack berichtet das Buch "der deutsche Kundschafter" S. 127 ff., dessen engl. Original den um 1720 hier accred. großbritannischen Legations-Secretair Lediard zum Verfasser hat.

36. Die Petri- und Matthiä-Mahlzeiten E. H. Raths im Eimbeckschen Hause. (1568—1724.)

I. — VII..... 319

Vollständig nach Archivalacten zusammengestellt. — Wenn schon dieser Aufsatz zunächst für die Freunde und Kenner unserer vaterstädt. Geschichte geschrieben ist, so dürften die mancherlei darin enthaltenen Eigenthümlichkeiten, als Beiträge zur Sittengeschichte, doch auch allgemeineres Interesse haben. — Der Abschnitt IV. ist aus literar- und kunstgeschichtlicher Rücksicht so weit ausgeführt, wobei ich in Betr. einiger Künstlernotizen benutzt habe: Ziegra, Hamb. Kirchengeschichte II. 554, und Gathy, musikal. Conversat. Lexicon S. 367, woselbst jedoch einige abweichende Angaben. — Wenn etwa Leserinnen bis zum Abschnitt V. durchdringen sollten, so werden sie es hoffentlich inne werden, daß derselbe nur für sie so umständlich gehalten ist. — Beim Abschnitt VII. habe ich die im Texte angeführten Recesse und desfallsige Verhandlungen vor Augen gehabt.

37. Aus der Rathsstube. (1690—1790.)..... 359

I. Eine Bürgermeister-Wahl..... 359

Nach mündlichen und handschriftlichen Ueberlieferungen. — Ueber beider Bürgermeister Leben s. m. Buek, genealog.

Digitized by Google

Seite

Notizen ꝛc. S. 138 und 184, woselbst jedoch der Wahlanekdote keine Erwähnung geschieht. Die Erlebnisse der Tochter Wiese's ergiebt ein Stammbaum der Familie auf dem Stadtarchiv.

II. Vom Tränklein..... 361

Der Anfang ist dem handschr. Aufsatze eines Zeitgenossen um 1700 entnommen. Eine ähnliche Notiz glaube ich auch in irgend einer ungedruckten Chronik gelesen zu haben. Das daran geknüpfte Märlein ist nur ein traditionelles, und wie der Schluß, mir nur aus mündl. Ueberlieferung bekannt.

III. Vom Rathshabit..... 363

Ebenfalls lediglich eine Aufzeichnung mündlicher Ueberlieferungen. — Der Habit der Herren Bürgermeister war vor 100 Jahren ein fünffacher. Der mit Zobelpelz besetzte Staatshabit, und ein ebenso warmer alltäglicher für den Winter, daneben 3 Arten Sommerhabite, für deren Anlegung Herr Bürgermeister Poppe ein eigenes Regulativ befolgte. Ueber den Rathsherrenhabit der Syndiker und Secretarien bei Begräbnissen ihrer Collegen habe ich in Archivalacten eine Notiz gefunden.

IV. Menagirungen..... 364

Aus handschr. Nachrichten im Stadtarchiv.

V. Vom Blumenbouquet..... 366

Nach einem Senats-Conclusum, worin das von der Kammer beantragte Menagement beschlossen wird. Von dem Widerwillen des Kammerbürgers gegen allen Blumenduft habe ich nur aus mündlicher Ueberlieferung Kunde.

38. Eine Domina des St. Johannis Klosters. (1700.)..... 367

Das Innere des Klosters habe ich nach eigenen Erinnerungen aus meiner Knabenzeit zu zeichnen versucht. Ueber die Raritäten im Keller berichtet z. Th. auch von Heß, Topogr, I, 295. 296. — Ueber die Exemtion der Conventualinnen von Abgaben giebt es Archivalacten, worunter das Senatsconclusum wegen des Rummelteufs-Bieres. — Die Geschichte von der Domina Marg. Elebeck ist bei Steltzner IV, 379 f. f. erwähnt. Ich habe sie nach Archival- und den bürgerschaftl. Convents-Acten erzählt. Hier wie bei Steltzner wird ihr Name rücksichtsvoll nicht genannt, ich habe ihn aus handschr. Notizen ersehen. Nach-

Digitized by Google

Seite

träglich wird mir noch Kunde von einem interessanten Spuk- und Poltergeist, der in den öden Räumen des alten Klosters sein Wesen getrieben haben soll.

39. Eybert Bruß und sein Verdruß. (1733)... 378
Nach sehr umständlichen handschr. Nachrichten. Der Mann hieß eigentlich, wie ich zufällig erst beim Niederschreiben dieser Anmerkungen ersehe, Eybert Hinrich Brüß, des Lic. Joh. Heinr. Brüß Vater. Nach einer Acte über das vormal. Ilsabe'n Haus am großen Burstah, besaß und bewohnte er dasselbe damals.

40. Eines Lootsen Noth und Rettung. (1736).. 381
Nach handschr. Nachrichten. — Aehnlich aber nur kurz erzählt in Grandauer, Ritzebüttelsches Gedenkbuch, S. 44.

41. Jahrmarkts-Unruhen. (1742)..... 384
Lediglich nach Archivalacten erzählt. Das Mandat befindet sich nicht in der bekannten Sammlung, ein Beweis, daß dieselbe nicht ganz vollständig.

42. Eine Liebesgeschichte. (1768—1772.)..... 387
Daß ich die Namen der Hauptheiden dieser sonst vollkommen wahren Geschichte verändert, war um so natürlicher, als der bejahrte Sohn des Paars noch am Leben ist. Ich habe diese Geschichte nach einem seit 10 Jahren zufällig mit andern handschr. Hamburgensien erworbenen Manuscripte erzählt, einer Abschrift der S. 416 erwähnten Species facti nebst vielen Beilagen, deren Orig. Ausfertigung Herr Arnold damals dem Könige von Preußen eingereicht hat. Es scheint, daß er oder sein Advocat mehrere Abschriften anfertigen ließ, um sie hochgestellten Personen zur Beförderung seiner Sache mitzutheilen. — Die Beilagen enthalten auch die mitgetheilten Briefe, die Zeugenaussagen ꝛc. — Eine der Vignetten auf dem Umschlage stellt den Moment dar, wie der Lieutenant seiner Schönen einen Liebesbrief einhändigt.

43. Das Recht der ältesten Tochter. (1739.).... 419
Aus dem von Jacob von Aren geschriebenen Haus- und Familienbuche. Dieser treffliche Mann (auch Bürger-Capitain der 2. Comp. des Reg. St. Petri) starb 1773. Unter seinen Söhnen zeichnete sich neben dem Oberalten Otto v. A. auch der Bürger-Capitain Jacob v. Aren aus, vorzüglich durch die Uniformirung seiner Compagnie, die er auf seine Kosten beschaffte, um die Möglichkeit zu zeigen die Hamb. Bürgermiliz gleichmäßig zu ajüstiren.

Digitized by Google

Seite

Ein viel späteres Beispiel von dem Recht der ältesten Tochter habe ich in des sel. Bürgermeister Bartels Briefwechsel mit seinem Vater gefunden. Dieser, der nachherige Oberalte Claes Bartels, meldet seinem in Venedig weilenden Sohne die Verlobung der jüngeren Tochter, und fügt hinzu: "Gern hätte ich die Sitte unsrer Voreltern befolgt, und die jüngere nicht vor der älteren verheirathet; aber da es ihr Lebensglück gilt, so habe ich, natürlich erst nachdem deine älteste Schwester eingewilliget hat, meinen Segen nicht verweigern wollen."

44. Die Landparthien der Klosterjungfern. (Um 1750.) 423

Die Ausfahrten derselben nach Harvestehude sind noch in unserm Jahrhundert gebräuchlich gewesen, wie Vielen noch erinnerlich; jedoch war längst von der vormaligen feierlichen Form das Meiste abgekommen. — Ueber das Jungfernhaus zu Harvestehude u. s. a. redet von Heß, Topogr. III, 62—64. — Dort ist auch von Hagedorn's Neigung für diesen Ort die Rede, wovon ein Mehreres bei Eschenburg, Fried. von Hagedorns Werke IV, 158—160. — Hagedorn's mehrfach citirtes Gedicht "Harvestehude" erschien 1746 in 4o. mit einem Satyrbilde als Titelvignette. In der Ausgabe seiner poet. Werke vom Jahre 1757 ist es im III. Theil, S. 117 abgedruckt, gleich nach dem Gedichte an die Alster "Beförderer vieler Lustbarkeiten, du angenehmer Alsterfluß!" Die Ausgrabung der Klosterruinen (Reddermeyer. Top. u. Stat. S. 114. Note) fällt übrigens in eine viel spätere Zeit.

45. Kinder Spiele und Unarten. (Seit 1561.) .. 428

Man wird es hoffentlich nicht mißbilligen, daß ich dieses kleine Genrebild zugleich als Rahmen benutzte für manche kleine Sitten- und Characterzüge, Thatsachen, Beiträge zur Culturgeschichte, Hamburgische Eigenthümlichkeiten und sogar für vaterstädtische Sprüchwörter und Anekdoten, welche selbstständig sich nicht erzählen lassen und einer Anlehnung bedürfen. — Die darin mitgetheilten Geschichten, betreffend, bemerke ich Folgendes: Die Hinrichtung des Knaben, 1581, wird in Chroniken ꝛc. berichtet. Daß er wohl Schlimmeres als Fenstereinwerfen verübt, äußern Griesheim (Tractat v. d. Stadt Hamburg) II, 12, und Günther, Addr. Compt. Nachr. v. 31sten Dec. 1781. — Ueber den Knabenfrevel gegen Fremde: das im Texte citirte Mandat; es steht (wie jedes der übrigen in dieser Erzählung

citirten Mandate) unter seinem Datum in der bekannten Mandatensammlung. — Die Einführung der Laternen und die Frevel gegen diese ist nach Acten, Mandaten, handschriftl. Chroniken erzählt. — Ueber den Weihnachtsmarkt im Dom: Meyer, Blick auf die Domkirche, S. 51. — Die Weihnachts- und Dreikönigs-Umzüge, deren Spuren in handschr. Chroniken und Archivalnotizen nur dürftig, werden durch die in den angeführten Mandaten liegenden Umstände vervollständigt. Uebrigens s. m. über Kinjees Richey's Hamb. Idioticon, S. 116, und Schütz, Holstein. Idioticon II, 255, so wie über Klinggeest, Kaßabend und Bullbuksabend: daselbst I, 9 u. 10. — Die Selbstverbrennung des Cord Detjens theilt Jannibal's handschr. Chronik mit. — Ueber Lütke Lüdemann's martialischen Aufzug sprechen Stelzner III, 1090 und die handschr. Chroniken, wo er irrig Lümann genannt wird. Das daraus erfolgte Soldatenspiel der Kinder berichtet kurz Jannibal. — Ueber Schulgrüne und Panteljohne s. Richey, Hamb. Idioticon, S. 82 und 180. — Die Knabenfrevel des vorigen Jahrhunderts resultiren sämmtlich aus den cit. Mandaten und einigen Archivalacten, — Die Verkleidungen und Spiele der Reepschlägerjungen werden noch erinnerlich sein; in einer Archivalacte werden sie noch 1821 erwähnt. — Ueber Jan Blaufink (dessen Normalbild viele Einzelheiten zusammenfaßt, vgl. m. auch Schütz Holst. Idiot. I, 112. Manches verdanke ich den mündlichen Mittheilungen älterer Hamburger. Der Vorfall in Betreff der schwimmenden Mutter mag etwa 1825 passirt sein. Diese, wie die Hochwasser-Abschweifung, sind nach eigenen Erinnerungen erzählt. — Wegen der Züge zum Vogelschießen theilten mir befreundete Altstädter das Material mit. — Bei Erwähnung der Schreckensnacht den 24. Dec. 1813, erinnere ich an das Gemälde in der Petrikirche, welches die dortige Einsperrung der armen Leute darstellt. — Da die "Ehrenpforten" vermuthlich einmal wieder verschwinden werden, so wird sich die Zeichnung dieses Kinderspiels wohl rechtfertigen lassen.

Langhoff'sche Buchdruckerei.

Digitized by Google

Verbesserungen.

Seite	5	Zeile	9	von oben, lese man:	doch,	statt	noch.
„	23	„	10	„ „	es,	„	er.
„	38	„	12	„ „	als,	„	wo.
„	70	„	10	„ „	es ist,	„	ist es.
„	96	„	10	„ „	Wilhad,	„	Wilhad.
„	184	„	5	von unten, „	als,	„	oder.
„	292	„	8	von oben, muß aus wegfallen.			

Digitized by Google

In der Verlags-Handlung sind ferner erschienen:

	Thlr.	Sgr.
Alten, F. v. Graf Christoph von Oldenburg und die Grafenfehde. gr. 8. 1853. geh.	1.	20
Beneke, O. Dr. Hamburgische Geschichten und Sagen, 2te Aufl. gr. 8. geh.	1.	15
Beiträge zur Statistik Hamburg's. (Mit besonderer Rücksicht auf die Jahre 1821—1852), Nebst einem Hefte statistischer Tabellen. Herausgegeben von Mitgliedern des Vereins für Hamburgische Statistik. gr. 8. 1854. geh.	2.	—
Chroniken, Hamburgische, herausgegeben von Dr. J. M. Lappenberg. Erstes Heft. gr. 8. 1853. geh.	—.	24
Detmar, des Franciscaner Lesemeisters, Chronik, nach der Urschrift und mit Ergänzungen aus andern Chroniken, herausgeg. v. Dr. F. H. Grautoff. 2 Thle. gr. 8. 1829. 30	7.	—
Heß, J. L. v., Ueber den Werth und die Wichtigkeit der Freiheit der Hansestädte. gr. 8. geh.	1.	10
Histoire de la ville de Hambourg, de son commerce et de sa religion. 2 Tomes. gr. 8. 1809.	4.	15
Kirchenpauer, Dr. G. H., Programm zur Einweihungs-Feier der neuen Börse in Hamburg, am Donnerstage den 2. Dec. 1841. — Auch unter dem Titel: Die alte Börse, ihre Gründer und ihre Vorsteher. Ein Beitrag zur Hamburgischen Handelsgeschichte. gr. 4, 1841.	1.	—
Laurent, J. C. M., Das älteste Hamburgische Handlungsbuch aus dem vierzehnten Jahrhundert. Eine Jubelschrift. gr. 8. 1841. geh.	—.	15
Lexicon der Hamburgischen Schriftsteller bis zur Gegenwart. Im Auftrage des Vereins f. Hamb. Gesch. ausgearbeitet von Dr. H. Schröder. Is bis IIs Heft. gr. 8. à Heft	—.	15
Mönckeberg, C., Die St. Nikolai-Kirche in Hamburg. Ein geschichtliches Denkmal. gr. 8. 1846.	2.	—
Münzen und **Medaillen**, die neuen Hamburgischen. Eine Fortsetzung des neuen Hamburgischen Münz- und Medaillen-Vergnügens von Langermann. Herausgegeben von einem Ausschusse des Vereins für Hamburgs Ge-Geschichte. I. — 7. Stück, à 1 ℛ 15 Sgr.	10.	15
II. 1. — 4.	6.	—
Prätzel, K. G. Hamburgischer Jugendfreund. 2 Bde. 8. geh.	2.	—
Privatstiftungen, die milden zu Hamburg. Herausgegeben auf Veranlassung des Vereins für Hamburgische Geschichte. gr. 8. 1845.	1.	10
Suhr, J., Beschreibung der St. Petrikirche zu Hamburg und ihres Thurmes. Nebst einem chronologischen Verzeichnisse des Kirchen-Collegiums und der Prediger, sowie 4 erläuternde Abbildungen. gr. 8. 1843. geh.	1.	15
Westphalen, Dr. N. A., Hamburgs Verfassung und Verwaltung in ihrer allmähligen Entwickelung bis auf die neueste Zeit dargestellt. 2 Bde. gr. 8. 1846. geh.	4.	15
— — Geschichte der Hauptgrundgesetze der Hamburgischen Verfassung. 3 Bde. gr. 8. 1844.	5.	10
Zimmermann, Dr. F. G., neue Chronik von Hamburg, vom Entstehen der Stadt bis zum Jahre 1819. gr. 8. 1820.	1.	10
Unter der Presse: Briefe des Bürgermeisters Johann Schulte an seinen Sohn, geschrieben in den Jahren 1680—1685.		

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google